

Die Herrin von Ibichstein (1878) ist ein heute vergessener Roman, seine Verfasserin Friederike Henkel (1826–1910) nahezu unbekannt. Im 19. Jahrhundert war der Roman jedoch sehr erfolgreich, erlebte mehrere Auflagen und zwei in New York publizierte Übersetzungen.

Warum lohnt sich eine Wiederentdeckung? *Die Herrin von Ibichstein* ist die Geschichte einer eigenwilligen Frau, die in der noch höfisch geprägten Gesellschaft des 19. Jahrhunderts ihren Weg sucht und findet. Es ist spannend und vergnüglich, das komplizierte Leben der stolzen Esther von Tossen zwischen verarmtem Provinzadel und höfischer Residenzpracht zu verfolgen. Sie will unabhängig sein und erkennt im engen Rahmen gesellschaftlicher Konventionen drei Mittel zur Erreichung dieses Ziels: ein Mann sein, reich sein, sich nie verlieben. Natürlich wird sie scheitern – und genau dadurch ihr Ziel erreichen.

Im Zentrum des Romans steht eine fiktive Residenzstadt, für die Kassel Modell gestanden haben könnte. Als Tochter eines Hofmalers und Ehefrau eines Hoflehrers und Diplomaten, die fast 40 Jahre hier lebte, kannte Friederike Henkel das höfische Treiben sehr gut und erlebte den letzten hessischen Kurfürsten aus nächster Nähe.

Die Herrin von Ibichstein ist das literarische Gemälde einer vergnügungssüchtigen, selbstbezogenen Adelsgesellschaft, die sich mit Liebeleien und Schlittenpartien, Bällen und Porträtsitzungen, Teegesellschaften und Jagd die Zeit vertreibt. Trotzdem bietet der Roman keine Schwarz-Weiß-Malerei wie mancher aufklärerische Roman des 18. Jahrhunderts, der dem lasterhaften Hof das natürliche Landleben entgegensetzt.



ISBN 978–3–86525–585–3



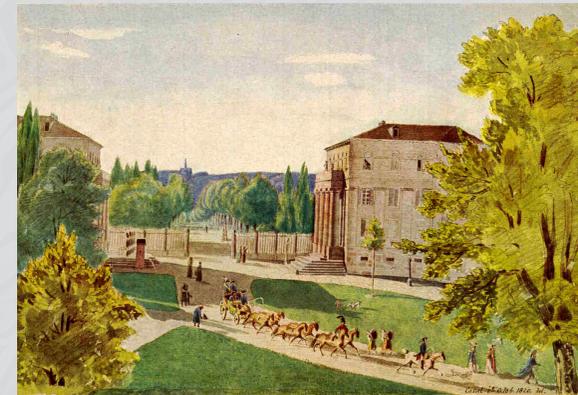
Friederike Henkel

Die Herrin von Ibichstein

EW
22

Friederike Henkel

Die Herrin von Ibichstein



Neuedition mit einem Nachwort
herausgegeben von
Nikola Roßbach

Edition Wehrhahn 22
Wehrhahn Verlag

Edition Wehrhahn

22





Friederike Henkel

Die Herrin von Ibichstein

Neuedition mit Nachwort
herausgegeben von
Nikola Roßbach

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2017

Wehrhahn Verlag

www.wehrhahn-verlag.de

Satz: Wehrhahn Verlag

Umschlagabbildung: Ludwig Emil Grimm: »Kurfürst Wilhelm I. fährt
durch das Wilhelmshöher Tor in Kassel« (Aquarell auf Papier)

© Kulturstiftung des Hauses Hessen, Museum Schloss Fasanerie,
Eichenzell bei Fulda

Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Europe

© by Wehrhahn Verlag, Hannover

ISBN 978-3-86525-585-3

Inhalt

Die Herrin von Ibichstein	7
Nachwort	281
Editorische Notiz	294



Erstes Kapitel.

Nicht wer arm ist, ist zu
beklagen, wer arm wird.
Jean Paul.

»Guten Abend, mein Fräulein! Noch nicht zu Hause? Gleich Sieben – wir können wohl zusammen gehen, wie?«

Diese Worte kamen von den Lippen des Rechtsanwalts Günther, eines kleinen, untersetzten Mannes, mit einem so wohlgenährten Gesicht, daß, hätte man auf seine Nase, als den Mittelpunkt desselben, einen Zirkel gesetzt, man getrost einen Kreis hätte ziehen können, ohne daß irgendwo eine Lücke un- ausgefüllt geblieben; aber es blitzten ein Paar lustige, blaue Augen daraus hervor, und die vollen, gesunden Lippen, die so oft ein fröhliches Lächeln trennte, zeigten zwei Reihen wohlgeordneter weißer Zähne, die, mit den rothen Backen des Mannes, den Eindruck einer durch und durch gesunden Natur machten. Er trocknete sich die kahle Stirn mit einem Taschentuch und blieb, tief Athem holend, vor einem jungen Mädchen stehen, welches vor ihm hergegangen war und sich bei seinen Worten nach ihm umwandte.

»Guten Abend, Herr Günther, wollen Sie zu uns?«

»Ja wohl, Fräulein Esther; heute ist mein laufender Geschäftstag, das heißt,« lachte der Advokat gutmüthig, »der Tag, an welchem ich meine Klienten zu Fuß besuche. Seit letztem Termin war ich nicht in Tossen – ist doch Alles noch wohl und munter bei Ihnen, wie?«

»Natürlich.«

»Natürlich! Das ist so recht eine Antwort nach Jugendart! Warum ist denn das so natürlich, mein Fräulein – wohl und munter! – als ob wir nicht vergängliche Naturen wären, heute

roth, morgen todt. Aber ist das eine Hitze, puh, puh!« Er blies die dicken Backen auf und wehte sich mit dem Taschentuch Kühlung zu. – »Waren wohl spazieren gegangen, allein – ohne Onkel?«

»Onkel Walther war es zu warm, ich soll ihn nach dem Essen führen.«

»Ja, so achtzehn Jahre fürchten weder Hitze noch Kälte. Und Tante Sophie, Tante Vielliebchen sind wohl?«

Das junge Mädchen warf aus ihren dunklen Augen einen verweisenden Blick zu dem kleinen Mann hin. »Beide wohl und munter, besonders Tante Philippine,« sagte sie mit Nachdruck.

Er blieb einen Augenblick stehen, beschattete mit der Hand seine Augen und sagte dann: »Nein, kein Wölkchen am Himmel, klarer, stiller Sonnenuntergang, da ist keine Aussicht auf Regen! Schlimm für die Heuernte, für das Obst; was die Mäuse auf dem Feld thun, machen ihnen die Raupen an den Bäumen nach. Und war doch das ein Frühjahr, ein Gras, eine Blütenpracht! Wie steht es denn in Tossen, Fräulein Esther?«

»Da wird es ja wohl eben so stehen wie überall. Ich wüßte nicht, daß der Ort je etwas vor anderen vorausgehabt.«

Es war ein höhnischer Zug, der in dem jugendlichen Gesicht bei dieser Antwort sich zeigte und der feine Mund, dessen Unterlippe ein wenig vorgebaut, zog sich verächtlich herab.

»Sagen Sie das wieder nicht, Fräulein. Tossen war einst eine der schönsten Besitzungen im Land, die Barone von und zu Tossen und Belrieth gehörten zu dem reichsten Adel in der Umgegend. Noch der Großvater, Diezmann von Tossen, hatte Schäfereien, Gestüte und die schönsten Waldungen, daß man dachte, er könne jedem seiner Kinder ein gräfliches Einkommen hinterlassen. Wenn es nur Fideikommiß gewesen! Aber so, da weiß Gott wie es gekommen – wie Schnee ist es dahin geschmolzen, ja, wie Schnee, waren der Kinder gar so viele, und dann –«

»Als ob ich nun das nicht längst wüßte, Herr Günther,« un-

terbrach ihn das junge Mädchen kurz. »Meinen Sie, Tante Philippine erzählte das nicht sehr oft, wie reich und mächtig wir gewesen und malte sich die schöne Vergangenheit mit all' der Geduld aus, die sie besitzt? Sie tapeziert sich damit die kahle Gegenwart zu, ißt geduldig ihr trockenes Stück Brod zum Kaffee, während sie dabei ihrer Großmutter gedenkt, die Kuchen gehabt. O ja, es hat etwas Rührendes, wenn man sich so vom Glanz seiner Vorfahren nährt!«

Die Worte klangen so scharf und wegwerfend, daß der kleine, muntere Advokat erstaunt in das Gesicht des jungen Mädchens sah. Er hatte es vielleicht noch niemals so aufmerksam gethan, als in diesem Augenblick, und es fiel ihm jetzt erst auf, wie fein geschnitten und wie stolz diese Züge waren. Die etwas mandelförmig geschlitzten Augen hatten einen eigenen, hochmüthigen Ausdruck, besonders wenn sie dieselben halb schloß, was öfters geschah, ihre Nase war vielleicht zu groß, da ihr Gesicht noch nicht die reife Fülle der Jugend erreicht; das Haar trug sie so eigenthümlich wie möglich, auf der einen Seite aus der Stirn gestrichen, während es von der andern tief herabhing und ihrem Gesicht auf diese Art einen zwiefachen Ausdruck verlieh. Ihre feinen, aristokratischen Hände steckten in unverhältnißmäßig großen Handschuhen, ihr leichtes Tuch hatte sie auf dem Rücken zusammengeschlungen und den Hut trug sie am Arme.

Ja und dennoch, sagte ihr Begleiter zu sich, trotz ihres miserablen Anzugs, auf den ersten Blick sieht man ihr die vornehme Abkunft an! So stolz wirft kein gewöhnliches Mädchen den Kopf zurück. – »Da wären wir schon an der Gartenthüre,« sagte er jetzt laut, »ist sie offen? – ja, so brauchen wir nicht um das Haus herum zu gehen – bitte, Fräulein Esther, bitte.« – Herr Günther ließ die hölzerne Thüre zurückfallen und trat mit dem jungen Mädchen in den Garten ein. Sie kamen an verwilderten Blumenbeeten vorüber, welche der buschige Buchsbaum nur hie und da begrenzte, an Statuen, die ihre Arme im Beginn ihres

Daseins wohl anmuthig emporgestreckt, um einen Blumenkorb zu halten oder einen Bogen zu spannen, an deren Stelle aber jetzt verrostete Drahtstangen aus den üppigen Gestalten hervorsahen und Korb und Bogen waren gänzlich verschwunden. Ueberall Trümmer glanzvoller, reicher Zeiten! Den Mittelpunkt der vernachlässigten Anlagen bildete ein verfallener Springbrunnen. Die Umhüllungen der Röhren, aus welchen das Wasser sonst gesprudelt, waren nur noch stückweise vorhanden, und die Figur, welche in der Mitte dieses Wasserkunstwerks stand und vermuthlich einen Krug in der Hand gehalten, aus dem der Hauptwasserstrahl herausgeflossen, sah jetzt nur auf ein paar sich mühsam hervorquälende Tropfen, welche bereits an ihrem Gewand einen schmutzigen, rothbraunen Streifen gebildet hatten. Aber die Blumen sandten ihren Duft aus den bunten Kelchen wie in den Zeiten des Glanzes, und ebenso warm noch schienen auch die Sonnenstrahlen auf den Weg, welchen die Enkelin dieses herabgekommenen Geschlechts betrat. Was Menschenhände geschaffen, ist vergänglich wie sie selbst, nur die Naturgesetze sind ewig.

Herr Günther mochte wohl etwas dergleichen gedacht haben, denn er hatte, ganz gegen seine Gewohnheit, bis jetzt geschwiegen und nur beobachtet.

»Da kommt Onkel Walther,« sagte Esther und lief auf einen Herrn zu, welcher ihnen auf dem Weg entgegen kam.

»Du bist spät,« entgegnete Dieser. »Wer kommt mit Dir?«

Esther's Onkel war blind, schon seit seinem zehnten Jahr. Er war von Jugend auf ein zarter, kränklicher Knabe gewesen; man hatte geglaubt, als er mit seinen Geschwistern an den Pocken erkrankte, er werde sterben, aber er kam mit dem halben Leben davon, er genas und wurde blind.

»Herr Günther ist es, Onkel; aber wo ist Michel, Du bist ohne ihn gegangen?«

Ueber des Blinden Gesicht glitt ein Lächeln.

»Heute habe ich ihn überlistet, er hatte mich nicht fortgehen hören, ich bin ohne seine treuen Augen so weit gekommen. Er schläft, aber laß ihn!« bat er, als Esther unwillig fortgehen wollte, um den Führer ihres Onkels zu holen, einen alten Hühnerhund. »Laß ihn! Guten Abend, Herr Günther.«

»Gott zum Gruß, Herr Baron.« Der Advokat ergriff die ausgestreckte Hand des Blinden, »wir haben uns ein wenig verspätet, Fräulein Esther und ich; es geht Einem so leicht im Sommer, wo die Wege heiß und die Tage lang. Nun, wie stehts, hübsch munter, Herr Baron?« Er nahm den Arm des Blinden in den seinigen und schritt langsam nach dem Haus.

»Danke, Herr Günther; gottlob, ich kann nicht klagen.« Dieß sagte er sehr oft, der Beklagenswertheste der ganzen Familie. »Meine Schwestern werden sich sehr freuen, Sie zu sehen – vorausgesetzt, daß Sie keine unangenehmen Nachrichten mitbringen.«

»Nein, durchaus nicht! Ich komme nur, weil der Pacht der Ellerwiese abläuft; es ist da Einiges zu ändern, sollte sich ein neuer Liebhaber dazu finden, wo nicht – nun, aber da muß ich erst mit Fräulein Sophie reden. So, hier die paar Stufen, Herr Baron.«

Beide Herren traten jetzt in den Gartensaal. In der Mitte desselben stand der bereits mit Speisen besetzte Tisch. Am Fenster saß eine Dame und las; bei dem Geräusch, welches die Eintretenden verursachten, wandte sie sich um. Es war Tante Philippine, oder wie sie in der Familie hieß: »Vielliebchen«. Sie war in dem reifen Alter von sechsunddreißig Jahren, groß, gut gewachsen, nur das Gesicht war zu voll, die dicken Backen beengten die freundlichen blauen Augen und besonders war der Sommer ihrem Teint außerordentlich feindlich, da sich in der Hitze eine Röthe über ihr Antlitz zog, welche die Schönheitsgrenzen überschritt. Aber sie hatte einen wunderbar sanften Schmelz in ihrer Stimme – es war die ganze Milde und Harmlosigkeit ihrer Seele, die aus dieser Stimme sprach.

»Ei, guten Abend, Herr Günther!« sagte sie freundlich und ilte auf den Advokaten zu, das Buch schnell beiseite legend. »Bitte nehmen Sie gleich am Tische Platz; komm', Walther.«

Sie rückte die Stühle zurecht und nahm Herrn Günther den Hut ab. Der Advokat dankte verbindlich und versuchte ihre hübsche Hand zu küssen. Tante Philippine war sein Liebling. Ja, er hatte zuweilen einen Gedanken in sich lebendig werden gefühlt, welcher ihn gefragt: Möchtest du nicht, daß Fräulein von Tossen deine Frau würde? – Aber da war Fräulein Sophie von Tossen und die Antwort lautete ganz bestimmt: Diese gibt das nie zu und ohne ihre Einwilligung wird Keiner in der Familie etwas zu thun wagen.

»Schwester Sophie wird gleich kommen,« sagte sie. »Und Esther, ja, – ich weiß nicht, wo diese ist, im Sommer hört alle Pünktlichkeit auf.«

»Das habe ich eben auch dem Herrn Baron gesagt. Und was haben Sie da gelesen? Wir haben Sie gestört, Fräulein Philippine, aber warum auch gehen Sie nicht in's Freie bei solch' schönem Wetter?«

Sie wollte etwas erwidern, als in demselben Augenblick die Thür sich öffnete und Fräulein Sophie von Tossen eintrat, die Aelteste der Geschwister. Trotz ihrer mehr denn einfachen Kleidung war ihre Erscheinung dennoch eine imponirende. Auch sie hatte die eigenthümlich gebauten Augen, wie ihre Nichte, nur lag noch mehr Kälte, noch mehr Stolz in ihrem Ausdruck. Seit dem Tode von Esther's Vater, ihrem zweiten Bruder, stand sie allein allen Geschäften vor, kämpfte allein gegen den Verfall ihres Hauses, und dennoch war ihr Haar ohne jene feinen Silberlinien geblieben, den sichtbaren Zeugen von Kummer und Alter, und es besaß ihre Gestalt eine Fülle, die unter schlechten Verhältnissen nur selten zu finden ist. Letzteres mochte wohl auch eher ein Familienerbtheil sein, zeigten doch die Ahnenbilder, welche noch die Wände schmückten, meistens wohlbehäbige, statt-

liche Figuren, ja, das Bild, welches über dem fadenscheinigen Sopha hing, war das jener Freifrau Irmine von Tossen, welche während ihrer zehn letzten Lebensjahre ihr Zimmer nicht verlassen und eine solche Korpulenz erreicht hatte, daß man bei ihrem Begräbniß genöthigt gewesen, das Treppengeländer abzubauen, weil der mächtige Sarg sonst nicht heruntergebracht werden konnte.

Der Advokat erhob sich dießmal ehrerbietig und ceremoniell.

»Es freut mich, Sie zu sehen, Herr Günther,« sagte Fräulein Sophie, mit einem Ausdruck der Protektion. »Sie haben jedenfalls für mich Einiges mitgebracht, was ich schon längst erwartet; bitte, behalten Sie Platz.«

»Alles bei mir, gnädiges Fräulein, Alles.« Er griff geschäftig in die Brusttasche seines Rockes.

»Ich denke, wir haben dazu später auch noch Zeit; erst wollen wir uns für das Geschäft stärken.«

Sie setzte sich auf ihren gewöhnlichen Platz, oben am Tisch und sagte, nachdem sie einen raschen Blick über denselben geworfen: »Ich bitte, Philippine, sieh' doch zu, warum uns Minna keinen Schinken gebracht und« – sie flüsterte ihrer Schwester noch ein paar Worte in's Ohr, worauf sich diese eilig entfernte.

»Wo ist Esther geblieben?« fragte Baron Walther, indem er aufmerksam auf jedes nahende Geräusch zu hören schien.

»Sie hat uns im Garten verlassen,« erwiderte Herr Günther. »Sicherlich ist sie wieder nach dem Hunde gelaufen. Doch da ist sie – wahrhaftig! *Lupus in fabula!*«

Fräulein Sophie ließ einen ihrer kalten, strengen Blicke nach der Thür gleiten, zu welcher ihre Nichte jetzt eintrat.

»Sieh' einmal an, Fräulein Esther!« lachte Herr Günther. »Kaum gewünscht, erscheinen Sie auch! Sie sind uns fortgelaufen, um nach dem Hunde zu sehen, hab' ich nicht Recht? Aber nun kommen Sie und setzen Sie sich zwischen Ihre besten

Freunde.« Er klopfte auf den leeren Stuhl, zwischen sich und dem Baron.

Als sie Platz genommen, legte sie den Kopf an ihres Onkels Schulter.

»Ich habe Michel seinen Teller mit Essen gebracht, dann kann er nachher mit uns spazieren gehen.«

»Willst Du so gut sein, Esther,« sagte jetzt ihre Tante, »und ein wenig darauf achten, ob Dein Nachbar zur Rechten etwas zu essen hat – Herr Günther, nehmen Sie einstweilen von diesem Fleisch, Philippine wird gleich mit dem Schinken kommen, ich weiß, Sie sind ein großer Liebhaber davon!«

»Fräulein Sophie, Sie verziehen mich alten Knaben, danke unterthänigst, aber heut Abend muß ich auf diesen Genuß verzichten, es sind kaum zwei Stunden, daß ich gevespert; ich war bei Fräulein Hede von Uern auf Ibichstein und da« – er zuckte die Achseln, ein schelmisches Lächeln vergrößerte seinen Mund.

»Ah so!« sagte Fräulein Sophie gleichgültig. »Dann freilich.«

Jetzt kam Philippine zurück, begleitet von einer Magd in Bauernkleidern. Sie war eifrig bemüht, die mitgebrachten Schüsseln aufzustellen, während Esther ruhig zusah, ohne sich einen Augenblick veranlaßt zu fühlen, selbstthätig mitzuwirken.

»Liebe Philippine, setze Dich,« erklang plötzlich Fräulein Sophiens ernste Stimme. »Esther, gehe mit Minna, es fehlt noch das Salz.«

Esther gehorchte, dennoch war dieser Gehorsam mit einer Art Trotz verbunden. Sie warf beim Aufstehen ihrer Tante einen unzufriedenen Blick zu und folgte dann langsam der Magd.

»Auf Ibichstein waren Sie heut, Herr Günther?« fragte Baron Walther. »Das ist eine gute Strecke Wegs von hier.«

»Ich brauche nur eine Stunde, mehr nicht, da ich die Wege kenne, die schneller zum Ziele führen. Heute war wieder blitzwenig mit der alten Seele aufzustellen, einen Eigensinn hat sie – na, ich wollte, ich könnte ihren Eltern heut noch eine Vorlesung

darüber halten, daß sie das Unkraut im Charakter ihres Kindes nicht besser ausgerottet! Es ist überhaupt ein originelles Stückchen Schöpfung.«

»Wie alt mag sie wohl sein?« fragte Philippine, indem sie mit Wohlbehagen ihr Butterbrod schnitt.

»Genau weiß ich es nicht,« erwiderte Herr Günther nachdenkend. »Haben Sie sie einmal gesehen, Fräulein Philippine?«

»Nein, niemals; sie geht ja nie aus und fährt nur im verdeckten Wagen.«

»Ja, 's ist richtig. Sie sieht aus, als wäre sie über Siebenzig, ist aber sicher erst in den Fünzigern. Heute vor fünfundzwanzig Jahren schloß ich mit ihr den Verkauf von Ibichstein ab; sie hat das alte Nest damals billig genug bekommen. Wissen Sie, gnädiges Fräulein,« wandte er sich an Fräulein Sophie, »der verstorbene Bruder ließ ihr Belrieth anbieten, aber nein, es mußte Ibichstein sein. Es ist eben eine eigensinnige Person. Nun, ich gönnte damals der armen Frau von Sandel das Sümmchen auch, sie hat damit alte Bären losbinden können. Heute, – aber ich will warten, bis Fräulein Esther kommt, denn was ich eben erzählen wollte, ist recht nach ihrem Geschmack.«

»Ich hoffe, daß uns die Eier nicht kalt werden, ehe das Salz kommt,« bemerkte Tante Sophie und reichte dem Advokaten einen Teller, auf welchem unter einer Serviette mehrere weich gekochte Eier lagen.

»Du kleine Träumerin!« flüsterte Fräulein Philippine, als Esther mit dem Salz eintrat und es vor sie hinstellte. »Setze Dich rasch, Herr Günther will uns etwas von Ibichstein erzählen.«

Das junge Mädchen nahm eiligst Platz; Baron Walther strich ihr mit der Hand über die Stirn. »Tante Sophie ist böse,« sagte er leise.

Sie schob seine Hand ungeduldig beiseite und sah voll Interesse nach ihrem Nachbar zur Rechten.

»Die Eier sind noch in bester Temperatur, Fräulein Sophie,«

bemerkte Herr Günther, indem er zu gleicher Zeit einen Theelöffel voll des goldgelben Dotters zwischen die rothen Lippen schob. »Delikat. Ich glaubte wirklich nicht im Stande zu sein, noch etwas genießen zu können, aber einem gut gekochten Ei widerstehe ich schwer.« Er wischt sich behaglich den Mund. »Aber von Ibichstein wollte ich ja erzählen. Ich brachte heute dem guten Fräulein ihre Zinsen – Papiere, die sie mir aufgetragen zu kaufen, Geld, gelöst aus jenen, die sie verkauft. Das Geschäft war gut und vortheilhaft abgelaufen, was sie denn in die beste Laune versetzte. Als sie das Gold vor sich liegen sah und die Sonne darauf spielte, sagte sie: ›Sehen Sie, wie die Sonne mit dem Gold liebäugelt! Ja, ja, Sonnengold! Alles strebt darnach, es zu besitzen, – wie das verführt, wie das lockt! – Um davon viel zu besitzen,‹ – rief sie plötzlich und stieß die blanken Stücke mit dem Finger von sich – ›darum zertritt der Mensch die schönsten Blüten, die sein warmes Herz getrieben – darum verleugnet er seine Empfindungen und hält eine Maske vor sein wahres Ich! Darum bindet er seinen freien Willen und wird ein Knecht! Ha, ha, ha!‹ – lachte sie auf. ›Glauben Sie nicht, daß ein Narr mit einer Hand voll Gold mächtiger ist, als ein armer Teufel mit dem Kopf voll der schönsten Gedanken?« – Als Herr Günther jetzt einen Augenblick inne hielt, fragte Fräulein Sophie, ob dieß die für ihre Nichte versprochene Erzählung sei?

Der kleine Advokat lachte. Fräulein Sophie imponirte ihm nur bis zu einem gewissen Grad. »Dieß war nur die Einleitung. Vom Gold kamen wir auf die Edelsteine. Es war mir von einem meiner Klienten an Zahlungsstatt ein Schmuck angeboten – das heißt, es war nur eine goldene Schnur, woran ein Herz hing, welches auf der einen Seite mit Diamanten, auf der andern mit Rubinen besetzt war. Was sollte ich damit thun? Dennoch dachte ich, als mich an dem Tag gerade ein Geschäft zu Fräulein von Uern rief, vielleicht kauft sie das Ding – denn ich weiß, daß sie eine Freundin von Schmuck ist. Ich hatte richtig kalkulirt. Das

funkelnde Herzchen gefiel ihr und der Preis war ihr nicht zu hoch. »Ich will Ihnen einmal,« sagte sie nach einer Weile, während welcher sie beständig mit einem Handschuh an den Edelsteinen herumputzte, »etwas Aehnliches zeigen. Es ist ein Erbstück.« – Sie stand auf und holte ein altes rothes Lederköfferchen herbei, um mir einen Schmuck zu zeigen von solchem Glanz, daß ich vor Funkeln und Blitzen gar nicht wußte, was es eigentlich war. Blumen – rothe, weiße, blaue – Alles glühte und strahlte durcheinander, als sei es in der Hölle verfertigt. Ich mochte wohl ein recht dummes, erstauntes Gesicht dazu gemacht haben, denn plötzlich lachte sie auf, schlug das Etui zu und sagte: »Ja, das sind Säckelchen, die Einem den Kopf verdrehen!«

»Die Dame soll leidend sein, ich glaube einmal so etwas gehört zu haben!« sagte Fräulein Sophie und schnitt durch diese Frage den Effekt ab, welchen der Advokat, durch die Beschreibung auf Ibachstein hatte hervorbringen wollen.

»Ja, ja,« erwiderte er leichtthin. »Aber, pah! den Doktor hat sie noch nie gebraucht. Das bischen Rheumatismus oder Herzklopfen, was sie dann und wann hat, das doktert sie selbst wieder fort.«

Auf dem Gesicht des Blinden lag ein Ausdruck der heitersten Stimmung.

»Nun, Herr Baron, Sie lächeln ja so behaglich?« fragte Herr Günther. »Theilen Sie uns doch die Ursache mit.«

»Ich dachte daran,« erwiderte der Blinde, »wie der verlockende Goldesschimmer und Juwelenglanz für mich ungefährlich ist; mein blödes Auge kann der Seele keine Gefahr bringen und schaffte auch meine Phantasie mir die verlockendsten Bilder, meine Hände, wie meine Füße, sind gefesselt, den bösen Weg zu gehen.«

Jetzt glitt ein wehmüthiger Zug über Fräulein Sophiens Gesicht und Schwester Philippine schlich hinter den Stuhl ihres Bruders, und seinen Kopf liebevoll zwischen ihre Hände pres-

send, sagte sie: »Was nützen der alten Dame all' ihre Diamanten und Goldstücke, wenn sie Niemand besitzt, der sie liebt!«

»Bravo, Fräulein Philippine,« rief Herr Günther und eine leichte Röthe erhöhte die Freundlichkeit seines Gesichts. »Das sage ich schließlich auch! Ich schlage der ganzen Geschichte ein Schnippchen! – Ich habe das Ganze nur erzählt, weil ich weiß, daß meine kleine Nachbarin von Dergleichen gern hört!«

Esther blinzelte mit den Augen und kniff die Lippen aufeinander, denn sie erwartete eine darauf bezügliche scharfe Bemerkung ihrer Tante Sophie. Aber diese ignorirte die letzten Worte des Advokaten und fragte, ob es ihm gefällig, jetzt mit ihr die geschäftlichen Sachen zu besprechen? –

Man erhob sich. Ehe Fräulein Sophie Tinte und Feder nebst einigen alten Büchern herbeigeht, trat Herr Günther an Fräulein Philippinens Platz und blätterte in dem Buch, in welchem sie vorhin gelesen. »Aha, mein guter Freund,« sagte er. »Schon zweimal bin ich mit ihm den Weg nach Syrakus gewandert, mit dem alten Seume – wo haben Sie das Buch her, Fräulein Philippine, wie? – Ich hätte es Ihnen auch geben können.«

»Ernestine hat es geschickt. Es gehört ihr nicht einmal, ich muß es zurücksenden, aber erst, wenn ich es Walther vorgelesen.«

»Wie geht es dem gnädigen Fräulein? Kommt sie nicht einmal wieder her? – Ich dünke, ich hätte in der gestrigen Zeitung gelesen, der Hof verreise demnächst?«

»Alles unbestimmt! – Herkommen, dieß Jahr? das glaub' ich nicht, denn sie muß vielleicht mit den Herrschaften gehen. Aber, wie gesagt, sie weiß nichts Bestimmtes.«

Fräulein Ernestine von Tossen war die jüngste der Geschwister. Sie hatte einmal, bei der Einweihung einer Kirche in der Nähe von Tossen, das Glück gehabt, als junges Mädchen von siebenzehn Jahren zur Ueberbringerin der Schlüssel zum herzoglichen Stand erwählt zu werden; ihr bescheidenes, dabei feines

Benehmen hatte einen so günstigen Eindruck auf die Herzogin gemacht, daß sie das Mädchen, nachdem man Erkundigungen über dasselbe eingezo gen, auf ihre Kosten ausbilden ließ, um es später zur Hofdame zu ernennen. Dieß war nach zwei Jahren geschehen und da sie bereits neun Jahre diesen Posten versehen, stand sie jetzt in ihrem achtundzwanzigsten. –

Herr Günther blätterte im Buche, bis ihn Fräulein Sophie bat, sich nun mit den Papieren zu beschäftigen, die ihr die wichtigsten waren. – Bei diesen oft unangenehmen Verhandlungen der Beiden überließen die Uebrigen sie gern sich selbst. Esther nahm die Hand ihres Onkels und führte ihn nach dem Ausgang des Gartensaals.

»Wir sehen uns wohl noch!« rief Herr Günther, als diese Beiden im Begriff waren, sich zu entfernen. »Ich gehe über Lichthöhe nach Haus.«

»Gut, gut,« erwiederte der Blinde, winkte mit der Hand nach der Richtung, aus welcher des Advokaten Stimme geklungen und folgte Esther's Führung, während Fräulein Philippine mit ihrem Buch sich in die große Jasminlaube im Garten zurückzog.

Zweites Kapitel.

Leonore. Wie sehnlich wünsch' ich, jene Welt einmal

Recht nah' zu seh'n! –

Alphons. Doch wohl, um mit zu wirken? –

Torquato Tasso.

Die Barone von und zu Tossen hatten früher auf ihrem Gute zwei große Häuser bewohnt, das Ober- und Unterhaus. – Im Oberhaus hatte die Familie, im Unterhaus die dazu gehörige Dienerschaft residirt. Als aber die Familie immer größer und das Vermögen kleiner geworden, hatte man das Oberhaus in Pacht gegeben und Familie und Dienerschaft waren in das Unterhaus gezogen. Schließlich hatte man das Oberhaus verkauft und besaß jetzt nur noch das Unterhaus mit einigen dazu gehörigen Ländereien. Das Gebäude war noch gut erhalten. Fräulein Sophie verwendete jeden ersparten Pfennig, um diese letzte Zufluchtsstätte ihrer Familie zu erhalten. In ihrer Seele konzentrierte sich der ganze Stolz eines alten, vornehmen Geschlechts. Die Entbehrungen, welche sie sich aufzuerlegen hatte, ertrug sie ohne Murren, sie blieb dennoch das Freifräulein von und zu Tossen, und wenn sie im abgetragenen Wollenkleid durch den Saal ging, in welchem noch eine lange Reihe Ahnenbilder die Wände bedeckte, schritt sie so stolz einher, als rausche ihr die schwere Sammetschleppe nach. –

Esther hatte viel von dem Charakter ihrer Tante, aber in ihr gährten noch unentwickelte Leidenschaften, welche eben dadurch, daß sie nur zuweilen zum Ausbruch kamen, ihre Umgebung noch im Unklaren ließen, auf welche Weise dieselben sich Bahn brechen und auf welche Weise man sie zu zügeln haben würde.

Fräulein Sophie bangte vor dieser Aufgabe nicht. Mit ruhiger Konsequenz war viel zu erreichen, und sie hatte ganz anderen Aufgaben die Stirn geboten, warum sollte sie einem wilden

achtzehnjährigen Mädchen nicht die Flügel binden können? – Allein darin täuschte sie sich: Esther war leidenschaftlich, aber nicht wild; sie hatte von Jugend auf für sich allein gelebt, gelitten, ihre beiden Eltern hatte sie früh verloren, und war nur unter Erwachsenen groß geworden, die ihr den warmen Sonnenstrahl der Elternliebe nicht ersetzen konnten, wiewohl sie ihre nächsten Verwandten waren. Und so hatte sie wie eine Frucht, die im Schatten gereift, der Süße entbehrt, ein kaltes, egoistisches Herz behalten. Immerwährend von Jugend auf Zeugin der Sorgen und Bedürfnisse ihrer Familie, hatte sich in ihr nur Ein Verlangen, nur Ein Trieb entwickelt: reich zu werden und vermittelst dieses Reichthums sich von den Menschen unabhängig zu machen. Was half es ihr, wenn ihr der blinde Onkel von den schönen Frauen von Tossen erzählte, die an manchen Höfen die Herzen der vornehmen Fürsten und Kavaliers erobert; von den Baronen von Tossen, die ihre eigenen Fähnlein in's Feld geführt – sie trug den Namen, aber er bedeutete nichts mehr. Ihre Lippen zogen sich höhnisch herab, wenn Tante Sophie ihr befahl, die siebenzackige Krone in die grobe Leibwäsche zu stecken oder wenn die derbe Bauernmagd eine Zurechtweisung mit anzüglichen Bemerkungen über den armseligen Zustand im vornehmen Hause zurückgab. Dann schäumte in ihr das stolze Blut empor, und sie sagte sich: Es ist ein Hohn, einen vornehmen Namen zu tragen, wenn man dabei wie ein Bauer leben muß! Nur im Besitz liegt die Macht. Tante Sophie ist eine Närrin. –

Der längst erwartete Regen war eingetroffen, das Gras war schon vielfach gemäht, aber für den zweiten Nachwuchs war der Regen von Wichtigkeit, und die Geschwister von Tossen ertrugen daher in Aussicht dieses Vortheils geduldig die Witterung, welche sie den ganzen Tag in's Zimmer bannte.

Esther las dann abwechselnd mit Tante Philippine ihrem Onkel vor oder rumorte, wie schon oft, in alten Wandschränken und Truhen, in der Hoffnung, vielleicht irgendwo einen

verborgenen Schmuck oder sonstiges Kleinod zu entdecken. Allein es fand sich nichts, als was sie längst gefunden; alte Bücher, Tapetenreste, Baurisse und vergilbte Landkarten. Nach solchen Streifzügen kehrte sie dann ermüdet in's Familienzimmer zurück, nahm irgend eine Arbeit in die Hand, und hörte geduldig zu, was Tante Philippine vorlas.

»Bitte, Philippine, höre einen Augenblick mit Lesen auf,« sagte Fräulein Sophie. »Ich muß hier Stiche abzählen.«

Philippine legte das Buch beiseite und sah während dieser Pause forschend in den Garten. Immer dasselbe Wetter! – In schrägen Streifen trieb der Regen am Fenster vorüber.

»Was das ein behagliches Gefühl ist,« sagte Onkel Walther, »wenn man das Rauschen des Regens hört und dabei die Nässe desselben nicht fühlt. Ist Esther hier?«

»Ja, Onkel, hier bin ich.«

»Heute wird's nichts mit einem Gang in's Freie, Du mußt oben auf der langen Galerie mit mir gehen.«

»Ja, Onkel, sehr gern.«

Als Fräulein Sophie die Stiche gezählt und Philippine das Buch wieder zur Hand nehmen wollte, wurde sie abermals gestört, denn das Dienstmädchen brachte den Postbeutel herein.

Esther nahm ihn in Empfang und legte ihn vor ihre Tante Sophie auf den Tisch, welche den Schlüssel zum Postbeutel und daher auch das Vorrecht hatte, die angekommenen Briefe zuerst zu übersehen.

Philippine und Esther verfolgten jede Bewegung von Fräulein Sophie, und der Blinde horchte noch einmal so scharf auf die Stimme seiner Schwester, als sie sagte:

»Es sind zwei Geschäftsbriefe und einer von Ernestine an mich.«

Sie reichte ihrer Schwester die mitgekommene Zeitung, und bat sie, einstweilen daraus vorzulesen, bis sie die Briefe durchgegangen.

Nachdem Philippine diesen Wunsch erfüllt, faltete sie die Zeitung wieder zusammen und sagte:

»So, jetzt ist auch kein Tröpfchen Neuigkeit übergangen, und wie wäre es, Esther, wenn Du noch mit Walther die halbe Stunde, ehe es Zeit zum Abendessen ist, die projektierte Promenade unternehmen würdest? Wenn ihr dann zurückkommt, gibt es noch eine Neuigkeit aus Tante Ernestinens Brief.«

Esther legte ihre Arbeit zusammen, ließ sich einen Augenblick von Tante Philippine liebkosen und ging darauf mit ihrem Onkel aus dem Zimmer.

Als sich die Thür hinter Beiden geschlossen, sah Fräulein Sophie von dem Brief zu ihrer Schwester auf, welche ihr jetzt mittheilte:

»Ernestine läßt Dich einladen, nach Weilheim zu kommen.«

Sie sagte diese außerordentliche Neuigkeit ohne jede Einleitung und so gleichgültig, als ob sie es nicht anders erwartet; Philippine dagegen war so überrascht, daß sie ihre Schwester einen Augenblick sprachlos anstarrte. Ohne auf dieses Erstaunen zu achten, fuhr Fräulein Sophie fort:

»Die Herzogin hat Ernestine neulich gefragt, ob es ihr nicht Freude machen würde, eine ihrer Verwandten bei sich zu sehen, wenn der Hof erst wieder auf dem Lande wohne. Sie hat diese Frage bejaht, und da sie bereits seit vierzehn Tagen aus der Residenz nach Weilheim übersiedelt, glaubt sie, daß der richtige Augenblick gekommen, diesen Wunsch auszusprechen, und Dich zu bitten, Du mögest sie besuchen. Indessen wünscht sie, daß Esther Dich begleiten möchte, und da muß ich gestehen, daß dieß erst einer genauen Prüfung bedarf.«

Philippine war vor Freuden über die ihr in Aussicht gestellte herrliche Zeit roth bis in die Stirn geworden, und – Esther mitnehmen! – das war ihrem selbstlosen Herzen der Gipfelpunkt dieser Seligkeit. Sie sah nicht ein, daß dieß einer langen Ueberlegung bedurfte, aber sie war so wenig daran gewöhnt, ihre Mei-

nung auszusprechen, daß sie auch jetzt schwieg und nur zu sagen wagte:

»Die gute Ernestine! Wie würde ich mich freuen, sie wieder zu sehen! Es sind bald vier Jahre, daß ich bei ihr war, – und wenn es möglich wäre, ihr Esther zu bringen! Aber Du denkst an Walther, wer für ihn sorgen sollte, nachdem Du schon so sehr in Anspruch genommen bist.«

»Das würde das kleinste Hinderniß sein. Es handelt sich eher darum, ob es Esther zuträglich sein dürfte, eine solche Zerstreung zu haben.«

Philippine schien dieser Gedanke weniger zu beängstigen, als vielleicht der Zustand von Esther's Garderobe. Sie wagte daher zu sagen:

»Du denkst wohl auch, daß Esther mit ihren Kleidern da nicht gut erscheinen könne –«

»Nein, da irrst Du, liebe Philippine, daran dachte ich nicht. Es ist nun einmal nicht anders, und sie muß sich in ihr Geschick zu fügen wissen, sie muß sich in dieser Beziehung demüthigen lernen.«

Fräulein Sophie schwieg einen Augenblick und ihre ersten Augen sahen nachdenkend in's Weite. Dann sagte sie plötzlich bestimmt:

»Ja, sie soll mitgehen. Ernestine wird ihr schon den Platz anweisen, der ihrem Alter und ihren Verhältnissen zukommt. Was fällt ihr denn ein,« fügte sie mit tiefer Bitterkeit hinzu, »mehr zu beanspruchen als wir, die wir noch bessere Zeiten gekannt. Was Du nie besessen, das kannst Du nicht vermissen.«

Nur sehr selten kam eine Klage dieser Art über Fräulein Sophiens Lippen; zuweilen glaubten die Geschwister, sie habe überhaupt mit der Vergangenheit abgeschlossen, aber heute sah Philippine an dieser Bemerkung, die wie ein Schmerzensschrei hervordrang, daß ihr Schweigen nur die Folge ihres eisernen Willens war.

»Eine bestimmte Zeit,« sagte Philippine nach einer Weile, »wann uns Ernestine zu sehen wünscht, hat sie wohl nicht angegeben?«

Fräulein Sophie gab die Briefe, welche an sie gerichtet waren, nie aus der Hand, sie nahm auch dießmal das Schreiben wieder auf und las, nachdem sie einige Zeit gesucht:

»Die Herrschaften sind im besten Wohlsein und der Umzug vollendet. Meine Zimmer sind behaglich eingerichtet und die liebliche Gegend entzückt mich immer wieder von Neuem. Nun komme ich auf meine frühere, schon einmal erwähnte Bitte zurück, mir Philippine und Esther zu schicken, – aber es muß bald sein, denn in drei Wochen erwartet der Hof Besuch, und ich muß dann meine beiden Logirzimmer abtreten. Uebrigens bestreite ich dießmal die Reisekosten, damit diese pekuniäre Angelegenheit nicht ein Hinderniß werden könne.«

Fräulein Sophie legte den Brief beiseite.

»Da Du hinsichtlich Deiner Garderobe einige Aenderungen vorzunehmen haben wirst, rathe ich Dir, damit bald zu beginnen. Ich werde sehen, was Esther mitnehmen kann. Allein länger als vierzehn Tage würde ich nicht bleiben. Du wirst dieß am besten an Ort und Stelle selbst beurtheilen können, denn Ernestine hat Rücksichten zu nehmen, gegen die alles Uebrige zurückstehen muß. In meiner Antwort an Ernestine, daß ihr kommt, werde ich ihr auch mittheilen, wie ich Esther's dortiges Auftreten wünsche, und ich hoffe, daß Du Dich nicht durch das Mädchen in irgend einer Weise beeinflussen lassen wirst. In ihr steckt ein eiserner Wille, sie mag ihn dereinst für sich geltend machen, aber nicht uns gegenüber.«

»Willst Du ihr Ernestinens Einladung mittheilen?« fragte Philippine, als sie bemerkte, daß ihre Schwester sich bereits wieder mit den übrigen Briefen beschäftigte.

Fräulein Sophie überlegte einen Augenblick.

»Nein, laß bei Tische die Sache noch unberührt. Walther

möchte ich es erst morgen früh mittheilen, aber Du kannst Esther heut Abend auf ihr Zimmer begleiten und es ihr da sagen. Aber bitte, störe mich jetzt nicht wieder, ich habe hier etwas zu überlegen.«

Philippine legte sich behaglich in ihren Stuhl zurück; sie durchlief in Gedanken alle die Freuden, die sie genossen, als sie früher zu einem gleichen Besuch in Weilheim gewesen. Hatte sie auch nicht die großen Feste mitgemacht, denn dazu hatte die nöthige Garderobe gefehlt, so hatte sie doch Alles in ziemlicher Nähe gesehen und die süße Bequemlichkeit eines *dolce far niente* gekostet.

Während dieser Zeit wanderten Onkel und Nichte auf dem langen Gang hin und wider, von dessen einer Seite mehrere Fenster die Aussicht in den Garten gewährten, während von der andern einige Thüren in leer stehende Zimmer führten.

»Was sagtest Du, Kind, welche Jahreszahl ist in dem Buche gestanden, das Du gestern oben gefunden?«

»Siebenzehnhundertundvierundneunzig.«

»So. Ja, dann gehörte es Deinem Vater; er war dazumal fünfzehn, ich elf Jahre alt. Dreißig war er, als Du geboren wurdest, Deine Mutter Siebenzehn. Denke Dir, erst Siebenzehn! Also fast noch ein Kind. Ja, und dann dauerte es nur noch ein Jahr, daß sie diese Welt wieder verlassen mußte, die sie kaum gekannt. Dein armer Vater war gar nicht zu trösten, nein, mit nichts, – nicht einmal Du konntest ihm über seinen Schmerz hinweghelfen, und ich glaube bestimmt, er ist vor Sehnsucht nach ihr gestorben. Sophie behauptet: nein, der Aerger über Belrieth habe ihm die Gesundheit geraubt; aber ich bleibe dabei: er konnte es nicht mehr ertragen, ihre Stimme zu missen. Es ist wahr, es lag ein großer Reiz in dieser jungen Stimme! Zuweilen meine ich noch, ich hörte ihre allerliebsten kleinen, französischen Lieder, die sie wie eine Lerche zwitscherte; und die italienischen, die wieder ein wenig traurig klangen! – Sie hatte eine so gute Erziehung

bekommen, aber sie war zart, sie hätte eigentlich viel Bedienung gebraucht, viel Geld. Als sie sich so oft erkältete, hätte sie Heinz gern in ein südliches Klima geschickt, Tossen liegt rauh, der Arzt rieth dazu, aber ehe so viel Geld zusammen war, daß Beide reisen konnten – denn allein durfte und wollte sie nicht gehen – war sie schon in das Land gegangen, von dem man nicht mehr zurückkehrt.«

Esther schritt ruhig neben ihrem Onkel her. Sie hatte ihn das schon öfters erzählen hören, aber heut Abend sagte sie ungeduldig:

»Wie konnte der Vater auch ein armes, vornehmes Fräulein heirathen und sie ihn! Beide hätten das überlegen müssen, – der Vater noch eher, da er recht gut wußte, was er ihr bieten konnte.«

»Ja, Herzchen, das sagt Du so, Du verstehst das nicht anders. Aber die Beiden hatten sich lieb, und das schien ihnen ein so großer Reichthum, daß sie an den andern nicht gedacht hatten, und glaubten, das Uebrige finde sich.«

Esther warf den Kopf zurück; sie wußte, daß das, was sie jetzt sagen wollte, ihren Onkel schmerzen würde, aber sie fühlte darin einen eigenen Kitzel: »So daß ich nun übrig bleiben mußte und übrig bleiben werde – ein einzelnes verarmtes, adeliges Fräulein, der letzte verkümmerte Sprosse einer herabgekommenen Familie.«

Sie preßte die Hand ihres Onkels heftig zusammen, ihr Schmerz ging wie ein elektrischer Schlag in ihn über. »Welches Bild malst Du aus! So wird es nicht kommen! Sophie, weiß ich bestimmt, wird für Alle Sorge tragen, auch dafür, daß Du nicht darben mußt.«

Das junge Mädchen schwieg eine Weile, dann sagte sie rasch: »Du mußt nicht denken, Onkel, daß ich nur immer für mich allein genießen wollte, im Gegentheil, ich möchte so viel Geld haben, daß ich euch geben, – daß ich Tante Sophie einmal sagen könnte: Jetzt richte ich den Haushalt ein, keine Klage soll

mehr gehört werden, die Leute sollen vollauf haben, Lohn und Kleidung, damit – nun, ich sage Dir, Onkel, ich wollte eine stolze Gutsherrin sein! Jeden Tag würde ich mit muthigen Pferden über die kleine Brücke jagen, dann rasch vor das Haus fahren, – ein Bedienter geleitete Dich in den Wagen, der Hund legte sich zu Deinen Füßen, ich grüßte mit der Peitsche zu den Tanten herauf und hinaus führte ich Dich in die schöne, die duftige Welt!!«

»Nein, nein!« rief ihr Onkel heiter. »Das klingt mir gar nicht verlockend. Du würdest mich am Ende bei Deiner Unerfahrenheit, muthige Pferde zu lenken, in den nächsten Chausseeegraben werfen, und ich in meiner Hülfflosigkeit könnte mir nicht einmal heraushelfen. Viel lieber und sicherer ist es mir, wenn ich Deine kleine warme Hand in der meinen halte und genau weiß, daß Deine Augen meine Schritte lenken.«

Esther seufzte. Die Magd erschien und rief zum Abendessen. – Philippine schwieg während des Mahls gehorsam von dem süßen Geheimniß, das ihr Herz entzückte, aber die innere Glückseligkeit fand einen Ausfluß in ihrer Laune; sie plauderte unaufhörlich, und zuweilen fiel ein Strahl ihrer freundlichen Augen so innig auf Esther, daß das junge Mädchen schließlich überlegte, ob Tante Philippine nicht vielleicht eine besonders gute Nachricht erhalten, welche sie so überaus heiter stimmte.

Der Regen hatte während des Abendessens aufgehört. Philippine stand am Fenster und beschrieb ihrem Bruder die nach und nach sich entfaltende Pracht des Himmels. Esther wollte zur Thür hinaus.

»Gehst Du auf Dein Zimmer?« fragte sie dazwischen.

»Ja.«

»Schon zu Bett?«

»Nein.«

»Vor Schlafengehen komm' ich noch einmal zu Dir.« –

Der Mond war im vollen Glanz am Abendhimmel emporgestiegen. Esther lag in ihrem Fenster, das nach dem Garten ging.

Sie beobachtete, wie der helle Schein einen immer größeren Umfang annahm, wie die dunklen Bäume langsam aus ihrem Dunkel hervortraten, die alten grauen Statuen weißer aus den Boskets hervorschimerten. Die sanfte Beleuchtung verbarg die Mängel und hüllte die ganze Landschaft in ein weiches Licht, das alle Gegenstände mit einem Zauber der Verjüngung umgab. Sie hatte sich selbst vergessen und fuhr daher erschrocken zusammen, als sie an ihre Thür klopfen hörte und gleich darauf Tante Philippine eintrat.

»Du, Tante? – Ich glaubte nicht, daß Du noch kämst.«

»Ich hatte es ja versprochen, so werde ich es doch halten, besonders wenn ich Dir eine angenehme Botschaft zu bringen habe.«

Esther's Augen funkelten. »Eine angenehme Nachricht?« – wiederholte sie leise und setzte sich neben Tante Philippine, die auf dem Rande ihres Bettes Platz genommen.

»Ja, aber ich will Dich nicht erst rathen lassen, sondern Dir gleich sagen, daß wir Beide von Ernestine auf vierzehn Tage nach Weilheim zu kommen eingeladen sind und Sophie Dir erlaubt, mitzugehen.«

»Nach Weilheim?« fragte Esther langsam. »Wirklich?«

»Ja, Kind, wirklich!«

»Und wann?«

»Sobald als möglich. Damit meine ich, sobald unsere Kleider und Wäsche in Ordnung.«

»Unsere Kleider?« sagte Esther zögernd.

»Du mußt nicht denken, Kleine, wir machten die Feste dort mit! – Das glaubst Du doch nicht, denn es würde unmöglich sein. Wir können nur Alles von Weitem mit ansehen, aber wir können die schönsten Spaziergänge machen und Abends bei Ernestine hübsche, kleine Thees haben, nun, mit einem Wort, Du wirst einmal ein wenig Leben sehen.«

»Und das ist Alles wahr?« fragte Esther, und ihre Stimme

bebe. »Nicht wieder, daß Tante Sophie morgen mit einem Aber die ganze Herrlichkeit in Stücke schlägt?«

»Ach, Du böses Mädchen! Würde ich es Dir sonst gesagt haben? – Nein, kein Aber! Wir fangen von morgen an, unsere Flügel zu heben und fliegen dann plötzlich in die freie Luft!«

»Gottlob!« sagte Esther, tief aufathmend. Sie strich ihr dichtes Haar aus der Stirn, ihre feinen Züge belebten sich und in ihren Augen leuchtete es auf. Das helle Mondlicht strömte jetzt zu dem offenen Fenster herein, umfloß ihre Gestalt und beleuchtete ihr Gesicht. Philippine sah sie staunend an, es überschlich sie plötzlich eine Art Bangen vor diesem heranwachsenden, leidenschaftlichen Kind. Sie legte die schmale Hand auf Esther's Schulter und sagte leise:

»Liebes Herz, wir müssen Ernestine recht dankbar sein für die Freuden, die sie uns bereiten will, auch Tante Sophie, Du denkst das sicherlich auch. Und nun, gute Nacht; ich hoffe, Du schläfst sehr gut mit der angenehmen Nachricht im Herzen.«

Esther sprang vom Bett auf. »Was sagt Onkel Walther dazu?«

»Er erfährt es erst morgen. Das ist der bittere Kern bei der süßen Frucht, denn er ist ohne Deine Augen sehr verlassen.«

»Michel's Augen sind ebensogut!« rief Esther mit dem ganzen Egoismus der Jugend.

»Du böses Mädchen!« sagte Philippine, stand auf und drückte einen Kuß auf die Stirn, hinter welcher sich Hunderte von Gedanken in buntem Chaos drängten.

Esther schlang ihre Arme um den Hals ihrer Tante, preßte sie leidenschaftlich an sich und flüsterte: »Laß uns nur bald, – bald fortreisen!«

Drittes Kapitel.

Die Welt hat Manches, daß gefällt,
Doch fremd ist ihr das Glück.
Schmidt von Lübeck.

»Nein, nein! Fräulein von Tossen, so ist es; die hohen und die allerhöchsten Herrschaften begeben sich morgen früh nach Villau, und die jüngsten Herrschaften, meine Wenigkeit und mein allergnädigster Bruder Ludwig, halten allein Hof und wir bringen Ihnen hiemit die angenehme Nachricht, daß Sie in Anbetracht des von Ihnen erwarteten Besuchs die Reise nicht mitzumachen brauchen.«

Die kleine siebenzehnjährige Prinzessin legte sich in ihren Stuhl zurück, zerrte an ihren Handschuhen und lachte Fräulein Ernestine von Tossen in das erstaunte Gesicht.

»Also wirklich? Es ist zu gnädig von der Frau Herzogin! Ich werde meinen Dank noch heute persönlich abstaten.«

»Das können Sie thun. Und wann kommt Ihre Schwester mit der Nichte?«

»Ich denke heut Abend gegen Sieben, Hoheit.«

»Das ist eigentlich sehr langweilig. Wissen Sie, Fräulein von Erlen,« wandte sich die Prinzessin an eine ältliche Dame, welche bei ihr die Stelle einer Hofdame und Erzieherin zu gleicher Zeit versah und nicht weit von ihr Platz genommen hatte, »wenn die Herrschaften nicht hier wären, würde ich die Damen abholen. Da, – nun sehen Sie einmal!« rief sie darauf ärgerlich; sie hatte den Handschuh, an dem sie vorhin schon gezogen, gänzlich durchgerissen. »Sind das Handschuhe! Heute schon das zweite Paar!«

Die überaus lebendige, kleine Prinzessin riß den Handschuh von der Hand und warf ihn ihrem Rauhpinscher zu, welcher sich

in den Sonnenstrahlen wärmte, die sich durch die herabgelassenen Jalousieen in das Zimmer stahlen.

»Da, Frick, spiel' damit!«

»Darf ich Hoheit vielleicht ein Paar andere anbieten?« – Fräulein von Tossen zog die Klingel für ihre Jungfer.

»Das ist sehr freundlich, liebes Fräulein,« sagte die Prinzeß, lief an den Blumentisch der Hofdame und steckte ihr eigenes blühendes Gesicht in die duftenden Blumen.

»Also Esther heißt Ihre Nichte? Ein komischer Name! Ach, wie die Rosen duften, – ich darf doch?« – Sie brach eine derselben ab. »Komm', Frick, riech' einmal.« Der Hund hatte sich bereits angelegentlich mit dem Handschuh befaßt und riß und zerrte an ihm herum. »Nein, du sollst riechen!« rief die Prinzeß, nahm ihm das erste Spielzeug wieder fort und hielt ihm dafür die Rose an die Nase, an welcher sich die Hofdame erst heute Morgen entzückt hatte. »*Non, c'est un gourmand!*« lachte sie und schlug ihn mit der Blume auf den Kopf. In dem Augenblick erschien die Jungfer mit dem Handschuhkasten. Die Prinzeß ließ die Rose fallen. »Ah, die Handschuhe, *merci*.« Während die kleine Hoheit die Handschuhe probirte, bemerkte sie, daß Frick die Rose, welche sie vorhin hatte fallen lassen, zu fressen begann. »*Fi donc!*« rief sie und eilte auf ihn zu. »Was fällt dir ein, *mon cher*, wir wollen dich lehren, schöne Blumen zerbeißen! Ach, schon zu spät!« lachte sie und stieß ihn mit ihrem Sonnenschirm zur Seite. »Komm' jetzt, bitte für deine schlechten Manieren bei Fräulein von Tossen um Verzeihung!«

Der wohlgenährte Hund blieb aber trotz dieses Befehls ruhig liegen und zeigte seiner Herrin knurrend die weißen, spitzen Zähne.

»Frick ist übler Laune, Hoheit, wir wollen ihn nicht weiter quälen,« bat Fräulein von Tossen.

»Und darf ich Hoheit erinnern,« bemerkte jetzt Fräulein von Erlen, »daß bereits Zwölf vorüber und die Herrschaften sehr pünktlich zum Frühstück kommen.«

Die Prinzessin sah einen Augenblick gedankenlos vor sich nieder. »Also erst um sieben Uhr,« sagte sie dann rasch. »Grüßen Sie Ihre Verwandten von mir, Fräulein von Tossen, ich freue mich, dieselben kennen zu lernen.«

Sie reichte der Hofdame die Hand, welche diese leicht an die Lippen führte und darauf ihren fürstlichen Besuch bis zur Treppe geleitete. —

Während der Tag in Weilheim unter Vorbereitungen für die auf den andern Tag bestimmte Abreise der hohen Herrschaften verging, näherten sich Tante Philippine und ihre Nichte diesem Ort in einem altmodischen, mit zwei Ackergäulen bespannten Wagen. Die Fahrt schien beiden Damen endlos. Es waren von Tossen bis Weilheim sieben Stunden mit guten, raschen Pferden; aber diese durch Feldarbeit erschöpften Thiere brauchten neun volle Stunden, ehe sie an der letzten Poststation vor Weilheim anlangten.

Tante Philippine hatte viel geschlafen, aber Esther mit großer Neugier alles Neue, was sich ihr unterwegs darbot, verfolgt. Nur die drückende Hitze und der lästige Staub hatten sie schließlich ermüdet, und es war ihr eine angenehme Ueberraschung, als der Kutscher endlich an den Wagen trat und meldete, daß er jetzt zum letzten Male füttere. Aber als er hinzufügte: »Noch so 'ne kleine Stunde, dann sind wir an Ort und Stelle, gnädiges Fräulein,« überschlich sie doch ein unbehagliches Gefühl. Sie sah auf ihr bestaubtes, abgetragenes Reisekleid, sie wußte ganz genau, wie altmodisch und abgenützt der hinten am Wagen mit vielen Stricken befestigte Koffer war, und daß in Reith, einem kleinen Dorf kurz vor Weilheim, Tante Ernestine mit einer Hofequipe sie abholen würde.

Noch eine Stunde hatte der Kutscher gesagt, aber es wurden beinahe noch zwei, ehe sie ihr Ziel erreichten. Langsam zogen die bestaubten Thiere den Wagen bis zu einem kleinen Wirthshaus. Mit einem mächtigen Ruck öffnete der Kutscher den

Thürschlag. »Da wären wir denn endlich,« sagte er und schob seine Mütze, anstatt sie abzunehmen, auf dem Kopfe hin und her. »Aber von einem andern Wagen ist noch nichts zu sehen. Wollen Sie nun aussteigen oder – wie sollen wir's machen?«

Er hatte kaum die Frage beendet, als er sanft beiseite geschoben wurde und Ernestine seinen Platz einnahm.

Tante Philippine reichte ihr mit einem Ausruf des Entzückens beide Hände. »Endlich, mein Herzkind! Grüß' Dich Gott! Ja, wir sind es, Esther und ich.«

»Willkommen, herzlich willkommen,« erwiderte die Hofdame und drückte ihrer Schwester innig die Hand. Sie konnte ihre Nichte nicht sehen, da Philippine beim Aussteigen die Wagenthür ausfüllte und das Fuhrwerk noch aus der Zeit stammte, zu welcher an der Stelle der Fenster dichte Ledervorhänge im Gebrauche standen. Nun aber sprang Philippine zur Erde und dann kam auch Esther zum Vorschein. Tante und Nichte betrachteten sich einen Augenblick prüfend. Die Hofdame sah mit einem mitleidigen Lächeln, daß ihre Schwester Sophie nichts gethan, um der Eitelkeit ihrer Nichte Vorschub zu leisten; das feine, jugendliche Gesicht verschwand fast zu einem Kinderantlitz unter der fast mehr einem Strohdach als einem Hut ähnlichen Kopfbedeckung, die ohnehin etwas magere Gestalt Esther's wurde noch beschränkt durch ein Kleid, das man wahrscheinlich als schlecht oder gut genug für die Reise gehalten, dem sie aber längst entwachsen war.

Esther küßte die ihr dargereichte, fein behandschuhte Hand, sie überflog die nicht eben reiche, aber so duftig gekleidete Gestalt ihrer Tante, – wie mußten sie Beide dagegen aussehen! – Sie biß die Zähne fest zusammen, in ihre Augen trat ein zorniger Blick. »Bettelleute!« Wozu hatten sie sich Diesem ausgesetzt! – Sie hatte es auf der Zunge. »Ich krieche zurück in mein Dunkel! Wozu die Erbärmlichkeit an's Tageslicht bringen!«

Aber Tante Ernestine faßte sie an der Hand und fragte freundlich, ob sie sich ihrer noch erinnere.

»Nur sehr wenig,« sagte sie erröthend.

Der Wagen der Hofdame kam jetzt rasch die schlecht gepflasterte Dorfstraße herab. Der Bediente sprang herunter und fragte nach dem Gepäck.

Tante Philippine lachte. »Denke Dir, Ernestine, es ist noch immer der Koffer von Heinz! – Es war der solideste, den wir finden konnten.«

»So steigen wir ein,« erwiderte die Hofdame. »Meyer, besorgen Sie, bitte, das Uebrige.«

Nach wenigen Minuten war Alles in gewünschter Ordnung. Aber der Tossener Kutscher trat noch einmal vor. »Wenn Sie nun wieder abgeholt werden wollen, gnädiges Fräulein, dann lassen Sie's uns aber zeitig wissen; wir haben jetzt die Pferde von wegen der Landarbeit sehr nöthig.«

Der Lakai stand, den Hut in der Hand, neben dem Wagenschlag, – ein bescheidenes, aber doch so höhnisches Lächeln zog über sein glattrasirtes Gesicht.

»Ja, ja, Martin!« lachte Tante Vielliebchen gutmüthig, »daran will ich schon denken. Bestellen Sie, daß wir glücklich angekommen und daß –«

Die Hofdame nickte: »Zufahren,« – und dahin flog die leichte Equipage, in welcher ein junges Herz in die Schule des Lebens geführt wurde.

Viertes Kapitel.

Was heut' müde gehet unter,
Hebt sich morgen neugeboren.
Manches bleibt in Nacht verloren –
Hüte dich, bleib' wach und munter! –
Eichendorff.

Acht Tage waren bereits verflossen, seit Philippine und Esther Tossen mit dem lieblichen Weilheim vertauscht. Sie waren in einem angenehmen, ruhigen Verkehr dahingegangen, da der Hof nicht anwesend war und sich daher über Alles eine wohlthuende Stille gelegt hatte.

Prinz Ludwig nebst seinem Adjutanten, Grafen Malstädt, waren die ersten Tage zur Jagd gegangen, später hatte man sie nur dann und wann im Park angetroffen; zwischen der Prinzessin Leonie und den Damen von Tossen jedoch war ein lebhafterer Umgang entstanden, der besonders Esther zu gelten schien. Die kleine Prinzessin hatte das junge Mädchen bereits in ihrem Ponywagen spazieren gefahren und sie, nebst ihren Tanten, zu sich zu Tisch gebeten. Heute Abend hatte sie sich bei der Hofdame zum Thee angesagt. Die beiden Zimmer Ernestinens waren bereits zum Empfang gastlich hergerichtet; sie selbst saß mit ihrer Schwester am offenen Fenster. Philippine hatte sich so schön wie möglich herausgeputzt, aber, aufrichtig gestanden, sah sie besser in ihrer einfachsten Toilette aus.

»Du kannst Dich darauf verlassen, liebe Philippine,« sagte ihre Schwester, »es ist so, wie ich es Dir sage: Graf Malstädt ist ein hämischer Charakter. Während er Dir die harmlosesten Worte zu sagen scheint, mokirt er sich in seinem Innern über Deine Einfalt, an seine Bonhomie zu glauben. Er ist vom übelsten Einfluß auf den jungen Herzog, dessen angeborene Gutmüthigkeit

er förmlich systematisch auszurotten sucht. Ich will nur hoffen, daß wir heute Abend von seiner Gegenwart verschont bleiben, schon wegen Esther. Du hast es wohl nicht bemerkt, mit welchen feinen Wendungen er sie gestern Abend verlegen zu machen suchte? Sie schien seine Absicht wohl zu ahnen, aber sie ist ihm natürlich nicht gewachsen; doch könnte ich mir denken, daß sie es, bliebe sie hier, in dieser Schule bald lernen würde.«

»Du machst mir förmlich Angst,« erwiderte Philippine und wehte sich mit dem Fächer Kühlung zu. »Und die Prinzessin? Was sagst Du von der? Sie ist sehr freundlich gegen Esther – oder ist das auch Heuchelei?«

»Nein, das ist nur Laune. Prinzessin Leonie ist, wenigstens auf einige Zeit, wahrer Neigung fähig, ja ich glaube, daß Esther augenblicklich ihre Liebe besitzt. Auch unterhält es sie, dem armen Landfräulein Geschenke zu machen, es damit herauszuputzen, und die zuweilen vorkommenden Verstöße Esther's gegen die Hofetikette haben für sie etwas Pikantes und Neues.« Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: »Vielleicht wäre es doch besser für Esther gewesen, wenn sie in Tossen geblieben wäre. Das Leben hier scheint für sie von größtem Reiz zu sein und ihr werdet dort an ihr einen unruhigen Kopf bekommen. Aber stille, ich höre sie.«

Esther trat ein. Sie grüßte die beiden Schwestern leicht und überbrachte der Hofdame ein feines Billettchen.

»Von Fräulein von Erlen,« sagte Ernestine. »Vielleicht kommt die Prinzessin nicht.« Allein nachdem sie es gelesen, sagte sie seufzend: »Im Gegentheil, sie hat es sich in den Kopf gesetzt, Charaden aufzuführen, wie Fräulein von Erlen sich ausdrückt: ›maskirte Scherze‹ – und will dazu Garderobe schicken. Da ist nur zu gehorchen und liebenswürdig darauf einzugehen.«

Während die Damen noch weiter diese Angelegenheit besprachen, durchschlenderte der Erbherzog mit Graf Malstädt Arm in Arm den durch bequeme Wege zum Park verwandelten

Wald, welcher Schloß Weilheim auf der einen Hälfte umgrenzte. Der junge Herzog war seiner Schwester um fünf Jahre voraus. Er war von unansehnlicher Gestalt, seine Züge nicht unangenehm, allein zu wässerige blaue Augen gaben dem ohnehin farblosen Gesicht das Ansehen einer verblaßten Aquarelle. Sein Adjutant dagegen war von großer und eleganter Figur und hatte ein sehr ausdrucksvolles Gesicht. Seine Augen waren von auffallender Lebendigkeit, ein kleiner dunkler Bart auf der Oberlippe markirte sehr vortheilhaft den hübschen Mund und die wohl konservirten Zähne, aber Stirne und Nase waren unbedeutend und beeinträchtigten die übrigen Schönheiten dieses Gesichts. – Er mußte soeben irgend eine Pikanterie gesagt haben, denn der Prinz blieb stehen und lachte unmäßig.

»Zum Teufel auch, *mon cher ami*, das wäre eine schöne Ueberraschung!«

»O, Sie können sich darauf verlassen, Hoheit! Dieser kleine Grasaffe verliert Sie nicht aus den Augen. Ja, es geht doch nichts über eine Einfalt vom Lande.«

»Aber aufrichtig, lieber Graf, dumm sieht das Mädchel nicht aus – auf mein Wort! – Dagegen das sogenannte Vielliebchen –«

»Nun, die kommt direkt nach der Gänseblume. *Elle est sotté comme un panier*.«

Sie gingen einige Schritte weiter; der junge Prinz lächelte still vor sich hin. Dann blieb er wieder stehen. »Uebrigens amüsirt mich die Geschichte. Es ist etwas Neues und füllt die Zeit, bis die Herrschaften mit den Gästen wieder zurück sind, charmant aus. Haben Sie nicht gehört, Graf, wo man heute Abend ist? Meine Schwester ist übrigens von Ihrem, wie Sie sagen, ›Grasaffen‹ sehr eingenommen, sie protegirt sie auf das Feurigste.«

»Nun ja, wie man mit Spielzeug wechselt. Heute Abend, fragten Hoheit? – Fräulein von Erlen hat mir verrathen, daß man bei Fräulein Ernestine den Thee nehmen will und Prinzessin Le-

onie Charaden aufzuführen beabsichtigt. Sie will, mit einem Wort, ihre neue Puppe in mehreren Kostümen sehen.«

»Ah, brilliant! Wir werden uns natürlich einfinden. Kommen Sie, lieber Malstädt, lassen Sie uns rasch vom Gärtner ein paar Bouquets binden und uns durch diese duftigen Visitenkarten einen freundlichen Empfang bereiten.«

»Aber die Vertheilung derselben, Hoheit!« sagte der Graf und blieb einen Augenblick stehen. »Die Götter sind neidisch, wie viel mehr nicht die Göttinnen! Es sind da viele schöne Hände vereint, wir müssen Rücksicht nehmen.«

»*C'est vrai, malheureusement!* Sie überreichen meiner Schwester den Strauß – ich –«

»Hoheit, jedenfalls der Wirthin.«

»Und die Einfalt vom Lande geht leer aus?«

»Man muß aus der Nothwendigkeit eine Tugend machen! Es ist ja nicht damit gesagt, daß Hoheit nicht noch eine andere Gelegenheit finden werden, dem zarten Kinde eine schöne Rose allein zu überreichen – das ist noch viel pikanter, und ich bin sicher, man nimmt diese fürstliche Gabe mit nach Haus und legt sie zur ewig süßen Erinnerung in's Gesangbuch.«

»Ein schöner Schluß!« lachte der Prinz.

»Landgebrauch, Hoheit.«

Herzog Ludwig nahm des Grafen Arm und beide Herren begaben sich sofort nach dem Treibhause.

Es war acht Uhr, und mit dem Glockenschlag trat Prinzessin Leonie, von Fräulein von Erlen gefolgt, bei der Hofdame ein.

»*Bon soir, mes chères dames!*« sagte sie in bester Laune. »Präzis wie eine Marktfrau. Schmidt, bringen Sie den Korb herein. Sie erlauben doch, Fräulein von Tossen, daß ich mit meiner Waare eindringe? Oder – nein, nein, bringen Sie den Korb nicht – die Damen sollen nichts davon sehen. Fräulein von Erlen, Sie wissen ja, wie ich es wünsche, bitte, übernehmen Sie die Sache.«

Fräulein von Erlen entfernte sich und die Prinzessin eilte

auf die Damen zu, welche sich ehrfurchtsvoll verneigten. Esther stand bescheiden in einer Ecke des Zimmers.

»Kommen Sie hervor, *petite!*« rief die Prinzessin. Sie zog aus ihrem Gürtel eine aufgeblühte Rose. »Diese ist für Sie. Das heißt, setzen Sie sich hübsch vor mir nieder, ich werde Ihnen diese Blume in Ihre Haare stecken. Fräulein Philippine, sagen Sie mir, wie Sie es am kleidsamsten für Ihre Nichte finden – so zur Seite oder mehr nach vorn, wie meine Jungfer das »à l'innocente« nennt.«

Philippine verstand außerordentlich wenig von Toilette, sie fand es sehr kleidsam, obgleich es durchaus nicht der Fall war.

»An Ihrer Stelle, *cherie,*« fuhr die Prinzessin fort, »würde ich mein Haar anders tragen. Warum nicht wie ich?«

Sie strich dem jungen Mädchen mit ihrer kleinen, fleischigen Hand die vollen Haare aus dem Gesicht. »Ja, so! wirklich, so!«

Esther's Wangen glühten, sie haßte diese Beschlagnahme ihrer Person. Die Hofdame bemerkte dieß und fragte daher, um die Prinzessin auf andere Gedanken zu bringen, ob sie nicht die Gnade haben wolle, erst eine Tasse Thee zu nehmen?

Im selben Augenblick trat auch Fräulein von Erlen herein und meldete, daß Alles in Ordnung sei und der Lakai im Vorzimmer warte, im Falle Hoheit noch Etwas zu befehlen habe.

Die Prinzessin beschäftigte sich noch mit Esther, endlich wandte sie sich um: »Nein, danke, liebes Fräulein, er mag gehen.«

Die Damen konnten endlich Platz nehmen. Esther war ihrer Tante behülflich, welche an einem Nebentisch den Thee selbst bereitete; sie präsentierte der kleinen Hoheit mit bescheidener Kindlichkeit die silberne Platte.

»Sie müssen einmal bei mir Hofdame werden, Fräulein von Tossen,« sagte die Prinzessin, stellte ihre Tasse auf den Tisch und nahm dafür ihre goldene Lorgnette vor die Augen, die sie zuweilen gebrauchte, obgleich sie vortrefflich sah. »Würden Sie das gern thun?« fragte sie und betrachtete Esther genau.

»Hoheit sind sehr gnädig,« entgegnete Esther. »Aber mein Onkel kann nicht ohne mich leben.«

»*Ab, le pauvre!* ich hatte vergessen! Nicht wahr, er ist ganz blind! Nun, *enfin*, wir würden ihn auch kommen lassen, ich ließe einen Augenarzt rufen – überhaupt, was sagt Ihr Arzt? Welchen Arzt haben Sie? Haben Sie einen Hausarzt?«

Esther war eine solche Art des Ausfragens, ohne erst auf Antwort zu hören, ganz fremd. Einen Hausarzt? Man war ja nie in Tossen krank, und klagte irgend Jemand, so besaß Tante Sophie eine kleine Hausapotheke, aus welcher sie allerhand Mittel verordnete. Sie wußte noch nicht Bescheid auf diesem glatten Boden und antwortete daher aufrichtig: »Wir halten gar keinen Arzt und Onkel Walther ist seit seinem zehnten Jahre blind.«

»Wissen Sie, Fräulein von Tossen,« wandte sich die Prinzessin plötzlich zu der Hofdame, »ich werde einmal mit Ihnen nach Ihrem Gut reisen und Ihre Geschwister dort überraschen.« Sie lachte vor Freuden hell auf. »Sie werden natürlich mitgehen, Fräulein von Erlen; wie weit ist es von hier?«

Dieser Plan war so ungeheuerlich, daß selbst Philippine vor Ueberraschung den Zwieback im Thee stecken ließ. Esther's Augen verriethen ohne Scheu den Schrecken ihres Herzens.

»Nach Tossen?« fragte sie mechanisch.

»Ja, zu Ihnen, nach Tossen. Sie fahren uns entgegen. Ist vielleicht ein Hotel in der Nähe? Denn wir können nicht so rasch zurück.«

»Hoheit,« nahm jetzt Fräulein Ernestine das Wort, »Tossen würde Sie nicht unterhalten und es ist weder ein Hotel in der Nähe, noch ist der Ort angenehm.«

»*Mais c'est égal, ma chère*, ist der Ort nicht angenehm, sind es doch die Personen, die ich dort sehen will.«

Esther hörte mit hochklopfendem Herzen diesem eigensinnigen Begehren der Prinzessin zu. Sie suchte rasch einen Plan zu entwerfen, um diese Niederlage zu verhindern, als man Stimmen im

Vorzimmer hörte. Die Kammerjungfer öffnete die Thüre und trat mit zwei duftenden Bouquets ein; eines übergab sie der Prinzessin, das andere reichte sie ihrer Herrin, in jedem stak eine Visitenkarte.

»*C'est touchant! c'est charmant!*« rief die Prinzessin und zog die Karte mit dem Namen des Grafen Malstädt hervor.

»Wie bescheiden! In Veilchen verborgen! Und wer steckt in Ihrer Rose, Fräulein von Tossen?«

»Hoheit, Herzog Ludwig.«

»Diese graziöse Idee!« Die Prinzessin sprang auf. »Bitte, Fräulein von Erlen, lassen Sie die Herren hereinkommen! – Nicht wahr, Sie sind damit einverstanden?« wandte sie sich an Ernestine.

Fräulein von Erlen eilte, dem Befehle nachzukommen, und beide Kavaliere standen bald darauf im Zimmer. Der junge Herzog verbeugte sich vor der Hofdame, Graf Malstädt vor der Prinzessin, darnach begrüßte man die übrigen Damen.

»Wir stören hoffentlich nicht?« sagte der Erbprinz, sich neben Fräulein Ernestine niederlassend. »Das Verlangen, die Damen zu sehen, ließ uns diese Möglichkeit übersehen.«

Ehe die Hofdame geantwortet, rief die Prinzessin: »Im Gegentheil, die Herren sind sehr erwünscht und stören gar nicht.«

Graf Malstädt war bis jetzt bescheiden an der Thür stehen geblieben. Die Prinzessin winkte ihn an ihrer Seite.

»Setzen Sie sich einen Augenblick zu mir, Herr Graf,« sagte sie mit freundlichem Lächeln. »Sie könnten mir einen kleinen Dienst erweisen.«

»Ich stehe zu Befehl, Hoheit.«

»Ich habe es mir nämlich in den Kopf gesetzt,« flüsterte sie ihm zu, »heute Abend ein paar Charaden aufzuführen. Fräulein von Erlen hat mir einige Vorschläge gemacht, aber ich finde sie nicht nach meinem Wunsch; überhaupt weiß ich mit der Sache keinen rechten Anfang zu machen! Vor allen Dingen möchte ich Esther mit beschäftigen.«

»Eine Kleinigkeit, Hoheit!« rief er, einen Augenblick nachdenkend; und als gewandter Hofmann genau wissend, wie leicht die Aufgabe sein müsse, und zugleich seinen Zweck verfolgend, den Prinzen in Esther's Nähe zu bringen, entwarf er mit kurzen Worten den Plan der bekannten Charade: »Dornröschen«. Als er geendet, rief die Prinzessin wahrhaft entzückt: »Herrlich, lieber Graf, nun brauche ich keine weitere Hülfe! Aber wird es mein Bruder thun? *Vous savez, il est un peu entêté.*«

»Ohne Frage! Der Prinz hat ja die angenehmste Rolle der Welt: ein stummer Bewunderer.«

»Bitte, wollen Sie dieß dem Prinzen ein wenig zart vortragen? Ich werde Esther und Fräulein von Erlen mit mir nehmen, damit wir sogleich beginnen.«

Sie eilte auf beide Damen zu, wechselte mit denselben einige Worte und verschwand mit ihnen im Vorzimmer.

Graf Malstädt fing den ängstlichen Blick auf, welchen die Hofdame ihrer Nichte nachsandte. Wie lange hatte er schon nach einer Gelegenheit gesucht, diesem Mädchen, dessen Einfluß ihm bei der Herzogin schon so viel geschadet hatte und das ihm nur stets mit der abweisendsten Kälte begegnete, diesen »Tugendhochmuth«, wie er es nannte, zu vergelten. Durch Esther hoffte er die Gelegenheit dazu zu erringen. In ihrem Wesen, in ihren Mienen hatte sich ihm ihre Eitelkeit, der Aerger, daß sie arm und dadurch gezwungen, im Hintergrund zu bleiben, sofort geoffenbart und er hoffte, durch die Gunst der herzoglichen Geschwister für sie es dahin zu bringen, diese gefährlichen Eigenschaften bei ihr noch zu größerer Reife zu fördern. Er hatte es längst beschlossen, den Prinzen, wie seine Schwester, dafür zu stimmen, sie als ein *joujou*, als charmante Unterhaltung für den kommenden Winter, nach der Residenz einzuladen. Es war ein so verlockender Plan, dessen Tragweite er noch nicht einmal ganz zu übersehen vermochte.

Er ging auf Ernestine zu. »Ich bitte um gnädige Strafe, mein

Fräulein,« sagte er, sich leicht verbeugend, »mich noch nicht entschuldigt zu haben, daß ich als ungebetener Gast erschien, allein Prinzessin Leonie —«

Ernestine sah kalt zu ihm auf. »Herr Graf, Sie sind als Kavalier des Erbprinzen stets willkommen.«

Graf Malstädt wandte sich zu seinem Herrn, welcher ein paar Worte mit Philippine ausgetauscht hatte. »Hoheit, darf ich nur um einen Augenblick Gehör bitten?«

Die Hofdame setzte sich zu ihrer Schwester.

»Es wäre mir sehr lieb gewesen, Du wärest mit Esther gegangen.«

»Gutes Kind,« sagte Philippine erstaunt, »wie sollte ich? Das Fräulein ist ja gewünscht.«

Ernestine seufzte und sah nach den beiden Herren, welche eines ihrer Albums genommen, jedoch bloß zum Scheine, denn sie blätterten nur darin, während sie sich auf das Heiterste unterhielten.

»Der Augenblick für die Rose ist hiemit gekommen, Hoheit; Sie werden einem jungen Mädchen ein sehnächtiges Herz mit in die Einsamkeit geben. Uebrigens nehme ich in Betreff des Fräuleins mein Urtheil zurück — die Kleine ist wirklich nicht übel.«

Fräulein von Erlen kam zurück, sie flüsterte Einiges mit der Hofdame und der Blumentisch ward entfernt. Graf Malstädt sah dieß als ein Zeichen der Annahme seines Vorschlags an.

Nach einer kurzen Pause öffnete sich die Thür. Man hatte das Vorzimmer rasch mit einigen passenden Möbeln versehen und die kleine Prinzessin nahm sich an dem Blumentisch ganz gut aus. Das »Au, ein Dorn!« stieß sie kühn hervor und zog denselben mit gut geheucheltm Schmerz aus dem Finger. Man applaudirte und that ihr den Gefallen, nicht gleich zu sagen, was Alle längst errathen und wußten.

Nach einigen Minuten öffnete sich die Thür abermals. War es zu leugnen? Es war ein liebliches Bild! Esther, mit einigen ele-

gantem Requisiten aus der herzoglichen Garderobe, war zu einem graziösen Mädchen verwandelt; das schwarze Sammetband mit dem Diamantstern der Prinzessin schmückte ihren schönen Hals, die dicken Tossener Schuhe waren verschwunden und ein paar feine Saffianpantoffeln der Prinzessin zeigten, daß sie einen schmalen, gut geformten Fuß hatte. Sie hob ihren Kopf empor, um zu sagen: »Du wolltest mir ein Gedicht vorlesen?« – Die Verlegenheit, ihre Stimme so laut zu hören, übergieß ihr sonst bleiches Gesicht mit einer zarten Röthe.

Graf Malstädt war so frappirt von diesem Effekt, daß er ganz vergaß, dem neben ihm sitzenden Erbprinzen irgend eine boshafte Bemerkung darüber zuzuflüstern. – Prinzessin Leonie, ein wenig zu roth und sehr verlegen, da sie die Verse ablesen mußte, diente ihr zur Folie.

»Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden!« – –

Die Thür schloß sich unter dem Bravo des kleinen Auditoriums.

Die Hofdame war beruhigt, die Sache verlief harmlos.

Das Schlußbild, Dornröschen, war natürlich die Prinzessin. Aber zu ihrem nicht geringen Erstaunen erhob sich der Erbprinz und sich verneigend, sagte er lächelnd: »Ein wichtiges Geschäft zwingt mich leider, mich zu entfernen.«

Noch ehe Ernestine sich erhoben, war er verschwunden.

Ihre erstaunten Blicke gewahrend, sagte Graf Malstädt: »Nur nicht so besorgt, meine Damen, wir befinden uns ja vor einem Räthsel.«

»Ich will nur einen Augenblick nach der Prinzessin sehen,« flüsterte Fräulein von Erlen und verließ das Zimmer.

Die drei Zurückbleibenden suchten so gut als möglich die entstandene Pause in harmlosem Gespräch auszufüllen. Endlich

hörte man Stimmen. Die Hofdame sah erwartungsvoll nach der Thüre des Nebenzimmers. Sie öffnete sich, aber nicht Esther trat ein, sondern die Prinzessin, gefolgt von ihrer Hofdame. Ernestine erhob sich. »Wo ist meine Nichte?« fragte sie schnell.

»Nirgends! Verschwunden!« rief die Prinzessin und nahm lachend neben ihr Platz. »Man darf jetzt nicht fragen, liebes Fräulein, nur sehen.« Sie klatschte in die Hand. Sogleich öffnete sich die Thür.

Esther lag auf einem Ruhebett, verhüllt mit duftigen Stoffen; ihr langes dunkles Haar hing, theilweise geflochten, theilweise aufgelöst, zur Erde herab. Man hatte unbarmherzig den Blumentisch der Hofdame geplündert, um das junge Mädchen damit zu schmücken. Prinz Ludwig stand ziemlich dicht vor ihr, so gut wie möglich in die der Zeit entsprechenden Kleider gesteckt. Die Bewunderung, welche er vorschriftsmäßig beim Anblick Dornröschens ausdrücken mußte, lag unverholen in seinen Blicken.

Die Prinzessin applaudirte mit dem größten Eifer. »Ihnen gilt hauptsächlich diese Ehre, Graf Malstädt!« rief sie entzückt.

Er lächelte Ernestine zu. »Ihre Nichte, gnädiges Fräulein, ist nicht allein verzaubert,« sagte er heiter, »sie bezaubert auch. Sehen Sie, bitte, den Prinzen! Seine Rolle wird bei ihm zur Wirklichkeit.«

Die Thüre schloß sich.

»Meine Nichte ist ein halbes Kind,« sagte Ernestine gereizt. »Ich möchte fast bedauern, daß man sie so beachtet.«

Prinzessin Leonie hatte die Worte vernommen. »Fräulein Esther ist achtzehn Jahre alt, ich bin erst siebenzehn – also ist sie ein Jahr älter als ich und ich rechne mich durchaus nicht mehr zu den Kindern.«

»Hoheit werden mir zugeben, daß die Verhältnisse mit zur Reife des Charakters beitragen.«

»Anstatt mir Komplimente zu machen, erfahre ich nichts als

Tadel.« Die kleine Hoheit wandte sich an Philippine. »Und Sie, liebes Fräulein, wie fanden Sie das Dornröschen? Sie hatten es ja wohl errathen.«

»Es war ganz reizend! Ich kann es nicht anders sagen, als ich es empfinde.«

Die Prinzessin eilte auf sie zu und küßte sie auf die Stirn. »Nicht wahr, Sie sind nicht ärgerlich über die Reize Ihrer Nichte?«

Die Hofdame trat näher und erfaßte die Hand der Prinzessin, sie leicht an ihre Lippen führend: »Hoheit trennen hoffentlich die Dankbarkeit von dem Wunsch, Esther eine bescheidene Rolle spielen zu sehen?«

»Tanten sind immer eifersüchtig,« bemerkte Graf Malstädt.

»Aber ich werde mich der Nichte annehmen,« erwiderte die Prinzessin und in ihr Gesicht legte sich ein Zug des Stolzes.

Ernestine bemerkte es wohl, allein die Sorge um Esther's langes Ausbleiben wie das des Erbprinzen machte sie dagegen gleichgültig. Endlich erschien dieselbe, vom Prinzen gefolgt. Man begrüßte Beide auf das Freundlichste und Esther schien über ihren Erfolg erfreut. Daß sich ihre Tante sichtlich kühl dagegen verhielt, bemerkte sie wohl, aber es machte auf sie keinen Eindruck, denn was diese befürchtete, daß sie, berauscht von den ungewöhnlichen Verhältnissen, sich thörichten Hoffnungen hingeben würde hinsichtlich der Zuneigung des Prinzen, war bei ihr nicht der Fall, da ihr Herz vollkommen theilnahmlos blieb.

Graf Malstädt's Stimmung nahm einen immer höheren Wärmegrad an, je mehr er die üble Laune der Hofdame bemerkte. Der Erbprinz näherte sich indessen Esther, während der Graf die anderen Damen unterhielt.

»Sie haben nicht fest geschlafen, gnädiges Fräulein,« sagte er leise zu ihr. »Ich habe Sie scharf beobachtet.«

Esther wandte sich rasch zu ihm. »Ich denke, Hoheit, das Ganze sollte ja auch nur ein Scherz sein!« Sie hatte ein eigenes,

pikantes Lächeln, die Lippen zogen sich fein zusammen, wie ihre Augen, so vornehm und kalt, was aber dem jugendlichen Gesicht einen besondern Reiz verlieh. Der Erbprinz empfand dieß, und ein solcher Augenblick gibt oft dem elektrischen Funken das Leben, welcher die Liebe in einem jungen Herzen entzündet.

Die kleine Gesellschaft war jetzt in die beste Laune versetzt und man fuhr fort, unter Lachen und Scherzen den Rest des Abends zu verbringen. Die Prinzessin schien es ganz zu vergessen, daß sie den Aufbruch machen mußte. Tante Philippine und Fräulein von Erlen unterdrückten bereits ein leises Gähnen, als die Prinzessin sich endlich erhob und erklärte, daß die Zeit da wäre, den Abend zu beschließen, obgleich er so reizend sei.

»Wahrhaftig,« wandte sie sich beim Abschied an Graf Malstädt, »Ihrem Rath verdanken wir hauptsächlich die frohen Stunden.«

Er verbeugte sich und erwiderte scherzend: »Hoheit, nicht Wünschelrute, nicht Alraune, die beste Zauberei liegt in der guten Laune.«

Alles lachte und der Erbprinz rief, er wolle sich diese Worte über seine Thür schreiben lassen, dann würde man ihn hoffentlich mit trüben Gesichtern verschonen.

Die Damen verneigten sich und die Herren folgten ihnen.

»Das junge Mädchen ist ein ungeschliffener Diamant,« sagte der Erbprinz, als er am Arm seines Begleiters aus der Wohnung der Hofdame trat.

»Hoheit haben das richtigste Urtheil von der Welt,« erwiderte der Graf. »Indessen die Bedingungen, einen Edelstein glänzend zu machen, sind ja da, es muß nur die Gelegenheit gegeben werden, ihn zu schleifen. Es ist wahr, in diesem Mädchen liegt viel verborgen, um die feinen Lippen spielt zuweilen ein geheimnißvoller Zug, sie ist ladylike, obgleich sie in Dorfkleidern steckt, aber das sind ja Kleinigkeiten, die mit wenigen Mitteln zu beseitigen wären, besonders da die Kleine eitel ist wie ein Pfau.«

Es trat eine Pause ein, Beide schritten langsam weiter. Plötzlich sagte der Prinz: »Wissen Sie, Graf, was ich thun werde? Ich werde es bewerkstelligen, daß dieß Mädchen nächsten Winter in die Residenz kommt. Wir wollen uns mit dieser aufblühenden Schönheit amüsiren.«

Graf Malstädt lachte. »Hoheit haben nur zu befehlen, ich werde Alles thun, diese kleine Unterhaltung zu bewerkstelligen.«

Er wollte sich mit dieser angenehmen Versicherung verabschieden, aber der Prinz nahm ihn an der Hand und zog ihn mit in die Thüre.

»Lassen Sie uns bei einer guten Cigarre oben bei mir weiter plaudern,« rief er heiter. Die Thür schloß sich und der Adjutant folgte seinem Herrn die Treppe hinauf. –

Die Hofdame schlief mit ihrer Schwester in demselben Zimmer, Esther allein. Die Garderobesachen, welche die Prinzessin herübergeschickt, hatte man in Esther's Schlafzimmer hingelegt. Esther schob den Riegel vor die Thür und begann nun mit dem größten Interesse in diesem Vorrath von Spitzen, Stoffen, Bändern und unechten Schmucksachen zu kramen. Welch' unbekannte Schätze zeigten sich da ihren neugierigen Blicken! Zuweilen Dinge, deren Gebrauchsweise sie nicht einmal kannte. Ein goldener Reif mit großen Steinen besetzt – sie konnte nicht widerstehen, nahm die beiden brennenden Lichter, trug sie auf die Toilette vor den Spiegel und legte den Schmuck um ihren schmalen Kopf. Die jugendliche weiße Stirn schimmerte darunter, das schwarze Haar hob den Glanz des Goldreifs. Nach einer Weile legte sie ihn ab und wechselte nun in rascher Folge mit Perlen und Ketten, die sie bald durch die Zöpfe zog, bald um Hals und Arme schlang. Rothen Atlas, blauen Sammet mit Flittern benäht, drapirte sie mit angeborner Geschicklichkeit um ihre Schultern – sie badete sich förmlich in diesem Genuß der Eitelkeit. Der feine Hals bog sich anmuthig zurück, das Diadem aus falschen Rubinen umfing den Kopf wie darauf

gegossen. »Ja,« sagte sie und ein für so große Jugend unheimlich stolzer Blick sah in den Spiegel, »mit solchem Glanz hier auftreten, wäre eine Lust! Keiner von ihnen sollte mir zu nahe kommen! Ich wollte ihnen ihre höhnischen Blicke zurückgeben, denn ich fühl's, trotz all' ihrer Freundlichkeit glauben sie sich mit mir amüsiren zu können! Ja, das dumme Landmädchen, das arme Fräulein von Tossen, man kann seinen Spaß mit ihr haben; das lese ich dem schönen Grafen aus den Augen, wenn er auch das Gegentheil sagt. Aber der Prinz sollte es wagen,« rief sie plötzlich und eine dunkle Röthe färbte ihre Wangen – »mir unehrerbietig zu nahen!« Einen Augenblick sann sie nach, dann sagte sie rasch: »Oder – ich wollte, er wagte es, damit ich ihm beweisen könnte, daß ich den Wahlspruch der Tossen nicht vergessen: ›Berühr' mich nicht!« – – Sie warf plötzlich alle die schönen Garderobestücke zornig in den Korb. »Da – dich auch,« murmelte sie zwischen den Zähnen, und die Rose, welche ihr der Prinz auf den Rath seines Freundes gereicht, fiel zwischen den falschen Schmuck, anstatt daß sie, wie Dieser prophezeit, ihr duftiges Dasein in einem Gesangbuch enden sollte.

Fünftes Kapitel.

Beware of all, but most beware of man! – *Pope.*
(Rape of the lock.)

Es war vier Tage nach diesem Abend. – Esther lag im Fenster ihrer Tante und sah mit Neugier dem regen Treiben zu, welches die hin und her laufende Dienerschaft vor ihr entfaltete. Der Hof wurde erwartet, die Gäste kamen einen Tag später, man war nur vorausgeeilt, um sie würdig empfangen zu können.

Seit der kleinen Soirée bei der Hofdame hatte man sich wenig gesehen, weil die Prinzessin sich erkältet hatte und das Zimmer hüten mußte. Sie durfte nicht einmal die Damen empfangen; der herbeigeholte Arzt hatte es untersagt, weil sie etwas fieberte. Den beiden Schwestern war diese Pause ganz angenehm, sie konnten so mehr sich selbst leben und Esther bewachen.

Einer der Lakaien kam jetzt über den Weg und brachte Zeitungen und Briefe für die Hofdame. Esther nahm sie einstweilen von der Kammerjungfer für ihre Tante in Empfang, welche mit Philippine in's Schloß gegangen war, um sich nach dem Befinden der Prinzessin zu erkundigen. Unter den Briefen war einer von Tante Sophie. Esther sah lange die geraden, reinlichen Buchstaben an. »Sie wird schreiben, wann wir zurückkommen sollen,« dachte sie. Ein eigenes Gefühl von Beklommenheit kam über sie. Das Leben in Tossen! – war es denn überhaupt ein Leben zu nennen? – Ein Tag wie der andere, – Wochen gingen vorüber und ließen keine Spur der Erinnerung zurück. Sie versank in tiefes Träumen, bis sie durch die Stimmen ihrer Tanten aufgeschreckt wurde, welche eben in das Vorzimmer getreten waren. Fräulein Ernestine überbrachte ihr einen Blumenstrauß, den ihr die Prinzessin mit dem Wunsche sandte, sie morgen, wenn irgend möglich, zu sehen. Die Hofdame überblickte die Briefe.

»Da sehe ich einen von Tossen!« sagte Philippine eifrig.

»Bitte, lies ihn laut,« bat die Hofdame.

Philippine gehorchte.

»Liebe Geschwister! Zwei Wochen sind nun bereits verflossen, seit Philippine und Esther uns verlassen. Vierzehn Tage waren ja wohl die bestimmte Zeit der Abwesenheit, wenn ich sie nun um einen Tag kürze, wird es wohl nicht ungnädig aufgenommen werden. Die Gründe will ich sogleich anführen. Es sind einfach die, daß ich für nächste Woche Arbeiter bestellt habe, um eine Reparatur im Haus und im Stall vorzunehmen und ich Walther dabei unmöglich allein dem Hunde anvertrauen kann; Martin kann außerdem die Pferde nur noch zwei Tage entbehren, es ist also bestimmt, daß er morgen Abend in Reith sein wird, die Pferde dort die Nacht ruhen läßt, und ihr müßtet dann andern Morgens zeitig von Weilheim aufbrechen, um zur rechten Stunde für ihn anzulangen. Für die letzten Briefe war ich sehr dankbar, euch und der Vorsehung, denn sie enthielten nur Gutes! Walther schickt die freundlichsten Grüße. Ich bleibe stets eure treue Schwester Sophie.«

»Die Zeit ist so rasch vergangen,« sagte Fräulein Philippine und faltete den Brief langsam zusammen. »Ich wollte nicht klagen, wäre nicht immer eine so lange Pause, ehe man sich wieder sieht.«

Esther zupfte in Gedanken an den Blumen, welche ihr die Prinzessin gesandt.

»Nicht wahr, Herzkind, Dir ist auch wehe um's Herz, wieder in das alte trockene Leben zu müssen?« – Sie strich ihrer Nichte über die Stirn. Die Hofdame legte ihren Arm um ihre Schwester und blickte ihr liebevoll in die treuen Augen. »Nein, Philippine, das soll anders werden, ich werde mir bald einmal Urlaub nehmen und zu euch kommen.« Sie wandte sich an Esther. »Weißt Du, unter diesen Verhältnissen wird es am besten sein, mein Kind, Du ziehst Dich um und machst jetzt Dei-

nen Besuch bei der Prinzessin, um ihr zu danken und zugleich mitzutheilen, daß Du auf den Wunsch Deiner Tante abreisen müßtest und das zwar morgen früh. Philippine, Du gibst morgen nur eine Karte bei Fräulein von Erlen ab; die Prinzessin wird es Dich dann wissen lassen, ob sie Dich noch einmal zu sehen wünscht.«

Eine halbe Stunde darnach ging Esther nach den Gemächern der Prinzessin.

»Darf ich bitten, mich bei Fräulein von Erlen zu melden,« sagte sie einem Lakai, welcher an ihr vorübereilte.

»Das gnädige Fräulein wohnen hier in den nächsten Zimmern; ich werde sogleich die Jungfer schicken.«

Er eilte davon, und bald erschien ein hübsches Mädchen, das höflich nach Esther's Begehren fragte.

»Fräulein Esther von Tossen wünscht ihren Abschiedsbesuch zu machen.« – Karten besaß sie nicht, es mußte auch ohne diese gehen.

Fräulein von Erlen kam ihr sehr freundlich entgegen.

»Einen Abschiedsbesuch?« fragte sie erstaunt. »So unerwartet? – Was wird Hoheit dazu sagen?«

»Tante Sophie hat geschrieben. Der Wagen erwartet uns übermorgen früh schon in Reith. Wir müssen uns ihren Einrichtungen fügen. Ich möchte Hoheit noch heut Abend Lebewohl sagen, da Tante Ernestine glaubt, es könnte morgen Schwierigkeiten machen, sie zu sehen.«

»Ja wohl, liebes Fräulein, da hat Ihre Tante vollkommen Recht. Hoheit ist noch immer sehr angegriffen, ich will aber sogleich zu ihr und Sie anmelden.«

Esther blieb wieder allein und zwar ziemlich lang. Endlich kam Fräulein von Erlen zurück und bat sie, ihr zu folgen. »Doch bitte ich Sie, liebes Fräulein,« flüsterte sie ihr leise zu, als sie an dem Zimmer der Prinzessin angelangt, »nicht zu lange zu bleiben, denn wenn es auch der Wunsch von Hoheit wäre, Sie wis-

sen, wie aufgeregter sie ist, und ich wünschte so sehnlich, daß die Herrschaften sie ziemlich hergestellt fänden.«

»Ich komme nur, um Lebewohl zu sagen,« erwiderte Esther, und ein stolzer Blick aus den halbgeschlossenen Augen glitt zu Fräulein von Erlen.

Die Prinzessin lag auf einer Chaiselongue. Sie war kaum aus den vielen rosa Kissen und Decken herauszufinden, welche man ihr zu Haupt und Füßen gelegt; neben sich hatte sie einen sogenannten Bettisch stehen, dessen Platte man über das Bett legt, damit der Patient bequem auf derselben arbeiten oder Speisen einnehmen könne.

Sie war soeben im Begriff, Letzteres zu thun. Aus einer zierlichen silbernen Terrine stieg der Dampf einer Suppe empor und in einem silbernen Korb lagen ein paar Brödchen.

»*Bon soir, bon soir!*« rief sie Esther zu, als diese eingetreten. »Endlich erscheinen Sie einmal! Warum machen Sie sich so selten? Bitte, Fräulein von Erlen, schieben Sie einen Sessel für das Fräulein neben mich. Ich kann Sie nicht bitten, mit mir zu soupirer – Krankenkost! Aber, Fräulein von Erlen, dürfte ich Sie ersuchen, einige Erfrischungen heraufkommen zu lassen? Fräulein Esther liebt Obst, ich weiß es.«

Die Hofdame entfernte sich und Esther nahm den ihr dargebotenen Platz ein. »Hoheit, ich komme nur allein, um mich zu verabschieden; übermorgen gehe ich mit Tante Philippine wieder nach Tossen zurück.«

Die Prinzessin machte ein ärgerliches Gesicht. »Davon will ich durchaus nichts hören! Fräulein von Erlen hat mir davon gesprochen, aber ich protestire dagegen, wir werden das durchaus nicht zugeben! Was ist denn in dem stillen Ort arrivirt, daß Sie uns verlassen müssen?«

Esther erröthete; sie dachte, was die Prinzessin wohl zu den Gründen sagen würde, welche Tante Sophie angegeben. Sie nannte nur den einen, daß ihr Onkel zu sehr verlassen sei.

»Ah bah!« machte die kleine Hoheit unwillig, indem sie eines ihrer Kissen heftig zurückschob. »Er könnte wohl ein wenig Geduld haben! Sie sind ja kaum einige Tage hier! Ich hatte es mir so hübsch gedacht, Sie Mama vorzustellen!«

Sie wollte ihrem Zorn noch weiter in Worten Ausdruck geben, als Fräulein von Erlen mit einem Teller voll Erdbeeren eintrat. Ihr kleines rundes Gesicht erheiterte sich. »*Que vous êtes aimable!*« nickte sie dieser zu. »Die Früchte selbst zu bringen!«

Fräulein von Erlen arrangirte Alles, um Esther die Erdbeeren bequem genießen zu machen, welche dieses mit großer Bescheidenheit that.

»Also wirklich, Sie sind ungehorsam?« fragte die Prinzessin nach einer Weile Nachdenkens. »Sie wissen doch, daß man dafür gestraft wird! Und da Sie also gegen meinen Wunsch gehandelt, werden Sie diesen Winter einige Wochen in die Residenz kommen zur Strafe, – ja, da lächeln Sie und werden roth wie Ihre Erdbeeren, es ist aber mein Ernst! Mein Bruder soll und will mit Ihnen tanzen!«

Esther's Hand zitterte – tanzen, auf einem Hofball tanzen! Bei diesem Gedanken stand Tante Sophie so deutlich vor ihr mit ihrem spöttischen Zug um Aug' und Mund. Sie erwiderte sogleich:

»Hoheit sind sehr gnädig, und ich würde mich unendlich darauf freuen, wenn es möglich sein könnte.«

Prinzessin Leonie hatte eben einen Löffel voll Suppe in den Mund genommen. Nachdem sie diese hinuntergeschluckt, sagte sie sehr entschieden: »Ich wünsche es und dann wird es geschehen.«

Fräulein von Erlen sah zum Fenster hinaus und lächelte; erklang so komisch, dieser siebenzehnjährige Uebermuth!

»Liebes Fräulein, was stehen Sie am Fenster!« rief die Prinzessin. »Bitte, setzen Sie sich zu uns, aller guten Dinge sind drei! Außerdem habe ich mein kopioses Mahl beendet.«

Fräulein von Erlen trat eben einen Schritt vom Fenster zurück und rief: »Da sehe ich Fräulein Elmenreich mit dem Ge-

päckwagen in den Hof fahren, dann kommen die Herrschaften sicherlich auch heut Abend.«

Esther sprang auf.

»Iren Sie sich nicht, Fräulein von Erlen?« sagte die Prinzessin und richtete sich auf.

»Nein, Hoheit, die Wagen halten bereits vor dem kleinen Haus.«

»Schon heut Abend!« seufzte die Prinzessin.

Esther ergriff leise ihre Hand und küßte sie. »Hoheit, ich danke unterthänigst für die große Güte und —«

»Sie haben für nichts zu danken, liebes Fräulein,« unterbrach sie die Prinzessin, »für gar nichts! Ich habe Sie sehr lieb gewonnen, und kann mich nur über Ihr Weggehen trösten, weil ich bestimmt darauf rechne, Sie bald wiederzusehen.«

Sie küßte Esther auf die jungen Lippen, legte sich dann in ihre Kissen zurück und nickte ihr freundlich zu, als sie sich an der Thür nochmals tief verneigte.

Esther eilte den langen Gang herab. An dem ersten Treppenabsatz begegnete ihr Graf Malstädt. Grüßend wollte sie an ihm vorübergehen, aber er trat ihr in den Weg.

»Gnädiges Fräulein kommen gewiß von der Prinzessin? — Darf ich fragen, wie es Hoheit geht?«

Esther war verlegen; sie war es noch nicht gewöhnt, mit Herren allein zu reden, der blasirte Hofmann bemerkte es, und es war für ihn ein Genuß, wie wenn ein Gourmand plötzlich eine neue wohlschmeckende Speise entdeckt. Er waidete sich an dem jugendlich erröthenden Gesicht.

»Hoheit geht es besser, ich habe ihr Lebewohl gesagt.«

»Was! wie! Sie wollten uns verlassen! Jetzt, wo wir die elegante Welt erwarten? wo es sich hier erst belebt? Die Prinzessin wird das nicht erlauben, Dornröschen hat uns Alle bezaubert.« Er faßte rasch nach Esther's Hand, und ehe sie es verhindern konnte, preßte er nicht auf ihren Handschuh, sondern auf ihren

Arm einen langen, glühenden Kuß. »Röslein wehrte sich und stach, half ihr doch kein Weh' und Ach, muß' es eben leiden!« flüsterte er leise und gab endlich ihre Hand frei. Dann, leichthin grüßend, eilte er den Weg herauf, den sie eben gekommen.

Esther stand einen Augenblick wie betäubt. Was konnte diesen Mann veranlassen, sie so frech, so geringschätzend zu behandeln! – Ihr Tante hatte freilich oft genug über sein rücksichtsloses, freies Benehmen geklagt, aber nie erwähnt, daß er es sich gegen sie erlaubt. Was hatte sie gethan, daß er es bei ihr gewagt? – Thränen traten in ihre Augen, hätte sie es doch aus ihrem Gedächtniß verwischen können, daß die Lippen dieses Mannes sie berührt! – Leiden und Erfahrungen entwickeln den Charakter früh und rufen die Leidenschaften wach. Ihre Hände zitterten noch, wie sie über den Schloßhof ging; als sie an dem Springbrunnen vorüberkam, welcher seinen Wasserstrahl aus dem Mund eines Bacchus emporspritzte, tauchte sie ihr Taschentuch in das Wasser und wusch die Stelle, auf welcher der Kuß ihrem Gefühle nach noch brannte. Sie glaubte, Niemand sei Zeuge von diesem Akt sinnbildlicher Reinigung, indessen beobachteten sie gerade die Augen des Mannes, dessen Lippen sie frecherweise berührt. Diese Lippen verzogen sich jetzt zu einem höhnischen Lächeln. – »Die Einfalt vom Lande!« murmelte er leise. »Sie wird späterhin diese Wasserkuren unterlassen!«

Sechstes Kapitel.

Dumain: Mein Herr, ein einziges Wort!

Sagt an, wer ist die Dame? –

Liebes Leid und Lust

Es war August. – Auf dem großen Hof, den die Wirthschaftsgebäude des Herrenhauses der Familie Tossen umgaben, war reges Leben. Fräulein Sophie stand in der Thüre und beobachtete aufmerksam die Leute, welche sich in verschiedener Arbeit dort bewegten. Sie hatte Arbeiterinnen genommen, um alle Räume des Hauses, besonders die Vorraths- und Milchkammern, reinigen zu lassen. Die Reihen gescheuerter Milchkannen standen in einer langen, glänzenden Kette auf hölzernen Bänken an der Mauer, und der Bursche, welcher die Milch in das eine Stunde entfernt liegende Städtchen Schmelte allabendlich führte, putzte ebenfalls an seinem Wagen und Geschirr herum. Die Sonne ruhte mit ihrer ganzen Glut auf Haus und Hof, und mancher Schweißtropfen rann bei der Arbeit von der warmen Stirn auf die geschäftige Hand.

In der Jasminlaube im Garten lag der blinde Baron schlummernd auf einer Bank. Ihm gegenüber saß Philippine. Er hatte das Unglück gehabt, in der Abwesenheit seiner Schwester und Nichte, bei einem von ihm allein unternommenen Spaziergang zu fallen und sich dabei zu beschädigen. – Tante Philippine trug den Aufenthalt am Hof noch als eine angenehme Erinnerung im Herzen, und der Gedanken an den Wunsch, den die Prinzessin bei ihrem Abschiedsbesuch auch gegen sie ausgesprochen, sie mit ihrer Nichte im Winter wiederzusehen, erfüllte sie mit Wohlbehagen. Ganz gegen alle Erwartungen hatte Fräulein Sophie, als man ihr von diesem Plan der Prinzessin erzählte, sich nicht dagegen erklärt; Esther sah also eine Möglichkeit voraus,

daß derselbe in Erfüllung gehen werde und so wollte sie sich mit Allem, was zu diesem Aufenthalt nöthig war, so gut als möglich im Voraus versehen. Vor allen Dingen, fühlte sie, mangelten ihr die Kenntnisse der französischen Sprache; sie hatte sehr oft auf der Prinzessin Fragen, die dieselbe meist französisch stellte, nur mit einem verlegenen Lächeln geantwortet, da sie dieselben nicht verstanden, und solche Niederlagen wollte sie durchaus vermeiden. Sie bemühte sich daher jeden Tag, so weit als möglich sich in dieser Sprache weiter zu bilden.

Esther hatte sich, nachdem ihr Onkel eingeschlummert war, aus der Laube entfernt und, mit einem Buche in der Tasche und ihrem großen Strohhut auf dem Kopf, nach ihrem Lieblingsplatz begeben »auf der Lichtenhöf«. Als sie eine Weile weitergegangen war, zog sie das Buch aus ihrer Tasche und begann sich daraus laut französische Vokabeln abzuhören. Ganz vertieft in ihr Studium, hörte sie erst, als die Pferde dicht hinter ihr waren, daß ein Wagen den steilen Weg heraufkam, der sich zwischen Hecken nach der Chaussee zog. Als sie zur Seite trat, um ihn vorüber zu lassen, rief Jemand ihren Namen. Gleich darauf hielt der Wagen.

»Bitte, einen Augenblick.«

Aus dem Wagen sah das freundliche Gesicht des Advokaten Günther. Esther trat näher.

»Liebstes gnädiges Fräulein, sehen Sie hier –« er zog einen Brief aus einem Pack Papier, welcher neben ihm auf dem Sitz lag – »wollten und könnten Sie dieß Briefchen mitnehmen? An Fräulein Sophie. Es ist besser, sie erhält es noch heute Abend, als morgen erst durch den alten Kropf, ich konnte keinen Umweg mehr machen, um es selbst abzugeben.«

Esther hatte, währenddem Herr Günther mit ihr gesprochen, aufmerksam in die dunkle Ecke des Wagens gesehen; sie hatte eine kleine weibliche Gestalt entdeckt, welche, trotz der Sonnenhitze, in Decken und Tücher völlig vergraben war, ja sogar über den mächtigen großen Hut hing noch ein langer, dich-

ter Schleier. Plötzlich fragte eine Stimme hinter demselben: »Wer ist das junge Blut?«

»Sieh', sieh'!« lachte Herr Günther. »Fräulein von Uern, was für ein scharfes Auge Sie haben! Durch die dichte Gaze haben Sie gleich erkannt, was vor Ihnen steht.«

Jetzt flog der Schleier zurück. »Welch' ungeschicktes Zeug Sie wieder sprechen, Günther! Wollte ich etwas von mir hören? – Wer ist das Kind da, mit dem großen Hut und dem kleinen Gesicht darunter?«

»Das ist Fräulein Esther von Tossen.«

»Fräulein Esther von Tossen!« murmelten die schmalen Lippen. »Ist dem so?« fragte sie nach einer Weile, nachdem ihre großen klugen Augen das junge Mädchen forschend betrachtet.

»Ja,« erwiderte Esther kalt. »Die bin ich.«

Beide betrachteten sich mit unverkennbarem Interesse.

»So jung, so jung!« sagte die Gestalt weiter. »Und doch.« – Jetzt sah sie das Buch, welches Esther in der Hand hielt und rief hastig: »Was soll's mit dem Buch? Günther, lassen Sie es sich geben, am Ende – oh, oh!« fuhr sie in einem wimmernden Tone fort und faltete ihre fast zu kleinen Hände, »immer dasselbe, immer dasselbe Lied! Das Buch –« Sie streckte die Hand danach aus, aber Esther trat einen Schritt zurück und sagte ärgerlich:

»Nein, das ist mein Buch, über mich braucht sich Niemand zu beängstigen und zu bekreuzigen; was ich lese, ist, was ich brauche.«

Herr Günther wollte etwas sagen, aber kam nicht dazu, denn neben ihm erscholl plötzlich ein so lautes, helles Lachen, daß er sich erschrocken umwandte.

»Das ist Esther von Tossen – nicht wahr, so heißt das Kind?« rief Fräulein von Uern. »Nicht wahr, das ist ihr Name, ist er es nicht?«

»Ja, ja,« rief Herr Günther ungeduldig. »Sollen wir jetzt nicht weiter fahren?«

Aber die Gestalt neben ihm warf noch einen Blick auf Esther.
»Und was brauchst Du, was?« rief sie hastig, sich vorbeugend.

»Ich muß noch lernen,« erwiderte Esther, legte den Brief des Advokaten, den sie noch in der Hand gehalten, in das Buch und sprang dann zurück, um dem Wagen aus dem Weg zu gehen.

»Sie will klug werden, das ist gut, sehr gut!!« rief das »verrückte Fräulein von Uern«, wie sie die Bauernkinder nannten. »Jetzt wollen wir weiter fahren. Günther, rufen Sie dem Kutscher.«

Sie legte sich in die Wagenecke zurück, zog den Schleier wieder vor und winkte ein paarmal mit der Hand nach dem jungen Mädchen.

Esther blieb stehen und sah gedankenvoll dem Wagen nach.
»Das war also das Fräulein von Uern,« sagte sie vor sich hin, »das also! Ich wollte, sie hätte noch mehr mit mir gesprochen, ich würde ihr gern geantwortet haben.«

Die Sonne sank glühend unter, Esther stand fast wie in Feuer und Gold gekleidet. Sie nahm den Brief aus ihrem Buch, las die Adresse. »Eilt!« stand in der einen Ecke. – Sie gab ihren Spaziergang auf und kehrte nach Tossen zurück.

Tante Sophie kam ihr zufällig im Garten entgegen. »Da bin ich soeben Herrn Günther begegnet,« sagte Esther, ihrer Tante den Brief übergebend. »Er fuhr mit Fräulein von Uern und bat mich, das Schreiben an Dich mitzunehmen.«

»Ist das eine Art!« sagte ihre Tante und blinzelte mit den Augen. »Bist Du seine Botenträgerin?«

Esther zuckte die Achseln. »Er meinte, die Sache habe Eile.« Tante Philippine war hinzugetreten und fragte sie über Fräulein von Uern aus, während ihre Schwester den Brief las.

»Also Du hast sie gesehen?«

»Ja, und gesprochen.«

»Nein, wie interessant! Sag' doch, wie sieht sie aus? Ich könnte mir denken, recht böse.«

»Gar nicht; klug, neugierig sieht sie aus. Große dunkle Augen hat sie, eine hübsche feine Nase – mit einem Wort, mir gefällt sie.«

Tante Sophie hatte den Brief überlesen und horchte auf die Worte ihrer Nichte. »Klug? O ja, das scheint sie zu sein, hier ist ein schriftlicher Beweis dafür. Die Ellernwiese, deren Pacht in einigen Tagen abläuft und die leider zwischen ihren Ländereien liegt, wünscht sie mir abzukaufen, jedoch für einen Spottpreis. Aber lieber lasse ich sie unverpachtet und verkaufe das Heu davon, ehe ich das Stück Land der reichen Person zu diesem Preis gebe.«

»Nun sieh' einmal, die kleine Eule!« sagte Philippine. »Hier stimme ich Dir bei, Sophie, thue es ja nicht. Wenn Herr Günther kommt, muß Du ihm das auseinander setzen, er weiß ja genau, wie unsere Verhältnisse stehen.«

»Da brauche ich Herrn Günther nicht dazu, liebe Philippine, die Wiese gehört uns und ich gebe sie ihr nicht anders, wie um das Doppelte dessen, was sie mir geboten.«

Sie steckte das Schreiben in die Tasche, zog dagegen ein paar alte Handschuhe heraus und begann so, gegen Schmutz geschützt, denn sie haßte eine vernachlässigte Hand, im Garten zu arbeiten.

»Esther, komm' mit zu Walther,« sagte Philippine und schob ihren Arm in den ihrer Nichte. »Erzähle ihm Dein kleines Abenteuer, aber sage ihm nichts von der Wiese, sonst ängstigt er sich. Sophie wird es schon in's Klare bringen.«

Während Esther die Schilderung ihrer Begegnung mit Fräulein von Uern ihrem Onkel mittheilte, durchzuckte plötzlich ein Plan ihren Kopf. »Ich führe ihn aus, so gewiß wie ich lebe!« gelobte sie sich innerlich und ihre Augen funkelten im Bewußtsein ihres kühnen Unternehmens.

Siebentes Kapitel.

Sei klug wie die Schlange! –

Das war Ibichstein. – Esther stand mitten im Garten. Er war groß und einsam, Alles wie ausgestorben. Sie sah am Haus empor, die Fenster verhangen, Niemand zu sehen, zu hören. Es war kein großes Gebäude, aber seine grauen Mauern, hie und da fast ganz von Epheu oder wildem Wein umrankt, zeigten, daß es schon manches Jahr hindurch Wind und Wetter getrotzt hatte. Das Dach stieg spitz und hoch empor, und an einem Ende drehte sich eine Wetterfahne mit der Jahreszahl 1572.

Esther schritt weiter. Sie kam bald an eine steinerne Bank, von welcher man einen lieblichen Blick in die Ferne hatte. Sie setzte sich nieder, denn es war schwül und sie hatte den Weg hieher zu Fuß gemacht. Als sie eine Weile geruht, setzte sie ihre Wanderung fort. Sie bog um eine Ecke des Hauses und sah jetzt einen großen Rasenplatz vor sich, welcher sich bis an eine breite Rampe erstreckte, die an dieser Seite des Hauses angebracht war und zu welcher man durch ungefähr sechs steinerne Stufen hinauf gelangte. Bald stand sie einer großen, mächtigen Hausthüre gegenüber, über deren Bogen zwei steinerne Wappen angebracht waren, aber kaum noch erkennbar. Auf dieser Estrade, die mit Blumen besetzt und von einem schönen, reichen, einstmals vergoldet gewesenen Eisengitter begrenzt war, stand Esther noch einmal still, ehe sie versuchte, in das Haus zu kommen. Es war ein ungemein lieblicher Anblick. Um den Rasenplatz zog sich ein schmaler Fußweg, welcher bald rechts, bald links in andere Pfade auslief, die sich geheimnißvoll hier in ein dichtes Gesträuch, dort in eine alte Kastanienallee verloren.

Esther's Brust hob sich tiefaufathmend empor, ihre Seele ward von dem sanften Zauber der Natur berührt; sie vergaß

gänzlich, wo sie war, bis sie plötzlich hinter sich die Thür öffnen hörte. Sie wandte sich rasch um und sah in das Gesicht eines hübschen, reinlich gekleideten Mädchens, das mit einem Korb voll Wäsche in der Hand im Begriff schien, mit derselben zum Bleichen gehen zu wollen. Sie betrachtete Esther erstaunt und fragte dann freundlich nach ihrem Begehre.

»Mein Name ist Esther von Tossen. Ich habe eine Bestellung an das gnädige Fräulein auszurichten; ist sie zu Haus?«

»Das wohl,« erwiderte das Mädchen bescheiden, »aber —«

»Nicht zu sprechen, meinen Sie?«

»Ja, damit ist es schwierig. Sie ist zwar heute ziemlich wohl.«

»Bitte, versuchen Sie es einmal, ich werde so lange hier warten.«

Das Mädchen setzte den Korb hin und sagte, sie wolle Frau Schmuck hinaufschicken. Die Hausthür blieb offen und Esther trat ein. Es war eine ziemlich große Halle, aber so angefüllt mit den verschiedensten Möbeln, die Wände dermaßen behangen mit Hirschgeweihen und Bildern, daß sie fast klein erschien. Eine breite eichene Treppe führte an einer Seite in das erste Stockwerk, einen großen Raum seitwärts freilassend, wo einige Thüren in die Küche und die Gesindezimmer führten. Die Treppe stieg nur bis zur ersten Etage empor, man betrat dann einen breiten Gang, dessen eine Seite von einem geschnitzten Geländer begrenzt war, während die andere eine lange Wand zeigte, an welcher einzelne Thüren in verschiedene Zimmer zu führen schienen. An dem Treppengeländer standen grüne Gewächse in bunten irdenen Töpfen und hingen kleinere und größere Teppiche. Das ganze Treppenhaus machte einen niederländischen Eindruck. —

»Bitte, wollen das gnädige Fräulein einen Augenblick hier verweilen,« sagte die Haushälterin, »ich komme gleich zurück.«

Esther näherte sich einem lebensgroßen Oelbild, welches eine Dame in reicher Toilette aus dem vorigen Jahrhundert dar-

stellte. Trotz der Sonnenhitze lag durch das ganze Zimmer ein dicker Brüsseler Teppich, ihre Schritte blieben ungehört.

Sie hatte kaum einige Sekunden vor dem Bild verweilt, als die Teppichvorhänge an der Thüre sich leise bewegten und zwischen ihnen das schlaue Gesicht des Fräulein von Uern nach Esther heraussah. Es war nur das Werk eines Augenblicks, dann wurden die Vorhänge wieder zusammengezogen, um einige Zeit darnach die Gestalt der Frau Schmuck heraustreten zu lassen.

»Das gnädige Fräulein sind sehr willkommen,« sagte sie mit gedämpfter Stimme. Sie hielt die Portièren auseinander und Esther schritt in das nächste Zimmer. Dasselbe Zwielficht hier, wie dort in dem Gemach, das sie verlassen, obgleich der Raum noch einmal so groß war. Sie blieb verwundert stehen, als sie sich hier abermals allein sah, jedoch ihren Blicken bot sich eine solche Fülle der verschiedenartigsten Gegenstände dar, daß sie, ihre Einsamkeit vergessend, dieselben überall umherschweifen ließ. Im ganzen Zimmer herrschte ein buntes Durcheinander und dennoch lag darin eine Harmonie, wann man sagen könnte: eine symmetrische Unordnung; keine schreiende Farbe trat irgendwie an Wand, Möbeln oder Gardinen hervor, Alles spielte in einer sanften rothbraunen Schattirung. Das Zimmer war länglich viereckig, schien aber länglich rund, da die Ecken abgeschnitten waren, entweder durch ein hohes Bild, auf einer reich geschnitzten Konsole ruhend, oder einen Schrank, dessen zackiger Aufsatz sich bis an die Decke erstreckte und einen Reichthum silberner Gefäße oder kostbarer Bücher sehen ließ. Inmitten des Zimmers standen Tische mit den verschiedensten Dingen besetzt, Vasen, kleinen Statuen, ausgestopften Vögeln, mächtigen Armeuchtern; Stühle und Sessel in allen Größen und verschiedenen Fassons versperrten fast den Weg. Esther stand wie unter dem Bann einer fremden Zauberwelt da. Welch' ein Reichthum entfaltete sich vor ihren erstaunten Blicken! Hier Gebieterin sein, Welch' ein Bewußtsein! – Und in diesem Augenblick trat die Herrin all'

dieser Schätze ein, gebeugt, verzehrt, in ihrem Blick die Unruhe ihrer kranken Seele.

Auch in diesem Gemach breitete sich ein weicher Teppich aus und sie stand daher bereits einige Augenblicke hinter Esther, ohne daß diese sie bemerkte. Ein eigenes Wohlbehagen glitt über ihre Züge, als sie sah, daß Esther in sprachloser Bewunderung sich an der kostbaren Einrichtung ihres Zimmers weidete. Plötzlich berührte sie das Mädchen leicht mit dem Finger, Esther wandte sich erschrocken um, sie sah erstaunt der Besitzerin von Ibichstein in die lebhaften Augen.

Jetzt war die Dame ohne ihre Umhüllungen, welche sie damals im Wagen getragen hatte; sie überlief ihre Gestalt mit einem Blick – es war ein eigenes Gesicht, das sie anstarrte: bleich, mager, von graulich weißem Haar eingerahmt, die ein schwarzes, bis auf die Schultern herabfallendes Spitzentuch verhüllte. Die Stirne war noch faltenlos, aber um den Mund zogen sich tief eingegrabene Linien und verliehen der sonst hübschen Form desselben einen harten, schmerzlichen Ausdruck, auch die Nase, an sich regelmäßig, erschien unverhältnißmäßig groß durch die unendliche Magerkeit des ganzen Gesichts.

»Ist das hier anders wie in Tossen?« sagte sie und ließ sich stöhnend neben Esther in einen Sessel nieder. »Haben die jungen Augen noch nichts dergleichen gesehen?«

Esther erwiderte trotzig: »Das ist ja auch nicht nöthig, deßhalb kann es mir in Tossen doch gefallen.«

»Ja, ja, gefallen, das ist leicht geschehen. O, wie das lockt, was glänzt!« – Ein finsterer Ausdruck glitt über ihr Gesicht, während sie sich mit der einen Hand über die Stirne strich.

»Ich komme, etwa nicht hieher, um den Glanz zu sehen, ich komme, um zu sagen, daß meine Tante die Ellernwiese nicht um den Preis verkauft, den Herr Günther stellt. Für die doppelte Summe, da ist sie's zufrieden.«

»Für den doppelten Preis!« wiederholte das Fräulein. »Sie hat

Recht, wenn sie den fordert, ich, wenn ich ihn nicht gebe. Wozu sollte ich sie kaufen, als ob ich sie brauchte!« – Plötzlich sah sie auf, ihre strahlenden Augen sahen Esther scharf an. »Warum hat Herr Günther nicht die Antwort gebracht? Ist er todt, oder hat er eine Absicht dabei, sich der Esther von Tossen zu bedienen?«

Esther schoß das Blut heiß zum Herzen, ihre Lippen zogen sich stolz empor und zwischen den langen Wimpern leuchteten die dunklen Augen. »Mein eigener freier Wille war es, hieher zu gehen,« sagte sie, während ihre Hand zitternd an ihrem Handschuh riß. »Ich bin weder die Dienerin des Herrn Günther, noch irgend eines andern Menschen. Herr Günther wird von uns für seine Dienste bezahlt und weiter haben wir nichts mit ihm zu schaffen.«

»Ja, ja!« rief Fräulein von Uern. »Für seine Dienste bezahlt! Das ist ein wahres, gutes Wort! In so jungem Mund Goldes werth. Weißt Du schon, mein Herz, was Gold für eine Macht über die Menschen hat, weißt Du, was man damit – Geh!« – sie wehrte Esther mit der Hand ab. »Wozu denn!« – Was sie darnach murmelte, verklang ungehört.

»Leben Sie wohl, Fräulein von Uern,« sagte Esther kurz. »Sie werden entschuldigen, daß ich die Botschaft meiner Tante übernommen und nicht Herr Günther.«

Die Angeredete sah auf. Ein prüfender Blick glitt über Esther, dann sagte sie: »Für seine Dienste bezahlt,« und ein wohlgefälliges Lächeln zog über ihr Gesicht. »Es soll nicht das letzte Mal sein, daß wir Beide uns sehen. Also das Doppelte für die kleine Wiese! Hm,« sie überlegte. »War der Weg hieher heiß, beschwerlich? Ich kenne ihn nicht.«

»Ich gehe gern, besonders wenn ich einen Zweck dabei habe.«

»Das ist wieder so richtig wie zweimal zwei vier ist. Man muß nichts ohne Zweck thun, mein Schatz, merke Dir das! Nichts, gar nichts! Dein Leben muß einen Zweck haben, mag

dieser sein, welcher er will, oder Du stehst eines Tages vor Deinem zwecklosen Dasein wie vor einem häßlichen Gespenst.«

Sie hatte die letzten Worte so hastig gesprochen, daß sie Esther kaum verstanden. Darnach versank sie wieder in tiefes Nachdenken.

Esther sagte endlich: »Es ist Zeit, daß ich gehe, es wird sonst zu dunkel.«

»Hier ist's nur so dunkel. Draußen ist noch Sonnenschein. Meine Augen sind schwach, es muß immer dämmerig um mich sein, sonst schmerzen sie mich. Deine Tante, mein gutes Kind, will also die zwiefache Summe, nicht die dreifache?«

»Gewiß nicht,« sagte Esther. »Wie sollte sie dazu kommen?«

Jetzt lachte das Fräulein auf. »Als ob es das erste Mal wäre, daß ein Verkäufer den Preis seiner Waare erhöht, wenn er merkt, daß man sie kaufen will. Das ist mir jedoch die Sache nicht werth. Aber höre, mein artiges Kind, ja, ich, ich will die zwiefache Summe geben, wenn Du mich dafür öfters besuchen willst. Ich fühle, daß es mir gut thut, mit Dir zu sprechen.«

Esther sah betroffen zu ihr hin. »Das?« – sagte sie zögernd.

»Das ist der Preis. Ich bin aus einer alten Kaufmannsfamilie, da gewöhnt man sich daran, bei Allem zu handeln, nichts umsonst zu thun, nichts ohne Nutzen wegzugeben. Der richtige Kaufmann muß ein anderes Herz mit auf die Welt bringen als gewöhnliche Menschen, sonst taugt er nicht für den Stand. Ja, komme nur zu mir, mein Herzblatt, ich bin ebensogut wie ein Buch, woraus man lernt. Aber – o! mein Herz, mein Herz! – Leb' wohl Esther, das Geschäft ist abgemacht.«

Mit einer Hand bedeckte sie die Augen, mit der andern winkte sie zu gehen. Das junge Mädchen entfernte sich eilig. Als sie in das Vorzimmer kam, hörte sie eine helle Glocke anschlagen. Sie wollte aus der Thüre, fand sie aber verschlossen, und erst nach einigen Minuten ward sie durch die als »Frau Schmuck« bezeichnete Dienerin geöffnet.

Sie entfernte sich mit raschen Schritten. Erst als sie wieder auf dem Wege nach Tossen war, ging sie langsamer. Sie wußte nicht, warum sie sich so beeilt, sich von dem Ort zu entfernen, wo dennoch ihre Gedanken so gern weilten; aber sie freute sich lebhaft, als sie den bekannten Weg zu ihrer Heimat vor sich liegen sah.

Als sie ihren Hut und Sonnenschirm auf dem Vorplatz abgelegt hatte, hörte sie mehrere Stimmen im großen Wohnzimmer. Sie trat rasch ein, fand aber Niemand darin als Herrn Günther, der mit ihren Tanten und Onkel Walter sich lebhaft unterhielt. Bei ihrem Erscheinen stockte gleich die Unterhaltung und der Baron fragte: »Ist das Esther?«

»Ja, endlich,« erwiderte Fräulein Philippine. »Wo bist Du nur den ganzen Nachmittag gewesen? Sicherlich hast Du Schmetterlinge gefangen, Du siehst so erhitzt aus.«

»Selbst ein Schmetterling,« lachte der Advokat. »Die Farben werden alle Tage schöner, wie?«

Tante Sophie blätterte zwischen den Papieren und sagte nichts.

»Ich erzähle es später,« sagte Esther und setzte sich neben ihren Onkel. »Ich komme weit her.«

»Ja, gnädiges Fräulein,« wandte sich der Advokat zu Tante Sophie, »es ist nun einmal eine alte Regel: auf das Beschreiben des Vortheils läßt der Bauer sich nicht ein, nimmermehr! Was nutzt das Alles! Ich habe darin Erfahrung und mache sie jeden Tag von Neuem durch.«

»Nun, ich will es Ihnen nicht abstreiten, Herr Günther,« sagte Fräulein Sophie und warf den Kopf zurück, »mag dem so sein. Mir ist es wichtiger, noch einmal auf die Verpachtung der Wiese zurück zu kommen. Der Mann will sie also durchaus nicht wieder in Pacht nehmen?«

»Nein, er hat eine noch viel größere geerbt und Niemand sonst hat sich dazu angeboten, und zu dem Preis, den unser

Ibichsteiner Fräulein gestellt, soll sie auch nicht vergeben werden, also —«

»Sie wissen wohl selbst am besten, daß dabei nicht die Zinsen herauskämen und ich einen solchen Ausfall zu vermeiden suchen muß.«

»Ja, dann bleibt uns nichts übrig, gnädiges Fräulein, als, wir müssen es versuchen, das Heu selbst zu verkaufen, denn die alte Seele bietet nun einmal nicht mehr.«

Esther hatte mit fliegendem Athem zugehört, jetzt war der Moment gekommen, wo sie reden wollte. Sie sah mit glänzenden Augen zu ihrer Tante hin:

»Wenn sie Dir nun die doppelte Summe gibt, Tante? Du sagtest gestern, dann wärest Du es zufrieden, sie ihr abzutreten?«

Fräulein Sophie zuckte mit den Achseln. »Du wirst davon nichts verstehen, mein Kind.«

»Wenn ich nun aber sage, daß ich von ihr komme, daß sie es thut und die Sache geordnet ist?«

Das Erstaunen war so groß, daß Keiner ein Wort zu sagen wußte. Herr Günther rief zuerst: »Ja, Kreuzelement! wie kommt denn das?!«

»Ich hoffe, Esther,« sagte Fräulein Sophie, »daß Du Dir keinen Scherz erlaubst? Wie kommst Du zu solcher Behauptung?«

»Ich fand es heute angenehm, spazieren zu gehen,« erwiderte ihre Nichte »und ging so weit, bis ich vor Ibichstein stand. Da fiel mir Deine Bemerkung ein und ich dachte, da ich das Fräulein neulich kennen gelernt, wollte ich sie ihr mittheilen. Ich ließ mich melden, sie nahm mich an und da hab' ich nun den Advokaten gemacht,« lachte sie und warf Herrn Günther einen listigen Blick zu, »und habe durchgesetzt, was ich wollte. Nur einen kleinen Dienst verlangt sie von mir dafür.«

»Und der ist?« fragte Herr Günther rasch.

»Daß ich sie dann und wann besuche.«

Der Advokat rieb die Hände auf seinen Knien.

»Hm. Und das ist der Handel?«

»Ja,« erwiderte Esther. »Und ich denke, er ist vortheilhaft.«

»Das freut mich!« rief Herr Günther, Esther die Hand reichend. »Bezahlen kann sie es und zu viel ist es auch nicht. Na, und wann sollen wir den Vertrag abschließen? Hat sie etwas bestimmt?«

»Ich denke, wir gehen einmal in den nächsten Tagen zusammen hinaus,« sagte Esther. »Holen Sie mich, bitte, ab. Und Dir ist es so recht, wie ich es einrichte?« wandte sie sich an Tante Sophie.

»Ja, ja,« sagte sie zerstreut. »Vollende, was Du begonnen, aber vergib Dir nichts.«

Der Abend war herrlich. Herr Günther war längst nach Hause geeilt, Fräulein Sophie las ihrem Bruder vor und Tante Philippine ging mit ihrer Nichte im Garten auf und ab und ließ sich von den Räumen in Ibichstein erzählen.

Achtes Kapitel.

Direktor: Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben sich und ihren Putz zum Besten
Und spielen ohne Gage mit.
Vorspiel auf dem Theater.

Es schlägt sechs Uhr. Dichter Nebel umhüllt die Equipagen wie die Fußgänger, die eiligen Schrittes um die Straßenecken biegen, um zu den geöffneten Thoren des Theaters zu gelangen. Es ist die höchste Zeit. Der Wagen des Herzogs fährt bereits in langsamem Schritte die Straße herab, die nach den herzoglichen Marställen führt und die übrigen Hofequipagen sind schon vorher dort angelangt. Das Theater ist bis auf den letzten Platz gefüllt; man gibt »Käthchen von Heilbronn«. Die Frau Herzogin ist nicht wohl; an ihrem Platz sitzt in der herzoglichen Loge, dem Herzog gegenüber, Prinzessin Leonie, nebenan ist die Loge des Erbprinzen. Diese ist durch eine Wand von den übrigen Logen geschieden, im Hintergrund durch schwere Vorhänge von einem kleinen Raum, in welchem einige Möbel und ein großer Spiegel sich befinden. Der junge Herzog steht an den Vorhängen und beobachtet durch eine schmale Oeffnung in denselben mittelst eines Opernglases das volle Haus. Hinter ihm steht Graf Malstädt und hört aufmerksam auf die Worte seines Herrn.

»Ich kann nicht begreifen, wo sie bleibt! Haben Sie auch recht gehört, Graf, daß sie kommen wollte?«

»Hoheit können versichert sein.«

»Das Einzige, was mich tröstet, sind die beiden leeren Plätze, auch daß die Hofdame so oft nach diesen Plätzen sieht. Jetzt – *parole d'honneur!* da ist sie! Wie eine Eidechse gleitet sie zwischen

den Stühlen durch, man kann nicht graziöser sein! Ah, so – jetzt ist sie uns vollkommen sichtbar. So ladylike – aber nicht einen – doch – *bon soir, ma belle!* O, ich habe ihn wohl erhascht, diesen Lichtfunken Deiner Augen!«

Von jetzt an schieg der Prinz und war nur Beobachter. Sein Adjutant versuchte vergebens über ihn hinweg durch die schmale Spalte des Vorhangs einen Blick nach der Stelle werfen zu können, wo das soeben beschriebene Mädchen saß – unmöglich.

»Wissen Sie was, Malstädt,« wandte sich der Prinz um, ließ den Vorhang zufallen, stellte das Opernglas hin und warf sich in die Sophaecke, »mir ist es ein vollkommenes Räthsel, wie dieß Landmädchen sich so rasch herausgeformt hat! Als sie diesen Sommer in Weilheim war, versprach sie wohl Etwas zu werden, aber doch nicht etwas so Reizendes. Alle ihre kleinen Fehler sind Pikanterien, selbst wie sie so eigenthümlich ihr Haar trägt! Einer Andern würde es das Ansehen von Thollheit geben, sie möchte ich nicht anders sehen; und diese etwas vorgebaute Unterlippe, wenn sie ein wenig damit lächelt, die weißen Zähne zeigt – darauf einen Kuß zu drücken – *vraiment Comte!*«

Graf Malstädt lachte. »Hoheit dürften ja nur diesen Gedanken gegen die Besitzerin dieses Mundes aussprechen – *qui sait!*«

»*Vous êtes mauvais garçon, cher ami!*« rief der Prinz, allein trotz dieser Aeufserung glitt ein heiterer Zug über das Gesicht des jungen Herzogs. »Uebrigens habe ich Sie gestern Abend nicht genau verstanden, *la belle* Esther hat eine Erbschaft gemacht, oder wie war die Geschichte?«

»Durchaus nichts von Erbschaft, Hoheit; man sagt, eine reiche Pathin habe ihr einige Groschen zukommen lassen für den hiesigen Aufenthalt. Doch darf ich Hoheit nicht erinnern – der Herzog ist bereits lange in seiner Loge.«

»Ach ja, wahrhaftig, man vergißt sich ganz und die Kleine wird denken, ich käme heut Abend nicht.«

Nachdem er noch einen Blick in den Spiegel geworfen, ent-

fernte er sich eiligst. Graf Malstädt folgte mit einem höhnischen Lächeln auf den Lippen.

Seit acht Tagen war Esther mit ihrer Tante Philippine in der Residenz. Prinzessin Leonie hatte gewünscht, sie zu ihrem Geburtstag bei sich zu sehen. Die Herzogin, entzückt von diesem unschuldigen Begehren ihres Kindes, hatte die Hofdame gebeten, ihre Nichte kommen zu lassen, aber selbstverständlich, da die Reise auf ihren Wunsch geschehen, auch auf ihre Kosten. Dießmal waren beiden Damen in fürstlicher Equipage abgeholt, und die frischen Pferde, die sie auf jeder Station erwarteten, hatten sie binnen vier Stunden nach der Residenz befördert. Für acht Tage war Esther eingeladen, aber da die Herzogin immer leidend, waren noch vier Tage zugegeben worden, und Prinzessin Leonie hoffte endlich in dieser Zeit Gelegenheit zu finden, ihren Liebling der Herzogin vorstellen zu können. In dem Verlauf dieser Tage war Esther mit der Prinzessin Leonie, dem Erbprinzen und dessen Adjutanten in viel nähere Berührung gekommen als in Weilheim; es hatte sich zwischen ihnen ein ziemlich vertrautes Verhältniß gebildet, was in dem Herzen des jungen Prinzen eine tiefere Neigung für Esther erzeugte. – Man hatte dem jungen Mädchen und ihrer Tante für die Zeit ihres Aufenthalts zwei Plätze im Theater reservirt, die Prinzessin wünschte, sich mit ihr über jede Vorstellung unterhalten und sie im Theater beobachten zu können. Auch heute Abend hatte sie ihr schon einige Male heimlich zugewinkt und Esther hatte die Grüße bescheiden erwidert, aber ihre Blicke waren am häufigsten nach der Loge des Prinzen geschweift, besonders da sie den ersten Akt hindurch leer geblieben.

Im Zwischenakt blieb Graf Malstädt allein in der Loge. Der Prinz nahm den Thee beim Herzog ein. Der Adjutant hatte sich bis jetzt an dem Gelingen seines Planes, den Prinzen in das junge Mädchen verliebt zu machen, höchlich erfreut, indessen fühlte er, als er zu bemerken glaubte, daß sie ihre Liebenswürdigkeit

zwischen ihm und seinem Herrn gleichmäßig vertheilte, einen eigenen Kitzel, diesem den Rang streitig zu machen. »Sie ist eine kleine Teufelin,« murmelte er vor sich hin, während sein Glas ihm alle Liebreize des jungen Mädchens in nächster Nähe zeigte. »Dieser Knabe hier,« fuhr er mit sich redend fort, »er glaubt, sie erwidere seine Liebe, er glaubt an Alles!«

Jetzt trat der Prinz wieder ein. Unverkennbar sah sie rasch hinüber. Graf Malstädt biß sich auf die Lippen und erhob sich eilig, dem Prinzen entgegen zu gehen.

»Nun, Malstädt, habe Sie unser Dornröschen beobachtet? Wo hat sie ihre Blicke hingewandt?«

»Hoheit, ich muß um Entschuldigung bitten, ich habe ihr wirklich keine Aufmerksamkeit geschenkt, mich interessirten andere Augen.«

»Welch' eine Geschmacksverirrung! Haben Sie übrigens bemerkt, daß Käthchen heute Abend nicht übel ist? Schade nur, Hände und Füße sind *mauvais genre*, aber ich will der Kleinen die Freude machen und ihr applaudiren, man kann oft mit so Wenigem glücklich machen.«

Der dritte Akt war vorüber, der Herzog erhob sich und verließ mit seiner Tochter das Theater.

»Graf Malstädt,« sagte der Erbprinz ärgerlich, »wir müssen folgen, die Herzogin ist immer noch an das Zimmer gefesselt und wünscht, daß wir den Abend bei ihr zubringen. Kommen Sie, die Hofdame ist auch bereits verschwunden.«

Die beiden Herren verließen die Loge. Nach halb Zehn war das Theater geschlossen.

Esther kam sehr heiter nach Haus. Sie lachte über Tante Philippinens roth geweinte Augen. »Nein,« sagte sie, während sie ihr beim Abnehmen ihres Mantels behülflich war, »wie Du Dich rühren lassen kannst, Tante! Das ist ja gar kein Genuß, wenn man dabei so viel Thränen vergießt!«

»Ja, Kind, das ist nun bei mir einmal so, die Thränen kom-

men gar leicht! Und das ist noch das Wenigste, aber dieses Kopfweh!« Sie setzte sich in die Sophaecke und hielt sich die Augen zu.

»Fräulein von Tossen hat Briefe und Zeitungen geschickt,« sagte die Jungfer. »Ich habe Beides auf den Schreibtisch gelegt.«

»Gut,« sagte Esther und wandte den Kopf darnach. »Sonst ist Niemand hier gewesen?«

»Die Schneiderin hat das Kleid geschickt für das gnädige Fräulein; ich habe es in das Schlafzimmer gelegt.«

»Ich danke.«

»Der Thee ist fertig. Soll ich vielleicht das Kleid holen?«

»Nein. Wenn wir etwas brauchen, werde ich läuten.«

Das Mädchen ging. Fräulein Philippine und ihre Nichte wohnten nicht weit von der Hofdame in einem Haus, das zu den Hofgebäuden gehörte und worin immer einige Zimmer leer standen, die bei etwaiger Ueberfüllung durch Besuch mit zu Hülfe genommen werden konnten. Ein Mädchen, welches zu dem Personal gehörte, das die herzogliche Wäsche in Ordnung hielt, hatte man ihnen zur Bedienung gegeben.

»Von wem sind die Briefe?« fragte Philippine, indem sie sich eine Tasse Thee einschenkte.

»Es ist nur ein Brief an mich, von Fräulein von Uern, ich lese ihn nachher, wenn wir Thee getrunken. Fandest Du nicht, daß Tante Ernestine heute Abend sehr gut aussah? Keine der Damen versteht sich so graziös zu verbeugen! Hast Du nicht bemerkt, daß Graf Malstädt sehr oft nach ihr hinsah? Sollten sich die Beiden nur zum Schein hassen?«

»Kind, ich sehe und höre Niemand, wenn ich im Theater bin; es nimmt so ganz meine Seele ein, ich brauche kein anderes Vergnügen, wenn ich nur jeden Abend – aber was hab' ich Kopfweh; ich muß zu' Bett, ich kann selbst den Thee nicht mehr trinken – komm', gib mir mein Licht.«

Esther sprang auf, zündete eine Kerze an und ging mit ihrer

armen Tante, die aus ihrem Vergnügen Gift gesogen, in das nebenan liegende Schlafzimmer.

Sie kam bald zurück. Wer hätte in ihr jene Esther wieder erkannt, die vor vier Monaten, im verwachsenen Mullkleidchen, in Weilheim scheu und linkisch sich in eine Ecke gedrückt. Sie erschien größer und stärker in dem elegant gemachten Kleid, das ihre vornehme Figur so vortheilhaft hervorhob, die feinen Brüsseler Spitzen, die ihr Fräulein von Uern geschenkt und welche in reicher Fülle Hals und Hände umgaben, paßten zu ihrer feinen Haut und hoben ihren zarten Teint. Sie stand einen Augenblick, gedankenvoll vor sich hinsehend, dann faßte sie rasch nach dem Brief ihrer Gönnerin. Er war deutsch, aber mit lateinischen Buchstaben geschrieben:

»Du artiges Kind! Deine Briefe lese ich gern, Du schreibst faßlich und klar. Was Du mir erzählst, ist doch das neueste, warme Leben und es ist nicht um ein Haar anders, als es damals war, wo ich noch selbst darin lebte. Andere Moden, kannst Du sagen, aber sonst Alles dasselbe; sieh' zu, daß Du Dir klar bleibst; wenn Du erst den Kappzaum der bitteren Erfahrung über Dein rasch fühlendes Herz legen kannst, wie ich, dann bist Du sicher, daß es nicht mehr mit Dir durchgeht. Und das sollst Du erringen, das will ich. Du mußt stets zusehen, die Verhältnisse zu beherrschen, nicht daß es umgekehrt wird. Erzähle mir mehr von dem Flitter, der Dich umgibt, und wie Du erkennst, daß es kein echtes Gold ist, denn das ist Honig für mein Herz. Schreibe mir die Namen der Personen, die Du näher kennen lernst. Ich habe viele Menschen gekannt. Ist es nicht bald Zeit, daß Du wiederkommst?«

Der Brief trug keine Unterschrift. Esther faltete ihn zusammen und warf ihn dann in's Feuer. Ein triumphirendes Lächeln umspielte ihren Mund, sie dünkte sich frei und sah nicht, daß sie der Sklave einer Seele war, die nur darnach dürstete, den eigenen, selbst erfahrenen Schmerz an der ganzen Menschheit zu rächen.

Nachdem sie ihren Thee genommen, ließ sie die Jungfer zu Bett gehen, legte sich auf das Sopha und las, bis die Lampe plötzlich erlosch und sie sich im Dunkeln in ihr Schlafzimmer tasten mußte.

Neuntes Kapitel.

Ein Mann, der liebt,
Darf nicht zu blöde sein!
Mirza-Schaffy

Der Regen floß in Strömen. Das plätschernde Geräusch wurde nur zuweilen durch einen heftigen Windstoß unterbrochen, der heulend und klagend durch die Straßen fuhr und unwillig an Allem rüttelte, was sich seiner Kraft entgegenstellte. Die Straßenlaternen, nur mit schwachen Oellämpchen versehen, beleuchteten kaum den Fleck, auf welchem sie standen. Wer nicht sehr nothwendig draußen etwas zu besorgen hatte, wagte sich nicht vor die Thüre. Die Straßen waren daher sehr wenig besucht, nur zwei Herren kamen jetzt, so rasch als es ihnen der Sturm erlaubte, um eine Ecke gebogen.

»Es ist immerhin ein Wagniß, Hoheit,« sagte einer der Herren. »Sie sind gewiß, daß das Fräulein allein ist?«

»Vollkommen. Das Stubenmädchen hat es mir nicht allein verrathen, ich habe auch mit eigenen Augen die beiden Schwestern soeben in die Vorlesung fahren sehen.«

»Dann freilich. Indessen —«

»Was zum Teufel ist in Sie gefahren, Malstädt, mit Ihrem beständigen Ueberlegen, was und wenn! Sonst war Ihnen kein Abenteuer kühn genug, jetzt spielen Sie plötzlich den Verzagten. Ich muß das Mädchen noch einmal sehen; sie soll es mir eingestehen, ob sie mich liebt oder nicht. Gestern Abend, bei Frau von Funk, war sie wie verwandelt, ernst, traurig, dann wieder auffallend heiter. Nur wenige Augenblicke konnte ich sie allein sprechen; ich will es endlich einmal in Ruhe thun.«

»Durch zu rasches Vorgehen, Hoheit, verdirbt man zuweilen viel.«

»Sie sind ein Mann der Geduld,« rief der Prinz unwillig und schlug den Mantelkragen zurück, welchen ihm der Sturm über den Kopf geweht. »Ich liebe ein rasches Vorgehen; ehe sie abreist, will ich etwas Bestimmtes wissen.«

»Ich salvire mich, gnädigster Prinz,« erwiderte Graf Malstädt in einem bitteren Ton, »fällt die Sache nicht nach Wunsch aus. Das Fräulein kommt in sechs Wochen zurück – ein wenig Entfernung fördert oft die Liebe am besten.«

»Oder tödtet sie. Hier ist das Haus. 's ist eine verteufelte Dunkelheit! Ich kann nicht einmal erkennen, ob in dem Fenster über der Thüre Licht ist.«

»Allerdings, Hoheit – ich sehe es deutlich.«

»Nun, dann bin ich erwartet.«

»Erwartet?« wiederholte Graf Malstädt erstaunt.

»Von der Cameriera, *mon ami!* Aber adieu, nach zehn Uhr bin ich zu sprechen, haben Sie Zeit und Laune, mich da zu sehen, sind Sie willkommen.«

Graf Malstädt grüßte ehrerbietig. Der Prinz drückte auf die Klinke, die Thüre öffnete sich leise und er verschwand hinter derselben.

Graf Malstädt sah trotz des heftigen Regens nach dem erleuchteten Fenster. Als das Licht daraus verschwand, wandte er sich zum Gehen. »Wäre er nicht so rasend verliebt,« murmelte er zwischen den Zähnen, »bei Gott, er hätte nicht den Muth, zu diesem Mädchen zu gehen! Sie wird ihn gut abfahren lassen! Ich habe es gestern Abend nur zu deutlich gesehen, daß er sie langweilt.«

Graf Malstädt schritt jetzt eilig weiter, um aus dem strömenden Regen nach seiner Wohnung zu gelangen.

Während er dahin ging, ließ er noch einmal die Erlebnisse des gestrigen Abends an seinem Geist vorübergleiten und es kam ihm vor, als könne er doch das Resultat ziehen, Esther habe sich bedeutend freundlicher gegen ihn gezeigt, als während der gan-

zen übrigen Zeit ihres Aufenthalts. Diese Ueberzeugung stimmte ihn so heiter, daß er trotz Regen und Wind leise vor sich hinsummt: »Ein Kuß von ihren Lippen, er wär' mir Seligkeit!«

Der Prinz war indessen zur Hinterthür des Hauses eingetreten. Esther's Zimmer lagen nach vorn. Sie war beschäftigt, einige Kleinigkeiten für die Reise zu ordnen. Ein leises Klopfen machte sie aufhorchen.

»Nun?« sagte sie, ohne sich umzuwenden. »Wollen Sie noch etwas, Marie?«

Als keine Antwort erfolgte, sah sie nach der Thüre. Sie öffnete sich langsam und zu ihrem nicht geringen Schrecken sah sie den Erbprinzen eintreten. »Hoheit!« rief sie überrascht.

»Fräulein von Tossen – ein Irrthum – ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber es ist eine solche Finsterniß in diesem Haus! Ich suchte nach einem Schreiber aus der Kanzlei, der hier Wohnung haben soll, und ich bitte nochmals um Vergebung.«

Aber anstatt sich zu entfernen, schloß er hinter sich die Thüre.

Esther's Herz klopfte heftig, eine unsägliche Angst bemächtigte sich ihrer auf einige Augenblicke, aber nur auf Augenblicke – dann faßte sie sich und eilte nach dem Klingelzug.

»Ich beschwöre Sie, gnädiges Fräulein,« rief der Prinz heftig, »lassen Sie mich nur noch einen Moment diesen glücklichen Irrthum genießen!«

Er trat einige Schritte näher in das Zimmer. Esther blieb ruhig stehen. Sie sagte nichts, aber er las deutlich in ihren Augen den Gedanken: Wage nicht, Dich mir zu nähern!

»Also Sie gehen wirklich unwiderrufflich morgen fort?« sagte er mit leiser, unsicherer Stimme.

»Ja,« erwiderte Esther, »ich habe Hoheit das schon gestern Abend gesagt.«

»Und wann kommen Sie wieder? Wann? Und wie soll ich Ihre Abwesenheit ertragen?«

Seine Lippen zitterten, die Leidenschaft der Liebe leuchtete

aus seinen sonst so matten Augen. Aber dennoch hatte er Esther gegenüber nicht den Muth, ihr seine Gefühle zu gestehen.

»Hoheit, ich denke, das wird vortrefflich gehen,« sagte das junge Mädchen. »Sie werden das Theater, die Gesellschaften besuchen —«

»Und Sie? Werden Sie hieher zurückdenken?«

»Ich?« lachte Esther. »Natürlich werde ich das thun, wenn auch nicht immer. Graf Malstädt hat mich übrigens gestern Abend dasselbe gefragt.«

»Graf Malstädt?« rief der Prinz und warf unwillig den Kopf zurück. »Was brauchen Sie an Den zu denken?«

»Wie an jeden Andern,« erwiderte Esther. »Außerdem ist er der Kavalier von Hoheit und —«

»Esther!« rief der Prinz und die Eifersucht gab ihm endlich den Muth, zu fragen — nicht ob sie ihn liebe, sondern ob sie den Grafen liebe.

Eine tiefe Glut trat in Esther's Wangen. »Hoheit, keinen Augenblick länger darf ich Sie der Gefahr aussetzen, von meiner Jungfer hier angetroffen zu werden.«

»Von Ihrer Jungfer?« sagte der Prinz lächelnd. »Die Gefahr würde für mich gering sein.«

Esther sah ihn einen Augenblick verwundert an. »So würde sie für mich desto größer sein,« erwiderte sie. »Daher gestatten Hoheit, daß ich mich entferne.« Und rasch, ehe der Prinz sie daran zu verhindern vermochte, war sie in das Nebenzimmer geeilt, und er konnte deutlich hören, wie sie hinter sich abschloß.

Er stampfte mit dem Fuß auf. Noch einen Blick warf er nach der verschlossenen Thüre und eilte dann aus dem Zimmer.

Nach zehn Minuten trat die Jungfer ein. Sie sah erstaunt, daß Niemand anwesend. Im selben Augenblick öffnete Esther die Thüre.

»Ich kann nicht begreifen,« sagte sie und ihre Augen ruhten mit einem zornigen Ausdruck auf dem Mädchen, »wie Sie nicht

gehört haben können, daß Jemand die Treppe herauf kam. Prinz Ludwig tappte im Dunkeln daraußen auf dem Gang umher. Endlich kommt er hier an die Thür, bittet um Licht, ich habe ihm den Weg zeigen müssen, da er in der zweiten Etage einen Herrn suchte, der dort wohnen soll.« –

»Ich war doch immer in der Nähe,« stotterte das Mädchen verlegen.

»Das ist nicht gut möglich. Nehmen Sie diese Sachen und legen Sie dieselben zu den übrigen.«

Das Mädchen entfernte sich. »Es war Verabredung,« sagte Esther verächtlich. »Der arme Prinz! er war so komisch in seiner Verlegenheit.«

Die ganze Nacht hatte der Regen angehalten, aber gegen Morgen war Frost eingetreten. In dem Reisewagen, welcher rasch durch die Straßen der Stadt fuhr, saßen Philippine und Esther. Tante Vielliebchen fror, es war noch frühe am Morgen, sie hatte sich in ihren dicken Mantel gewickelt und den Schleier vor das Gesicht gezogen. Esther saß neben ihr und suchte zwischen den Blumen eines Bouquets, welches man ihr noch in den Wagen gereicht, als sie eben abfuhr. Endlich hatte sie ein Streifchen Papier entdeckt, welches mit goldenen Nadeln zwischen den Blumen befestigt war. Sie zog es heraus, überflog die wenigen Worte, welche darauf standen und runzelte verdrießlich die Stirn. – »*Fame, wealth, honour, what are you to love?*« – Sie verstand kein Englisch.

Philippine hatte die Augen geschlossen, sie war noch müde, aber Esther fragte laut: »Tante, verstehst Du English?«

»Mein Gott, Esther, wie kommst Du auf den Gedanken?« rief sie und machte erstaunt die Augen auf. »Du weißt doch, daß wir Alle kaum erträglich französisch sprechen. Aber wie duften Deine Blumen so schön! Sie sind doch sicherlich aus dem herzoglichen Treibhaus von der Prinzessin?«

»Natürlich von ihr,« sagte Esther, legte das Bouquet auf den Rücksitz und schob den Zettel in ihr Notizbuch.

Zehntes Kapitel.

*Plaisir d'amour ne dure qu'un moment,
Chagrin d'amour dure toute la vie.*

Es waren zwölf Grad Kälte. Der Tags vorher gefallene Schnee lag fest gefroren und funkelnd in der grellen Sonne, die glänzend am Himmel stand, ohne zu wärmen.

Im Salon des Fräulein von Uern loderte ein helles Kaminfeuer und verbreitete eine behagliche Temperatur. Indessen schien Herr Günther, der vor demselben stand, noch einen höhern Wärmegrad vertragen zu können, denn er griff nach dem Schür-eisen und regte die Glut so an, daß die Funken knisternd zu ihm empor sprangen.

»Sei ruhig, freundliches Element,« lachte er behaglich und hielt seine Hände vor die Flamme. »Wir haben hier einen dicken Teppich, mit dem ist nicht zu spaßen.«

Er betrachtete darauf eine Zeitlang die Bronzefiguren, welche auf dem Kamin standen. Dann sagte er, ungeduldig auf seine Uhr sehend: »Nun möchte ich nur um's Himmels willen wissen, was sie immer in der Kammer da herum zu kramen hat! Zwei Uhr! Sitze ich nun schon eine halbe Stunde hier und sehe die Figuren da an.« Er warf einen ärgerlichen Blick nach der Portiére, hinter welcher die besagte Kammer lag. »Was sie nur überhaupt darin hat? Keine Seele läßt sie hinein; na, da mag ja wohl das Familienskelett darin verborgen sein! Klar ist es nicht mit ihr, woher sonst all' der Vorrath von Menschenhaß.«

»Günther, sind Sie da?« hörte man jetzt eine Stimme rufen. Es war jene des Fräuleins von Uern.

»Seit einer halben Stunde, zu Befehl.«

Gleich darauf öffnete sich eine Thür, dann hörte man diese

abschließen und die hagere, gebeugte Gestalt des Fräuleins trat ein.

»*Bon jour, mon ami.* Was sagen Sie, seit einer halben Stunde?«

»Gott zum Gruß, gnädiges Fräulein.« Er sah nochmals auf die Uhr. »Eine halbe Stunde und zehn Minuten.«

»Und zehn Minuten? Wie viel kostet das? Nicht einmal die zehn Minuten erlassen Sie! Wissen Sie, was mein seliger Vater sagte: Die Herren Advokaten sind die rechten Höllenbraten.«

»Ich bin nicht auf meinen Wunsch hier,« erwiderte Herr Günther. »Weiß es Gott, ich gehe wieder, je eher je lieber, denn ich habe auf drei Uhr zwei Klienten bestellt.«

»Gut, so gehen Sie hin, heute bin ich doch zu nichts nütze.« Sie rückte einen niedern Sessel an's Feuer und setzte sich langsam darauf. Während Herr Günther seine dicken wollenen Handschuhe aus der Tasche zog, sagte sie: »Seit zwei Tagen ist Esther von Tossen zurück; ich erwarte sie noch heute. Haben Sie das Mädchen schon gesehen?«

»Ja wohl, ich war zufällig bei ihrer Tante, als sie ankam.«

»Wie sah sie aus? Jung, frisch, zufrieden?«

»Darüber muß ich erst nachdenken. Jung? na, das ist sie ja; frisch? – bei der Kälte natürlich; – zufrieden? – bei dem Kontrast, von einem fürstlichen Haus in ein verarmtes zu kommen – nein.«

Es entstand eine Pause. Das Fräulein stützte ihr Kinn auf die Hand und sah gedankenvoll in's Feuer. Dann sagte sie: »Wenn sie klug bleibt, mir folgt, mir glaubt und – na,« fuhr sie auf und sah den Advokaten scharf an – »ich lebe aber noch, wenn auch damit nicht gesagt ist, wie lange. Gehen Sie jetzt meinetwegen fort, Günther, ich erwarte die Esther heute Mittag. Hab' ich das etwa schon einmal gesagt?«

»Ja,« erwiderte der Advokat und nahm ein Päckchen Papiere vom Tisch. »Wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über.«

»Nein,« sagte sie. »Das hat mit dem Herzen nichts zu thun, mein Kopf wird schwach. Diese Woche lasse ich Sie nochmals rufen. Adieu und auf Wiedersehen.«

Herr Günther verbeugte sich freundlich, aber Fräulein von Uern sah nicht nach ihm hin, sondern nickte dafür in die Holzglut.

Als er auf den Vorplatz kam, begegnete ihm Frau Schmuck. »Ist das gnädige Fräulein im Salon?« fragte sie.

»Ja, sie wärmt sich am Kaminfeuer.«

»Seit gestern ist sie übler Laune, sie schließt sich fast immer ein und man muß Alles mit ihr durch die Thür verhandeln. Ich bin nur froh, daß Fräulein von Tossen zurück ist, der Lutz ist fort mit dem Wagen, um sie zu holen. Da ist unser Fräulein jedesmal ganz anders, wenn sie dagewesen ist.«

»Ja, Frau Schmuck,« sagte der Advokat und zog sich den Rockkragen über die Ohren, »wunderlich ist die Dame nun einmal und verlangt viel Geduld, aber die haben wir ja, gottlob, Beide.«

Frau Schmuck lachte und Herr Günther eilte aus der Thür. Kaum war er eine halbe Stunde von Ibichstein fort, als Esther vorfuhr; nicht wie damals, wo sie zum ersten Mal zaudernd vor der hohen eichenen Thür gewartet, erschien sie jetzt. Kaum hatte man sie kommen hören, eilten ihr schon Frau Schmuck und das Hausmädchen entgegen, sie höflich begrüßend. Esther erwiderte ihren Gruß freundlich und fragte, ob sie gleich hinaufgehen könne.

»Ja, gewiß, das gnädige Fräulein sind im großen Salon und erwarten Fräulein von Tossen bereits seit einer halben Stunde.«

Esther eilte die Treppe hinauf. Im kleinen Vorzimmer übergab sie rasch der Dienerin Mantel und Hut und klopfte dann leise an.

»Komm' doch!« rief eine Stimme. »Ich weiß, wer Du bist.«

Esther eilte in das Zimmer, in welchem Fräulein von Uern

noch in derselben Stellung am Kamin saß, wie sie der Advokat verlassen.

»Da bin ich wieder zurück, Fräulein von Uern!« rief sie heiter. »Und freue mich, Sie wiederzusehen.«

Das Fräulein betrachtete das junge Mädchen einige Minuten, ohne ein Wort zu sagen. Sie wollte wahrscheinlich erst ihre Erscheinung prüfen. Die strengen Züge wurden immer freundlicher – ja, sie war ein feines, vornehmes Mädchen geworden! O ja, sie konnte sich denken, daß, wer sein Herz an sie verlor, ohne ihre Gegenliebe zu gewinnen, schwer dafür einen Ersatz finden würde.

»Setze Dich, Du Weltkind,« sagte sie und deutete auf einen Sessel in ihrer Nähe. »Hier, stelle Deine kalten Füße auf dieß Kissen, mache es Dir behaglich, Du bist jetzt verwöhnt. Aber Du siehst wohl und frisch aus, nicht als hättest Du zu viel des Guten genossen. Die Tage sind Dir froh verstrichen, ich habe das aus Deinen Briefen gelesen.«

»O, es war entzückend schön!!« rief Esther und richtete sich bequem an dem Feuer ein. »Und ich werde wieder hingehen, nämlich zu den Hofbällen; Tante Ernestine hat die Erlaubniß erhalten, die Zimmer für uns zu reserviren, und Wagen und Pferde stehen jetzt zu unserer Disposition.«

»Das sind die schönen Folgen, weil Dich eine Prinzessin liebt, denkst Du nicht auch?«

»Sie war so gut mit mir dießmal, wie noch nie. Sie bekam zum Beispiel zu ihrem Geburtstag unter Anderem ein Kleid, das mir gefiel, – ein paar Tage darauf erhielt ich dasselbe von ihr. Ist das nicht sehr aufmerksam? Ich bin jetzt überhaupt nicht mehr die armselige Erscheinung von früher, und ich fühle es wohl, daß man mir jetzt anders begegnet als sonst. Wie das doch gleich blendet, so ein bischen Putz!«

»Also die Prinzessin ist so gut. Und der Bruder?« fragte Fräulein von Uern und sah neugierig zu Esther hin. »Was ist er? Ist er ein Geck oder ein gutmüthiger Narr?«

»Nein, nein!« lachte Esther. »Kein Geck, kein Narr, aber gutmüthig und –«

»Nun?«

»Feig.«

»Das gefällt Dir nicht, denke ich?«

Esther sah eine Weile in's Feuer, ohne zu antworten. Dann sagte sie kurz: »Nein.«

»Und dann liebst Du ihn nicht, obgleich er ein Prinz ist?« Fräulein von Uern's Augen sahen unruhig nach Esther hin.

Sie lächelte. »Nein, ich liebe ihn nicht. Und das ist allerdings für ihn ein Glück. Aber mir fällt etwas dabei ein.« Sie zog das kleine Notizbuch aus ihrer Tasche, in welches sie den bei ihrer Abreise im Bouquet gefundenen Streifen Papier gelegt hatte. »Sagten Sie mir nicht einmal, Fräulein von Uern, Sie zögen die englische Sprache der französischen vor? Dann, denke ich, müssen Sie doch beide Sprachen sprechen und verstehen. Ich möchte Sie nun bitten, mir diese Worte zu übersetzen.«

Fräulein von Uern nahm hastig den dargebotenen Zettel. Esther horchte aufmerksam.

»Ruhm, Reichthum, Ehre, – was seid ihr der Liebe!« las sie ohne Zögern, und dann lachte sie hellauf. »Woher bekamst Du diesen Bonbonvers? Welch' ein hübscher Gedanke das ist und dabei so unsinnig in der Ausführung! Ja, ja, das Wort ›Liebe‹, das ist das glänzende Irrlicht, das so ein Mädchenherz verlockt, zu folgen, immer weiter, immer weiter!« rief sie und sah starr vor sich hin, als sähe sie das Bild deutlich vor sich, das ihre Worte schilderten. »Fort über Stock und Stein, immer weiter, durch Nacht und Kälte, weil es glaubt, es könne es wirklich einmal erreichen, das hellglänzende, erwärmende Licht, – bis es herabsinkt in die tiefe, tiefe Nacht.« Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie ruhiger: »Esther, die Liebe kennt einzig die Frau, nur sie allein kennt das glühende, warme Gefühl; der Mann ist bloß klug, darum sage ich es Dir tausendfach: verhöhne die Lippe, die Dir von Liebe

spricht, und fühlst Du in Dir eine wärmere Neigung für einen solchen Heuchler entstehen, dann vernichte mit kräftiger Hand den ersten Keim, ehe Dein Herz in dieser Wucherpflanze ›Liebe‹ untergeht.« – Jetzt rückte sie näher zu dem jungen Mädchen und faßte plötzlich ihre Hand, während ihre Stimme fast nur noch ein Flüstern war: »Brich ihnen ihr eigenes Herz! räche die Thränen von Hunderten Deiner armen Schwestern! Du kannst es, Du bist schön, Du bist muthig. Was Du willst, was Du brauchst, Du sollst es von mir bekommen, Du sollst nichts mehr von Anderen nehmen, nicht von Deiner kindischen Prinzessin, nicht von Deiner Tante Ernestine, ich allein, ich will Dir die Mittel zu Deinen Triumphen geben. O, Du sollst unter sie treten wie eine Siegerin, in Glanz und Reichthum, – thue es, versprich es mir, Herzblatt, sage, was Du haben willst, es ist Dein!!«

Gegen ihre Gewohnheit und ohne ihr heftig klopfendes Herz zu achten, erhob sie sich rasch und holte aus einer Schublade ein kleines Etui heraus. Esther sah ihr halb neugierig, halb erschrocken zu.

»Trage dieß zur Erinnerung an das, was ich Dir eben gesagt. Komm', es wird gut stehen zu Deinen achtzehn Jahren.«

Sie zog jenes Juwelenherz hervor, welches ihr damals Herr Günther verkauft. Es drehte sich an dem goldenen Kettchen hin und her, funkelnd, glänzend, als sei es aus dem Feuer geformt, welches zu Esther's Füßen glühte.

»Das soll ich tragen, das soll mein sein?« fragte das junge Mädchen erstaunt.

»Das soll es, das soll es!« sagte Fräulein von Uern und band es ihr um den Hals.

Esther bückte sich auf die kleine schmale Hand, indem sie leise einen Kuß darauf drückte. »Tausend, tausend Dank!« sagte sie. »Es ist fast zu viel.«

»Sage weiter nichts, laß es Dich freuen. Es ist besser als dieß hier.«

Sie deutete auf die Stelle, wo das eigene Herz, von der gehaltenen Aufregung in vollen Schlägen fliegend, ihr fast den Athem nahm. Esther sah ihre Erschöpfung, ihre bebenden Lippen.

»Soll ich nichts holen, nichts thun zu Ihrer Erleichterung, liebes Fräulein?« fragte sie ängstlich.

Fräulein von Uern winkte abwehrend mit der Hand und schloß matt die Augen. Nach und nach ebte das stürmische Blut und beruhigten sich die erregten Nerven. Sie bat Esther, ihr noch Einiges aus ihrem Stadtleben zu erzählen.

»Nenne mir doch Namen! Ich hatte Dich schon einmal darum gebeten, vielleicht fände ich einen alten Bekannten wider.«

»Namen?« wiederholte Esther langsam. »Namen? Nun, da ist Graf Malstädt, der Adjutant des Prinzen, das Gegentheil seines Herrn, klug, boshaft, keck, und da ist ein Herr von Philbert, reich, hübsch und sehr langweilig, – ja, da sind noch viele, viele dergleichen Leute, nur mit anderen Nummern –« Esther lachte laut auf, – »ich habe mich versprochen!«

Auch über Fräulein von Uern's Gesicht glitt ein Lächeln. Aber als Esther nach der Beschreibung einer schönen Dame wieder zu ihr hinsah, bemerkte sie, daß sie vor tauben Ohren sprach, denn Fräulein von Uern war eingeschlafen. Der Schlaf hatte über die sonst von Leidenschaft verzerrten Züge einen andern Ausdruck verbreitet, sie waren dadurch hübscher, jünger geworden.

Esther stand leise auf, nahm sich ein Buch und setzte sich damit wieder an den Kamin. Sie las schließlich mit solchem Eifer, daß bereits eine Stunde verstrichen, ehe sie es bemerkt. – Jetzt erwachte Fräulein von Uern. Sie sah auf, ohne sich zu bewegen. Als sie die ruhige Gestalt Esther's, mit dem Buch in der Hand, noch am gleichen Ort sitzend bemerkte, das feine Profil herabbeugt, matt vom glimmenden Feuer beleuchtet, überschlich sie ein sonderbares Gefühl; es war ihr, als weile sie nur noch unsichtbar im Zimmer, und dieß sei die Zukunft.

In dem Augenblick klopfte es leise an die Thür und für Beide war die Ruhe unterbrochen. Esther blickte auf.

»Es ist die Schmuck,« sagte Fräulein von Uern. »Sage ihr, sie könne Dir und mir etwas Genießbares bringen.«

Kurze Zeit darnach erschien die Dienerin und servierte auf einer kleinen silbernen Platte ein paar Tassen Kaffee. Esther liebte dieß Getränk, aber Fräulein von Uern schob die Tasse zurück und wünschte Thee zu nehmen. Diese, durch den Schlaf gestärkt, plauderte jetzt mit Esther in ihrer kurzen, bestimmten Weise weiter, bis sich die Tageshelle in trauliches Dämmerlicht verwandelte und Esther bat, daß man anspannen lasse.

»Ich möchte Dich gerne länger um mich haben,« sagte Fräulein von Uern, als Esther sich zum Gehen richtete. »Aber dann müßte ich kein Kopfweh haben. Hast Du schon Kopfweh gehabt?«

»Wenig.«

»Das freut mich für Dich. Jetzt gehst Du,« sagte sie nach einer Weile, »und sagst Deinen Verwandten, daß für mich eine Erlösung vom Uebel sei, was ich Dir gebe.«

»Und für mich?« lachte Esther.

»Sei dieß Uebel eine Quelle der Freuden.«

Fräulein von Uern fuhr fast zärtlich über Esther's Stirn, als diese sich bückte, um ihr die Hand zu küssen. Es war ein sonderbares Band, was diese Herzen zu einander zog, sie fanden in ihren bitteren Gefühlen eine gegenseitige Ergänzung.

Die wohlgenährten Pferde des Fräuleins von Uern hatten den Weg von Ibachstein nach Tossen bald zurückgelegt. Esther eilte die Treppe zu ihrem Stübchen hinauf, legte rasch ab und wollte zurück in das Wohnzimmer, als sie hörte, daß ihr Onkel in dem seinigen die Geige spielte. Die Töne klangen leise klagend durch das stille, dunkle Haus. Sie blieb einen Augenblick stehen, dann trat sie rasch bei ihm ein. Es war dunkel in seinem Zimmer.

Esther fragte gedankenlos: »Du hast ja kein Licht?«

Die Geige verstummte. »Esther,« sagte der Blinde, »hast Du vergessen, daß ich immer im Dunkel lebe?«

Sie bebte, es that ihr wehe, sie wollte sich entschuldigen und sagte:

»Ich dachte wirklich nur an mich.«

»Das thust Du jetzt recht oft,« erwiderte ihr Onkel und legte seine Geige beiseite. »Du kommst von Ibichstein?«

»Ja, haben die Tanten Besuch, daß Du so allein bist?«

»Im Gegentheil, die Tanten sind fort, sie sind nach Schmelte. Nun, hast Du Deine Gönnerin wohl angetroffen? Hat sie sich über Deinen Besuch gefreut?«

»Ja, danke Dir,« sagte Esther und setzte sich neben ihn. »Sie war so liebevoll, daß sie mir jenes Herz schenkte, wovon uns damals Herr Günther sprach. Hier, fühl' nur, es hängt an meinem Hals.«

Sie nahm die Hand des Blinden und ließ ihn das Kleinod betasten.

»Für mich reizlos, Kind,« sagte er sanft. »Du weißt, was damals Tante Philippine sagte: ›Was würden mir alle Reichthümer der Welt nützen, was ein Herz aus Edelsteinen, wenn ich keines besäße, was mich lieben könnte!«

»Ja, Onkel, da hast Du wohl Recht für Dich. Aber bei mir ist das doch anders.«

»Glaubst Du denn, Esther,« fragte er, »weil Du siehst, brauchtest Du nicht zu empfinden? Kind, armes Kind,« sagte er und tastete nach ihrer Hand, »Du bleibst nicht ewig jung, um Dich in der Sonnenglut Deiner eigenen Gefühle zu erwärmen. Es wird kalt und einsam um Dich. Hast Du nicht ein Beispiel an Fräulein von Uern?«

Esther schwieg. Dann stand sie auf und sagte: »Komm', Onkel, gehe mit hinunter, in Deinem Zimmer ist es unbehaglich.«

»Unbehaglich?« wiederholte er. »Mir nicht. Hole mich nachher, ich will noch spielen.«

»Wie Du willst,« sagte seine Nichte und verließ ihn.

Eine Weile darauf hörte man wieder die Geigentöne. Es waren die kleinen italienischen Lieder, die Esther's Mutter einst so lieblich gesungen.

Elfte Kapitel.

Sage, wie es dir nur gefällt,
Solch' zerstückeltes Zeug zu treiben. –
Goethe.

In dichten Massen stürzt sich der Schnee aus dem dunklen Nachthimmel auf die Straßen hernieder. Die Luft wird dadurch so schwer, daß die Pechfackeln sich fast nur noch in einer röthlich schwarzen Rauchwolcke vor dem Palais sichtbar machen. Jeder Lärm draußen ist gedämpft, desto deutlicher hört man daher die rauschende Tanzmusik, die hinter den vielen erleuchteten Fenstern des Schlosses auf die Straße herabdringt. – Es ist der erste Hofball. Drei werden überhaupt nur gegeben. Der erste ist gewöhnlich am meisten besucht. Auch heute sind die Säle überfüllt und es macht sich bereits eine unerträgliche Hitze fühlbar.

Der Herzog und die Herzogin haben ihren Rundgang gemacht. Fräulein Ernestine von Tossen hat einige Fräuleins vorgestellt, worunter sich auch ihre eigenen Nichte befunden, welche sie außerdem heute Abend beaufsichtigen muß, da Tante Philippine sich auf der Reise erkältet hat.

Esther ist außerordentlich gnädig empfangen worden und hat die Ehre, mit dem jungen Erbprinzen den Ball zu eröffnen. Er tanzt unbehülflich, man sieht, daß es ihn anstrengt, weßhalb er sehr bald aufhört und mit Esther in eine Fenstervertiefung tritt, welche durch die von beiden Seiten in reicher Fülle herniederfallenden Vorhänge zu einer Art Versteck wird. Die übrigen Paare fliegen an ihnen vorüber und manches Auge sieht mit Neid auf die neue Erscheinung, an deren Seite der junge Herzog sich so huldvoll unterhält.

Esther ist in duftige Gaze gehüllt, hie und da sieht eine Rose oder Rosenknospe aus den weißen Wolken ihres Kleides heraus,

im Haar hat ihr die Prinzessin selbst eine gleiche Blume befestigt, die Knospe, in zartes Moos verborgen, ruht auf ihrer weißen Schulter; kein Schmuck strahlt an ihr, als das Herz aus Edelsteinen, welches sie von Fräulein von Uern erhalten.

»Es ist eine bezaubernde Kleine,« sagt die Herzogin zu Fräulein von Erlen und betrachtet Esther durch ihre Lorgnette. »Wie alt sagte doch Prinzessin Leonie, daß sie sei?«

»Achtzehn Jahre, Hoheit.«

Die Herzogin sah noch eine Weile aufmerksam nach dem jungen Mädchen, dann wandte sie sich und sagte, indem sie sich einigen älteren Damen näherte: »Nun, da werden wir diesen Winter für ihre Verheirathung sorgen.«

Der Tanz, welcher den Ball eröffnet und nach der Polonaise folgt, endet gewöhnlich sehr bald; der Prinz kann sich nicht entschließen, noch einmal herumzutanzten. Mit größtem Interesse hört er Esther's Neckereien zu, betrachtet ihr jugendfrisches Gesicht.

»Wissen Sie, Fräulein von Tossen, daß ich mich heute schon den ganzen Tag darauf gefreut, mit Ihnen zu tanzen?«

»Tanzen?« lachte Esther. »Hoheit, wir tanzen ja gar nicht.«

»Wer das Glück haben kann, mit Ihnen sich zu unterhalten – ist das nicht tausendmal besser, als sich beim Tanzen erhitzen?«

»Aber ich tanze leidenschaftlich gern!«

»Leidenschaftlich?« fragte der Prinz und bog sich fast zu nah zu Esther hin. »Kennen Sie dieses Wortes Bedeutung?«

»Warum nicht? Es gibt viele Dinge, die ich leidenschaftlich liebe.«

»Welche zum Beispiel?« flüsterte der junge Herzog. »O Esther, ich liebe nur ein Wesen leidenschaftlich –«

»Das weiß ich,« sagte sie und zupfte gleichgültig an den Blumen ihres Bouquets. »Graf Malstädt hat es mir verrathen – es ist Ihr schönes arabisches Pferd, Hoheit –«

Der Prinz biß sich auf die Lippen, während eine dunkle Rö-

the in seine Wangen stieg; dann lachte er und sagte rasch: »Sehr gut! Ja, mehr kann er auch nicht verrathen, als er weiß.«

In dem Augenblick verstummte die Musik.

»Der Tanz ist zu Ende,« sagte Esther.

»Leider,« erwiderte der Prinz, sich verneigend. »Und wer ist Ihr nächster Tänzer?«

»Herr von Philbert.«

Während Esther mit dem Prinzen sich unterhalten, hatte sie nicht bemerkt, daß sie von dessen Adjutanten unaufhörlich beobachtet worden waren. Ihm zur Seite stand ein junger Mann in Civil.

»Sie sind wahrhaftig schwer zu befriedigen, Herr von Costar,« sagte Graf Malstädt und drehte an seinem Schnurrbart, während er seine Augen im Saal umherschweifen ließ. »Ja, vor den Augen eines Malers finden allerdings wenige Gesichter Gnade. Aber warten Sie, ich habe Ihnen schon ein Fräulein von Tossen gezeigt, jetzt meine ich aber nicht die Hofdame, sondern deren Nichte – freilich, wenn Sie einen durchaus klassischen Kopf sehen wollen, wird auch dieser Ihren Ansprüchen nicht genügen. Dort – sehen Sie einmal, dort steht sie zwischen Sommer und Herbst, ihrer Tante und der alten Frau von Markowitz – sie ist heute Abend sehr vortheilhaft gekleidet – nun, was sagen Sie zu dieser Figur?«

»Soweit ich aus der Entfernung urtheilen kann, ist die ganze Erscheinung sehr anmuthig,« erwiderte der junge Maler, welcher seit vier Wochen sich in der Residenz aufhielt, um das Porträt des Erbprinzen anzufertigen. Der Prinz hatte ihn im vorigen Jahre in Brüssel kennen gelernt und ihn sogleich mit dieser Arbeit beauftragt, als er hörte, er wolle den kommenden Winter nach H. kommen, um einige seiner Verwandten aufzusuchen.

»Sie müssen dieselbe in der Nähe sehen, *mon ami*. Im Vertrauen, unser gnädigster junger Herr ist nicht wenig von der kleinen Nixe behext. Ich stelle Sie ihr vor, kommen Sie!«

»Besten Dank, Herr Graf, der Künstler genießt die Schönheiten der Natur schon genugsam durch seinen dafür stets offenen Blick und liebt oft nicht die allzu große Nähe. Indessen möchte ich mich bald der jungen Prinzessin vorstellen lassen, der Prinz hatte es mir versprochen.«

»Das hat Seine Hoheit längst vergessen. Kommen Sie, ich werde während dieser Pause schon Gelegenheit finden, Sie in dero Nähe zu bringen, um Ihnen diesen Wunsch zu erfüllen.«

Sie wandten sich nach der Stelle, wo Prinzessin Leonie sich mit einem Kreis junger Damen auf das Heiterste unterhielt. Sie hatte jedoch, trotzdem sie eifrig sprach, ihre Blicke oft nach der Richtung gleiten lassen, von welcher sich Graf Malstädt mit dem jungen Maler nahte. Ihr Herz schlug heftig, denn sie hatten den jungen Künstler mit dem größten Interesse schon so lange verfolgt, als er sich in der Residenz aufhielt. Heute Abend bot sich endlich Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. Ihr Bruder hatte ihr bereits mitgeteilt, daß er ihr denselben vorstellen würde, aber seine Gedanken waren vollkommen unfähig, sich mit einem andern Gegenstand zu beschäftigen als mit Esther, und er war egoistisch genug, nur an sich zu denken.

Graf Malstädt näherte sich endlich ehrerbietig; Herr von Costar blieb zurück.

»Ich hatte bis jetzt noch nicht die Gnade und das Glück, Hoheit meinen Respekt zu Füßen legen zu können.«

»Es freut mich, Sie zu sehen, Herr Graf,« flüsterte die Prinzessin erröthend.

Die jungen Damen traten zurück. »Haben Sie schon viel getanzt?«

»Nein, Hoheit, ich war so vertieft in die Unterhaltung mit Herrn von Costar, daß ich die beiden ersten Tänze versäumt habe. Gestatten mir Hoheit, Herrn von Costar vorzustellen?«

Der junge Maler verneigte sich ehrerbietig und trat dann einige Schritte vor.

Die kleine Prinzessin ward feuerroth, als sie die gewöhnliche Frage that: »Wie gefällt es Ihnen hier?«

»Sehr gut, Hoheit, besser als ich erwartet, das muß ich offen gestehen.«

»Bis jetzt ist es noch nicht erlaubt gewesen, das Porträt meines Bruders zu sehen,« fuhr die Prinzessin fort, während sie ihre Blicke zur Erde senkte. »Wird es bald vollendet sein?«

»In ein paar Tagen hoffe ich es dem Hofe zeigen zu können. Indessen wenn Hoheit die Arbeit interessirt, würde es mir eine große Ehre sein, wenn Sie morgen in das Atelier kommen und das Bild, ehe ich es als vollendet anzeige, in Augenschein nehmen wollen. Der Künstler übersieht leicht durch den immerwährenden Verkehr mit seinem Werke einen Fehler, welcher sich dem frischen Blick gleich offenbart. Einen solchen Fehler zu ändern, würde jetzt noch eine Kleinigkeit sein.«

Die Prinzessin war verlegen und überrascht. Sie sah zu Graf Malstädt auf. Durfte sie es wagen, Ja zu sagen?

»Ich kann das sehr leicht begreifen, Herr von Costar, was Sie da eben sagen,« bemerkte Graf Malstädt.

Die Prinzessin gewann endlich so viel Sicherheit, um sich mit dem Künstler frei unterhalten zu können. Jetzt näherte sich Graf Malstädt Esther, welche nicht weit von der Prinzessin gestanden.

»So in Gedanken, gnädiges Fräulein? Haben Sie sich den interessanten Maler betrachtet, mit welchem sich Prinzessin Leonie so huldvoll unterhält?«

»Ich habe nicht die Ehre, ihn zu kennen. Er ist ein Künstler?«

»Ah, ich vergaß, daß Sie erst seit einigen Tagen hier sind. Wir haben den jungen, talentvollen Mann in Brüssel kennen gelernt, wo einige von ihm ausgestellte Porträts den Herzog so ansprachen, daß er ihn zur Ausführung seines eigenen hieher eingeladen hat. Herr von Costar, kann ich Sie versichern, wird die Herzen der jungen Damen hier im Sturm nehmen.«

Ein höhnischer Blick glitt zur jungen Prinzessin. Esther folgte diesem Blick, ihre Augen weilten auf dem männlich ruhigen Antlitz des Künstlers, es kontrastirte sonderbar gegen die erregten Züge der Prinzessin – in diesem Augenblick ertönte die Musik, Graf Malstädt machte eine tiefe Verbeugung vor Esther. »Dieser Tanz, Fräulein von Tossen, ist, denke ich, der meine?« »Ja,« sagte sie zerstreut, »ich denke, es ist so.«

Die Prinzessin trat zurück, Herr von Costar verbeugte sich und verlor sich in der Menge.

Esther wollte sich mit ihrem Tänzer entfernen, als die Prinzessin ihr rasch zurief. »Fräulein von Tossen, ich erwarte Sie nach diesem Tanz, um Ihnen etwas mitzutheilen.«

Esther verneigte sich.

Fräulein von Erlen trat zur Prinzessin und fragte, welchen Herrn sie für diesen Tanz befehle. – Graf Malstädt flog mit Esther im Arm über den glatten Parketboden leicht dahin, er war einer der elegantesten und besten Tänzer. Esther hatte nur wenig Unterricht in dieser Kunst von ihrer Tante Philippine erhalten, aber sie hatte mit leichter Mühe es bald sehr weit darin gebracht, sie schwebte im sichern Arm des Grafen, von den Tönen der feurig wirbelnden Walzermelodie getragen, wie eine Fee dahin; man konnte kein graziöseres Paar sehen. Beide schienen nicht aufhören zu können. Endlich führte Graf Malstädt seine Tänzerin wieder an ihren Platz, allein er zögerte einen Augenblick, ihre Hand freizugeben, bis sie Esther hastig zurückzog.

»Sie haben bereits zwei sehr verschiedene Tänzer gehabt, Fräulein von Tossen,« sagte er lächelnd. »Nur in ihren Gefühlen scheinen sie übereinzustimmen; aber ich, als Ihr aufrichtigster Freund, warne Sie vor Beiden.«

»Wahrhaftig?« lachte Esther. »Sie sind sehr kühn, Herr Graf, Sie nennen sich meinen Freund und geben mir im Augenblick einen Beweis, wie wenig man auf Ihre Freundschaft bauen kann.«

»Inwiefern?«

»Indem Sie aus Eigennutz Ihre Freunde in ein schlechtes Licht stellen. Allein ich kann Ihnen versichern, daß ich Ihnen nicht glaube.«

»Es gibt aber ein Gefühl, das stärker ist als Freundschaft.«

Graf Malstädt's Augen suchten Esther's Blicke zu erhaschen. Diese schweiften jedoch im Saal umher.

»Wer ist die junge Dame, mit welcher Prinz Ludwig tanzt?«

»Wer kennt all' die jungen Damen hier? Jedenfalls tanzt sie ebenso unbehülflich wie der Prinz.«

»Ich tanzte mit dem Prinzen sehr gut,« erwiderte Esther und folgte dem Paar mit den Augen. »Ueberhaupt finde ich, daß dem Prinzen die Galauniform vortrefflich steht.«

»Man kann nicht ungenirter seinen Geschmack erklären – und dennoch rathe ich Ihnen, trauen Sie ihm nicht. Glauben Sie mir, er ist noch ein halbes Kind und Sie sind ein Spielzeug, das er nach Gefallen zur Seite wirft; Sie sind noch zu unerfahren, um schon ein reifes Urtheil fällen zu können. Er hält selten, was er verspricht; so verlockend die süßen Liebesschwüre eines Prinzen klingen, so wenig Dauer versprechen sie. Bei Gott, ich könnte Ihnen Beweise für meine Behauptung geben, die Sie erbeben machen würden.«

Die Musik schmetterte durch den Saal, – es lag ein eigener Jubel in diesen Trompetenklängen, diesen Paukenschlägen, die jungen Paare flogen an einander vorüber, als wollten sie im fröhlichen Uebermuth einen Wettanz beginnen. Graf Malstädt faßte seine Dame fester und fester, – einen Augenblick beugte er seinen Kopf zu ihr hernieder und flüsterte: »Esther, verabschieden Sie den Prinzen, Sie müssen mein werden!!«

Er tanzte weiter, Esther schwieg. »Esther, sagen Sie mir, ob Sie mein Weib werden wollen?« – –

Weiter flog er mit seiner Beute, er wollte ihre Antwort haben, ehe er sie aus seinen Armen ließ, aber plötzlich verstummte die Musik, – das Paar war nicht unbeobachtet geblieben. Herr von Philbert war vom Prinzen beauftragt worden, den Tanz rasch

beenden zu lassen. Als Graf Malstädt Esther freigeben mußte, stand der Prinz bereits an ihrer Seite.

»Das Souper wird sogleich seinen Anfang nehmen,« sagte er, sich vor dem jungen Mädchen verbeugend. »Darf ich um Ihren Arm bitten?«

Graf Malstädt sah Esther fragend an; sie verneigte sich artig und folgte dem Prinzen.

»Das war ein unerlaubt langer Tanz,« sagte er ärgerlich. »Ich muß gestehen, Graf Malstädt hat vergessen, daß man bei Hof nicht solche Touren tanzt, es ist höchst unpassend, seine Dame zu ermüden.«

»Wir waren so in den Tanzstrudel gekommen,« lachte Esther, »daß wir im frohen Genuß die Grenze überflogen haben.«

Esther hatte vergessen, daß die Prinzessin sie zu sprechen gewünscht. Fräulein von Erlen kam eilig auf sie zu. »Hoheit läßt bitten —«

»Nur einen Augenblick —«

»Ganz zu Befehl, ich werde indessen gehen und Herrn Philbert bitten, Ihr Tischnachbar zur Rechten zu sein. Hoffentlich ist Ihnen der Herr genehm.«

Esther eilte zur Prinzessin, welche ihr sehr erregt entgegenkam.

»Fräulein von Tossen, Sie müssen morgen mit mir in Herrn von Costar's Atelier kommen!« — Als sie Esther's Ueberraschung bemerkte, fuhr sie fort, indem sie ihre Armbänder nervös herauf und herunter schob: »Esther, Sie müssen, sage ich Ihnen! Fräulein von Erlen wird uns begleiten. Seien Sie präzise Elf bei mir. Aber nicht mit Ihrer Tante Vielliebchen, — hören Sie, Sie allein! Wie gefällt Ihnen der Ball? Ich finde ihn entzückend!«

Ehe Esther geantwortet, wandte sich die Prinzessin zu ihrem Kavalier, welcher ihrer bereits harrete.

Herr von Philbert war der Aufforderung des Prinzen, neben Esther den Platz einzunehmen, mit großem Eifer gefolgt,

denn er hatte nur den einen Wunsch, das eine Streben, zu dem Reichthum des Emporkömmlings den Glanz eines Titels durch den Umgang mit vornehmen Freunden hinzuzufügen, und hatte auch Esther sich durch ihr Aeußeres zu seinem Herzen einen Weg gebahnt, erhöhte doch die Gunst, welche das fürstliche Geschwisterpaar ihr bezeugte, noch ihren Werth. Er bemühte sich daher bei Tisch, ihr unverkennbar seine Zuneigung kundzugeben, und der Prinz fand schließlich, er hätte vielleicht besser gethan, dem Grafen Malstädt den ihm angewiesenen Platz zu lassen, als ihn diesem Herrn zu übertragen. Seine Stimmung wurde daher immer düsterer, und je heiterer Esther scherzte, desto unwilliger wurden seine Antworten. Endlich ward das Zeichen zur Aufhebung der Tafel gegeben. Man beschränkte bei großen Hofbällen das Souper so viel als möglich.

»Darf ich Sie zu Ihrer Tante geleiten?« sagte der Prinz in ziemlich kühlem Ton.

»Das ist sehr gnädig,« erwiderte Esther, während sie ihren Arm leicht in den seinigen legte.

»Wissen Sie,« flüsterte er, »daß ich bald zu dem Glauben gelange, ich könnte Sie hassen?«

»Das ist noch immer besser, als wenn ich Ihnen gleichgültig würde, Hoheit.«

Sie sah zu ihm auf mit jenem schelmischen Ausdruck, der ihn von Anfang an so für sie eingenommen, und der Keim von Haß und Aerger verwelkte in seinem schwachen Herzen unter diesem Sonnerstrahl ihrer Augen. Er preßte ihren Arm fester an sich. »Nun, dann sagen Sie mir jetzt nur das Eine: bin ich Ihnen gleichgültig?«

»Wie könnte das möglich sein! Die Gnade, die Hoheit und die Prinzessin Leonie für mich haben, ist mir von größer Wichtigkeit.«

»Gnade?« sagte der Prinz hastig. »Weiter legen Sie meinen Worten keine Bedeutung unter? Das ist unerhört!«

»Darf ich Hoheit bitten, – dort ist meine Tante,« sagte Esther, sich rasch nach der Richtung wendend, wo diese stand. Sie zog ihren Arm aus dem des Prinzen.

»Ich muß Sie allein sprechen,« raunte er ihr noch rasch zu. »Es koste, was es wolle,« und entfernte sich eilig.

Esther trat zu ihrer Tante.

»Darf ich Dir Herrn von Costar vorstellen?«

Sie hatte den Künstler nicht bemerkt, welcher eifrig mit ihrer Tante gesprochen; sie sah zu ihm auf und begegnete einem jener Blicke, welche man nur höchst gleichgültigen Personen schenkt.

»Ich bin ganz Ihrer Ansicht,« setzte die Tante die unterbrochene Unterhaltung mit ihrem Herrn wieder fort, »die regelmäßige Wiederholung von Festen, die in den Bann der Etikette eingezwängten Genüsse stumpfen zuletzt die feinen Empfindungen ab, und was das Schlimmste ist, sie gewöhnen uns schließlich daran, Alles einer maschinenmäßigen Ordnung zu unterwerfen, so daß man sich mehr als Rad eines Uhrwerks betrachten kann, denn als eine freie Kreatur.«

Herr von Costar lächelte schmerzlich, es that ihm leid, als er in das freundlich sanfte Antlitz der Hofdame blickte, die so tief empfand, was sie entbehrte, ohne es ändern zu können.

»Ja, all' das Gegentheil von dem, was Sie eben so richtig bemerkt, ist des Künstlers Dasein.« Ein glücklicher Ausdruck überflog sein Gesicht. »Indem er der Natur in das ewig freie, wahre Antlitz sieht, mit der Sehnsucht, sie zu erreichen, dem freudigen Gefühl, sie zu verstehen, durch seine Hand sie für die Mitwelt zu verherrlichen, erhebt er sich zu ihren Genüssen, wird er ihrer reinen Freuden theilhaftig und steht da, ein Fürst in ihrem unbegrenzten Reich.«

Er schwieg, eine leichte Röthe überzog sein Gesicht.

»Das sind gottbegnadete Menschen,« sagte Ernestine, »die durch ihr Talent unabhängig sind. Wohl ihnen.«

Esther hatte aufmerksam zugehört, in ihrer Seele athmete

ja ebenfalls derselbe Trieb, derselbe Wunsch, frei und unabhängig sich über ihresgleichen erheben zu können; aber dieß Gefühl hatte sich bei ihr nicht als schöne Blüte einer edlen Seele entfaltet, sie wollte nichts erringen, als das, was dem Tyrannen eine Wollust ist: lächeln können, während Andere Thränen vergießen.

Es war eine Pause eingetreten. Dann sagte Herr von Costar: »Die Prinzessin wird morgen das Porträt des Prinzen in meinem Atelier in Augenschein nehmen. Darf ich hoffen, gnädiges Fräulein, daß Sie dieselbe begleiten werden?«

»Um welche Zeit?«

»Zwölf Uhr Vormittags. Es würde mich unendlich freuen.«

»Wie gerne würde ich mir diesen Genuß gönnen, aber um diese Stunde muß ich einige Besuche für die Frau Herzogin abstaten.« Sie lächelte. »Da haben Sie gleich ein Beispiel, wie verschieden Ihr Dasein ist von dem meinen.«

Esther stand noch immer schweigend neben ihrer Tante. Diese wandte sich rasch mit der Frage an sie: »Vielleicht ist die Prinzessin so gnädig, Dich mitzunehmen, Esther?«

»Wenn sie es befiehlt, werde ich gehorchen,« erwiderte Esther kalt.

»Darf ich bitten?« Herr von Costar reichte der Hofdame den Arm. »Sie hatten mir den Tanz nach dem Souper gestattet.«

Indem Esther gedankenvoll dem Paar nachsah, hörte sie neben sich die Stimme des Grafen Malstädt. »Geben Sie mir diesen Tanz, es ist der vorletzte, noch eine Quadrille, dann wollen sich die Herrschaften zurückziehen.«

Esther sah ihn erstaunt an. »Dieser Tanz gehört Herrn von Philbert, dort kommt er schon.«

»Und die Antwort auf meine Frage von vorhin?«

Sie warf den Kopf zurück und hinter ihren dunklen Wimpern, aus den halbgeschlossenen Lidern funkelten ihm ihre glühenden Augen zu. »Sie lieben ja so die Charaden, – ich will sie

Ihnen in Räthselform geben.« Sie lachte und sagte, indem sie ihrem Herrn die Hand reichte: »Was nicht wenig – was nicht schwer –«

Graf Malstädt horchte auf, allein die Musik verschlang ihre letzten Worte. »Was nicht wenig, was nicht schwer!« murmelte er vor sich hin. »Ich bin ein Narr, daß ich mich von ihr so behandeln lasse, aber ich will diesem fürstlichen Knaben den Sieg nicht gönnen.«

Mit dem Schlag Eins hatte der Hofball sein Ende erreicht. Eine halbe Stunde später herrschte bereits tiefe Stille und Dunkelheit, wo kurz vorher rauschende Musik, Lichterglanz und helles Lachen gewesen. Die Equipagen rollten durch die Straßen und ließen tiefe Spuren in dem frischgefallenen Schnee zurück. – Tante Philippine wachte auf, als Esther im Nachtkleid, mit dem brennenden Licht in der Hand, in's Schlafzimmer trat. Sie fragte müde: »War es schön, Kind?«

»Wunderbar schön!« erwiderte ihre Nichte; aber der Ton, in welchem sie diese Worte sprach, klang wie ein Hohn darauf.

Zwölftes Kapitel.

Sie barg in den Postern ihr heiß' Gesicht,

Sie wollte schlafen und konnt' es nicht.

Mirza-Schaffy.

Das Atelier des Herrn von Costar befand sich in einem Flügel des herzoglichen Schlosses. Das Zimmer lag nach Norden und hatte vorzugsweise hohe Fenster, welche die Aussicht in einen kleinen Garten gewährten, was freilich in jetziger Jahreszeit keinen andern Vortheil bot, als daß kein Geräusch hinaufdringen konnte.

Der Künstler war, trotz der späten Heimkehr vom Hofball, bereits zeitig nach seinem Atelier geeilt, aber sein Eifer schien nicht dem Porträt des Erbprinzen gegolten zu haben, denn er hatte ein Skizzenbuch vor sich liegen, in welches er eifrig zeichnete. Plötzlich hörte er Schritte der Thüre sich nahen, er schloß das Buch eilig und legte es in eine Schublade des Tisches, welcher ihm zugleich als Schreibtisch diente.

Gleich darauf klopfte es an. Auf sein »Herein!« trat ein Lakai ein und fragte, ob Herr von Costar den Besuch der Prinzessin jetzt empfangen könne?

Er hatte sie schon längst erwartet, denn es war bereits halb ein Uhr. Als sie gleich darauf eintrat, überflogen die Blicke des Malers die Damen, welche ihr folgten, und ein ärgerlicher Ausdruck zog einen Augenblick seine Lippen scharf zusammen.

»Wir kommen etwas spät,« sagte die Prinzessin und sah mit einem verlegenen Lächeln nach Herrn von Costar, welcher sich tief vor ihr verneigte. »Aber die Mama hatte so viel beim Frühstück zu erzählen, daß wir bis jetzt aufgehalten wurden.«

»Es bedarf keiner Entschuldigung, Hoheit sind jeden Augenblick willkommen.«

»Auch meine Begleiterin muß ich mit einer Befürwortung einführen,« setzte sie hinzu und sah nach Esther, »da ich nur von mir und Fräulein von Erlen gesprochen.«

Esther erröthete tief und blieb zurück, als Herr von Costar, ohne auf diese Worte einzugehen, höflich näher zu treten bat.

Das Porträt des Erbprinzen war lebensgroß und in der Uniform des Regiments gemalt, dessen Chef er seit seinem fünfzehnten Jahre war. Der Künstler hatte sich auf das Glücklichsste bemüht, den matten Zügen des jungen Herzogs einen pikanten Ausdruck, der steifen militärischen Haltung die Elastizität der Jugend zu geben.

Herr von Costar war bescheiden zurückgetreten, während die Prinzessin sich dem Bild genähert hatte. Ihre Augen drückten ein unverkennbares Gefallen an dem Werk aus, und ihr Mund zögerte nicht, diese Gefühle auszusprechen. »Wie ähnlich!« rief sie, fast mit dem überraschten Ausdruck eines Kindes. »Die Auffassung so vortheilhaft, so angenehm! Ich wüßte an dem Bild nichts auszusetzen, nicht das Geringste verändert zu sehen!«

»Hoheit sind sehr gnädig,« sagte Herr von Costar und trat jetzt vor. »Ich habe mir erlaubt, die Zukunft näher heran zu rücken, indem ich den Erbprinzen vielleicht männlicher dargestellt, als er gegenwärtig erscheint. Und die Besorgniß, ob es Beifall finden werde, machte mich zaghaft.«

»Fräulein von Tossen,« wandte sich die Prinzess plötzlich zu Esther, welche mit einer Art von Trotz sich dem Bild fern gehalten, »seien Sie nicht zu bescheiden, treten Sie näher und geben Sie Ihr Urtheil ab. Wie lange haben Sie an dem Porträt gemalt, Herr von Costar?« wandte sich jetzt die Prinzessin wieder an den Maler, während die beiden anderen Damen ihrem Befehl gefolgt und näher herantreten waren.

»Es werden sechs Wochen sein, ich habe es Prima gemalt. Darf ich Hoheit nicht bitten, sich einen Augenblick niederzulassen?«

»Ich bin durchaus nicht müde, danke.« Sie sah wieder nach dem Bild.

»Nun, meine Damen, finden Sie den Prinzen nicht sehr vortheilhaft aufgenommen?«

»Ausgezeichnet!« rief Fräulein von Erlen und hielt ihre Lorgnette vor die Augen. »Charmant! eine so angenehme Aehnlichkeit!«

Die Prinzessin sah zu Esther hin. »Nun und Sie, Fräulein von Tossen, kein Wort kommt ja über Ihre Lippen.«

Esther's Augen glitten vom Werk zum Meister. Er stand an den Tisch gelehnt, er begegnete ihren Blicken so ernst und kalt, daß sie sich gereizt abwandte und gleichgültig sagte: »Gewiß, es ist sehr ähnlich.«

»Ich wollte, Herr von Costar, Sie könnten mir Fräulein von Tossen malen!« sagte die Prinzessin eifrig, als wolle sie Esther's Gleichgültigkeit bemänteln. »Es würde mir solch' eine Freude gewähren – ist es nicht möglich?«

»Hoheit, ich glaube nicht. Die Zeit, welche mir noch bleibt, bis ich meinen Verpflichtungen in Brüssel nachkommen muß, habe ich nothwendig noch anderen Geschäften zu widmen, die ich bis jetzt gänzlich vernachlässigt.«

»Das ist mir sehr leid,« erwiderte sie kurz.

Esther hatte sich bei den ersten Worten der Prinzessin rasch zur Seite gewandt, um eine dunkle Röthe zu verbergen, die sie in ihre Wangen steigen fühlte. Ihr Herz schlug heftig bei dem Gedanken, daß sie sich stundenlang zu diesem Mann setzen sollte, um der Prinzessin die Gelegenheit zu geben, diesen Sitzungen beiwohnen zu können.

Herr von Costar hatte dennoch ihre Röthe, ihren Zorn bemerkt und hätte Esther das Lächeln gesehen, das seine Lippen dabei umspielte, es würde sie sicherlich viel mehr gereizt haben, als seine abschlägige Antwort, sie zu malen.

Als die Prinzessin so lange als nur irgend möglich dem Bild

ihre Aufmerksamkeit geschenkt, geruhte sie endlich, den ihr vorhin angebotenen Stuhl anzunehmen.

»Ich habe eine große Bitte, Herr von Costar,« sagte sie und in ihrem jungen Gesicht lag eine ganze Sonne von Freundlichkeit.

»Zeigen Sie uns einige Skizzen, die Sie voriges Jahr in Spaa von berühmten Persönlichkeiten angefertigt. Sie dürfen mir diesen Wunsch nicht abschlagen, denn mein Bruder hat sie gesehen und mir davon erzählt.«

»Mit dem größten Vergnügen, Hoheit.« Er eilte auf eine Mappe zu, welche am Boden stand, und breitete dieselbe vor der Prinzessin aus.

»Bitte, meine Damen,« sagte diese, indem sie das erste Blatt in die Hand nahm, »stellen Sie sich mir zur Seite, so können wir Alle zu gleicher Zeit diese Zeichnungen betrachten.«

Es waren vortreffliche Arbeiten, theils Aquarellen, theils Bleistift- oder Federzeichnungen. Während die Prinzessin die Skizzen betrachtete, verfinsterte sich der vorher klare Himmel nach und nach immer mehr, bis zuletzt ein heftiger Windstoß, welcher an dem Fenster rüttelte, die Prinzessin aufsehen machte.

»Welch' ein Sturm!« rief sie lachend. »Jedesmal, wenn ein Konzert angesagt wird, haben wir das abscheulichste Wetter. Werden Sie das Konzert besuchen?« – wandte sie sich an Herrn von Costar.

»Nein, Hoheit, zu meinem Bedauern nicht; die Musik gewährt mir zwar einen großen Genuß, aber ich habe mich verpflichtet, bei einer Schlittenpartie, welche heute Abend stattfindet, einen Schlitten zu führen.«

Die Prinzessin bückte sich auf das vor ihr liegende Porträt einer russischen Dame im Nationalkostüm tief herab.

»Wer hat die Partie arrangiert?« fragte sie leise.

»Ein Assessor von Rode; ich bin mit ihm befreundet und verdanke ihm die Einladung. Meine Dame ist Fräulein Harriot, die Tochter des Professors Harriot, Hoheit haben vielleicht von

ihm gehört, auch wohl von der Tochter? Sie soll eine bekannte Schönheit sein.«

»Der Name ist mir nicht unbekannt,« sagte sie leichthin. »Und wer ist diese Dame?« fragte sie weiter und hielt eine hingeworfene Zeichnung empor.

»Die Frau des amerikanischen Gesandten, eine tollkühne Reiterin.«

Die Prinzessin legte das Blatt hin.

»Das Konzert beginnt erst um acht Uhr – sicherlich wird die Schlittenpartie bis dahin längst vorüber sein,« sagte sie, indem sie die Mappe zusammenlegte. »Ich wünschte wirklich, Sie könnten heute Abend unsere erste Sängerin hören.«

»Es wird unmöglich sein, Hoheit; man fährt erst um Sechs fort, das Ziel ist Eggertshof und man sagte mir, daß man eine gute Stunde brauche, bis man dort angelangt – mit einem Wort, die Hauptsache ist ja, nach dem Souper bei Fackelschein nach Haus zu fahren. Da möchte es also leicht zehn Uhr werden, ehe die Gesellschaft zurück ist.«

Die Prinzessin erhob sich. »Allerdings, dann ist's zu spät.« Sie war ärgerlich und noch zu viel Kind, um dieß Gefühl zu verbergen.

Fräulein von Erlen suchte ihr zu Hülfe zu kommen und fragte, ob sie die Skizze zu dem Porträt des Erbprinzen bemerkt? – Aber die Laune war getrübt, sie warf einen flüchtigen Blick hin und sagte:

»Wir dürfen nicht zu unbescheiden sein, die Zeit eines Künstlers ist so kostbar.«

Sie eilte nach der Thüre.

»Darf ich bitten?« sagte Herr von Costar und überreichte ihr einen kleinen Hermelinmuff, welchen sie auf dem Tisch hatte liegen lassen. Sie wandte sich um und indem sie dankte, sah sie zu ihm auf; sie begegnete einem so freundlichen, liebevollen Blick, daß sie tief erröthete, und die Thränen, welche die ab-

schlägige Antwort ihr in die Augen getrieben hatte, zehrte der Sonnenstrahl eines glücklichen Lächelns wieder auf.

Fräulein von Erlen hatte für solch' feine Nüancen des Gefühls kein Verständniß, sie war nur froh, als sie die gute Stimmung der Prinzessin wiederkehren sah.

»Darf ich Hoheit nochmals meinen tiefen Dank aussprechen für die Gnade, mir diesen Besuch gewährt zu haben?« sagte Herr von Costar.

»Ich möchte Ihnen danken,« erwiderte die Prinzessin verlegen. »Und auf baldiges Wiedersehen.«

Herr von Costar verneigte sich, die Prinzessin war vorangeschritten, dann folgte die Hofdame; Esther mußte, als die Jüngere, einen Augenblick zurücktreten, diesen kurzen Moment stand sie dem Künstler gegenüber – sie sahen sich Beide an und in beider Blicken lag die Frage: Feind – oder Freund?

Die Prinzessin, am Ende des Ganges angelangt, bat Esther, einen Augenblick mit in ihr Zimmer einzutreten, um ihr ein kleines Collier zu zeigen, welches sie zu verschenken beabsichtige. »Fräulein von Erlen,« wandte sie sich an diese, »wollen Sie die Güte haben, auch die Ringe auf mein Zimmer zu besorgen, die Sie bereits wieder mitgenommen?«

Fräulein von Erlen entfernte sich. Als die Prinzessin mit Esther in ihrem Zimmer angelangt war, warf sie sich in einen Fauteuil und sagte ärgerlich: »Esther, ich kann Ihnen nicht sagen, wie schön dieses Mädchen ist!!«

»Welches Mädchen?« sagte Esther, scheinbar gleichgültig.

»Mein Gott! diese Professorstochter!«

»Hoheit kennen das Fräulein?«

»Freilich! man hat sie mir schon öfters im Theater gezeigt. Ein Glück nur – sie soll rasend langweilig sein. Aber denken Sie sich, welch' ein Abend! Er fährt sie hin, natürlich auch zurück und noch natürlicher – wird er das Schlittenrecht begehren.«

»Das Schlittenrecht?« – fragte Esther erstaunt. »Das kenne ich nicht.«

Die Prinzessin sprang rasch auf und sich vor Esther auf die Fußspitzen erhebend, drückte sie mit ihren vollen Lippen einen innigen Kuß auf des Mädchens Mund.

»Ah – das ist sonderbar – davon hatte ich keine Ahnung.«

Die Prinzessin warf ungeduldig ihre Pelzjacke ab und lief an einen kleinen Schrank, aus welchem sie ein Schmuckkästchen nahm. »Da, sehen Sie sich das Ding an, Sie brauchen nicht zu sagen, ob es Ihnen gefällt – sagen Sie mir lieber, wie Ihnen Herr von Costar gefallen hat?«

Esther nahm das Etui in die Hand und sagte: »Jedenfalls sein Bild besser als er.«

»Esther!!« rief die Prinzessin und schlug die Hände zusammen. »Ist es möglich, mein Bruder könnte Ihnen besser gefallen, als dieser schöne Mann?«

»Nein, o nein, Hoheit mißverstehen mich –«

Die Thüre ging auf und Fräulein von Erlen trat ein.

»Es thut mir unendlich leid, die Ringe sind bereits zurückgeschickt!«

»Betrüben Sie sich nicht darüber, *ma chère*,« sagte die Prinzessin gleichgültig. »Bitte, schellen Sie, daß die Jungfer kommt, meine Sachen zu nehmen.«

»Hoheit verzeihen, es ist Zeit zum Spazierenfahren, der Wagen wartet bereits.«

»Schon Zeit? Nun dann adieu, liebes Fräulein,« wandte sie sich zu Esther. »Ich wollte, es wär' eine Schlittenfahrt,« sagte sie seufzend. »Ich sehe Sie doch im Konzert? Tante Vielliebchen ist wohl geneigt, es zu besuchen?«

»Gottlob ja, Hoheit, ich freue mich sehr auf die schöne Musik.«

Esther verneigte sich ehrerbietig und verließ das Gemach.

Um sechs Uhr hörte man die hellen Schlittenglocken, be-

gleitet von Peitschenknallen, an allen Straßenecken. Dann ordnete sich der Zug und fuhr unter Scherzen und Lachen aus dem »Wilhelmsthor« in die beschneite Landschaft hinaus. –

Zwei Stunden später nahm das Konzert seinen Anfang. Der Hof war pünktlich erschienen, aber das Haus leer, trotz der guten Besetzung. Prinzessin Leonie gönnte Niemand ein Lächeln als Esther, welche ihr gegenüber in einer Loge mit Tante Philippine und Herrn von Philbert saß.

Die Sängerin sang von Liebe und Liebesglück. Esther scherzte über diese Worte mit ihrem Herrn und die Prinzessin verstand zum ersten Mal ihre Bedeutung.

Das Konzert war früh zu Ende.

Tante Philippine trug die gehörten Melodien mit nach Hause und summt sie, theilweise richtig, theilweise falsch, zwischen Theetrinken und Erzählen vor sich hin. Endlich stand sie auf und bat Esther, mit ihr zugleich schlafen zu gehen, da sie sonst durch sie später wieder aufgeweckt würde.

»Ja, ja, ich komme gleich,« sagte diese, während sie an das Fenster trat und auf die beschneite Straße sah.

Tante Philippine schlief schon lange, während Esther noch wachend sich auf ihrem Lager herumwarf. Da schlug es Elf und während sie die Glockenschläge zählte, klangen dazwischen plötzlich leise die Schlittenschellen. Dann verstummte die Uhr und die Schellen kamen näher. Jetzt fuhren die Schlitten vorüber, ein rother Schein huschte durch das Zimmer über Esther's weiße Bettdecke. Sie legte den Kopf zurück und schloß die Augen. »Nun hat er sein Schlittenrecht verlangt,« dachte sie und schlief ein.

Dreizehntes Kapitel.

Dem Adler ist erlaubt allein,
Zu blicken in die Sonn' hinein!

Das Porträt des Erbprinzen hatte allgemein gefallen, die hohen Eltern hatten dem Maler persönlich ihren Dank ausgesprochen, und der junge Fürst selbst that dieß in den schmeichelhaftesten Ausdrücken bei einem Dejeuner, welches er dem Künstler zu Ehren gab. Außer Graf Malstädt war Niemand zugegen. Der Erbprinz hatte soeben auf das Wohl des Herrn von Costar getrunken, als er nochmals zum Glas griff und feurig rief: »Nun auf das Wohl der Damen! – wir verdanken ihnen die süßesten Augenblicke unseres Daseins. *Parbleu*, Malstädt, machen Sie nicht ein so ernstes Gesicht bei diesem doppelten Genuß: im perlenden Sekt einer schönen Frau zu gedenken! Geben Sie mir nicht Recht, Herr von Costar? Was wäre das Leben ohne Liebe und Wein!!« – Die jugendlichen Züge des Prinzen waren sehr geröthet. Graf Malstädt bemerkte dieß und warf dem Maler einen bezeichnenden Blick zu.

»Ich habe die lästigen Zuhörer, die Lakaien, entfernt, so brauchen wir aus unseren Gefühlen kein Geheimniß zu machen. Sie haben mich vorhin unterbrochen, lieber Graf, – ich bleibe dabei, die glänzendste Erscheinung dieses Winters ist Esther von Tossen.« – Er leerte nach diesem Ausspruch sein Glas, schaukelte sich nachdenkend einen Augenblick auf seinem Stuhl und sagte dann heftig: »Hören Sie, lieber Costar, könnten Sie mir nicht aus dem Gedächtniß eine leichte Skizze des Fräuleins entwerfen? Sie excelliren ja darin!«

»Hoheit, dennoch ist es nicht leicht in diesem Fall; die Dame hat ein eigenthümliches Gesicht, welches, um ähnlich zu werden, genau beobachtet sein will, und zu einem solchen Stu-

dium würde sie sich nie bequemen,« erwiderte Herr von Costar, indem er mit seinem Messer zwischen den Resten einiger verzu-
ckerter Früchte auf dem Teller spielte.

»Sehr wahr,« bemerkte Graf Malstädt. »Ihr Gesicht ist so ei-
genthümlich wie ihr Charakter; sie will verstanden sein.«

»Sie scheinen mit der Dame in sehr genaue Beziehung getre-
ten zu sein,« sagte der Prinz spitzig.

»Jedenfalls sind wir uns nicht mehr so fremd wie diesen
Sommer. Wir zanken uns, um uns desto rascher wieder zu ver-
söhnen.« – Er sagte das Sprüchwort: »Was sich neckt, das liebt
sich,« nicht laut, ließ aber den Sinn hindurchblicken.

Der Prinz war im Begriff, ihm hastig zu antworten, als sich
die Thür öffnete und ein Lakai mit einigen Tassen dampfenden
Kaffees erschien.

»Im Nebenzimmer!« sagte der Prinz ärgerlich, indem er sich
rasch erhob. »Kommen Sie, mein Herr, lassen Sie uns eine Tas-
se Kaffee am Kamin trinken, hoffentlich entspricht der Mokka
der Vorschrift des Herrn von Talleyrand: *»Noir comme le diable,
chaud comme l'enfer, pur comme un ange, doux comme l'amour!«* –
Setzen Sie Stühle und schüren Sie das Feuer!« rief er dem Lakai
zu, während er seinen Arm in den des Herrn von Costar legte
und in das neben dem Salon befindliche Kabinet schritt.

Als Alles zu seiner Zufriedenheit geschehen, warf er sich in
einen der hingeschobenen Sessel und stemmte seine Füße gegen
den stählernen Rost vor dem Feuer. Nach einer Pause, während
welcher Cigarren herübergereicht und der Kaffee servirt wurde,
sagte der Prinz, indem er den Dampf seiner Cigarre leicht in die
Höhe blies:

»Herr von Costar, welches Kostüm rathen Sie mir zu dem
kleinen Maskenfest, das übermorgen beim Hofmarschall statt-
findet? Sie kommen doch auch hin?«

»Ja wohl, Hoheit, man war so artig, mich einzuladen.« Er
sah den Prinzen prüfend an und sagte dann: »Ich würde Hoheit

entschieden rathen, eine Maske aus der Zeit von Louis XIV. zu wählen; übrigens kann man auf der Landesbibliothek eines der bekannten Kostümwerke holen lassen und Hoheit können dann selbst wählen.«

»Ja, *mon cher*, das ist sehr leicht angesehen und gewählt, aber in unserer kleinen Stadt nicht leicht beschafft.«

»Warum wollen Hoheit nicht jenen schwarzen Sammetanzug vom vorigen Winter nehmen, der Sie so vortrefflich kleidete und damals ja nur im kleinen Cirkel gesehen wurde?« sagte Graf Malstädt.

»Wahrhaftig, das kann ich thun! Danke Ihnen für Ihren Einfall, lieber Graf, aber wissen Sie, Sie könnten mich zu noch größerem Danke verpflichten, wenn Sie mir auf diesem Fest behülflich wären, ein ungestörtes *tête-à-tête* mit der kleinen Tossen zu verschaffen. Ihre Bemerkung von vorhin läßt mich schließen, daß Sie mit ihr jetzt so stehen, daß Sie etwas über sie vermögen.«

»Wohl möglich, Hoheit, wenn auch nicht zu diesem Zweck.«

Herr von Costar bückte sich und strich die Asche seiner Cigarre in das Kaminfeuer. Der Prinz wandte sich rasch um:

»Was soll das heißen?! Sind Sie etwa mit der Dame verlobt?«

Eine dunkle Röthe schoß in sein Gesicht und seine Augen bekamen einen zornigen Ausdruck.

»Noch nicht, Hoheit, nein, wahrhaftig nicht! Aber – ich bin eine ehrliche Natur und gestehe, daß ich nicht weiß, ob ich abgewiesen würde, wenn ich dem Fräulein einen solchen Antrag stellte.«

»Bei Gott!« lachte der Prinz, »da möchte ich eine Wette eingehen, daß Sie einen Korb erhielten! Ich sehe, *mon ami*, daß Sie das Fräulein nicht kennen, obwohl Sie damit renommiren.«

»Hat Fräulein von Tossen noch Eltern?« fragte Herr von Costar, da eine peinliche Pause eingetreten.

»Nein,« erwiderte der Prinz. »Sie besitzt nichts als arme Tanten und einen blinden Onkel; indessen taucht ein Gerücht auf,

das sie als Erbin irgend einer reichen Pathin oder Verwandten erscheinen läßt und ihr bei vielen Herren außer ihren körperlichen und geistigen Vorzügen noch einen besonders anziehenden, goldenen Heiligenschein verleiht.« Sein Blick glitt zur Seite nach dem Grafen. Dieser blieb indessen vollkommen ruhig, trotzdem die Anspielung ihn außerordentlich ärgerte, da sie in Gegenwart eines Fremden geschah.

Die Stimmung des Prinzen war außerordentlich gereizt. Herr von Costar bemühte sich, die Unterhaltung auf einen andern Weg zu bringen, aber es gelang ihm nicht, und es war eine Erlösung, als der Lakai eintrat, um zu melden, daß es bereits zwei Uhr und Hoheit befohlen habe, daran erinnert zu werden.

»Schon zwei Uhr! Ist es denkbar? Was nicht angenehme Gesellschaft vermag!« sagte der Prinz und warf Herrn von Costar einen freundlichen Blick zu, da dieser bereits zum Fortgehen aufgestanden. »Sie werden entschuldigen, meine Herren,« fuhr der Prinz fort, »aber ich habe um zwei Uhr Dienst. Wegen des Maskenanzugs, Herr von Costar, werde ich Ihren artistischen Rath vielleicht noch einmal in Anspruch nehmen. *Au revoir!*«

Er grüßte leicht mit dem Kopf, die Herren verneigten sich ehrerbietig und verließen das Zimmer.

Nachdem Beide im Korridor ihre Mäntel angelegt hatten, schritten sie langsam die breiten Treppen herab.

»Was sagen Sie zu diesem kleinen Prinzen?« fragte Graf Malstädt, während er sich die Handschuhe anzog. »Feuer und Flamme! – Quälen Sie sich nur etwa nicht mit der Skizze, das sind vorübergehende Leidenschaften, wie sie nun einmal Prinzen immer haben. Es ist ein Feuer, was nicht wärmt!«

»Wohl möglich,« sagte Herr von Costar. »Wenn es aber nur bei dem jungen Mädchen derselbe Fall ist.«

»Darüber können Sie sicher sein!« In dem Gesicht des Grafen spiegelte sich ein selbstbewußtes Lächeln. »Die Kleine findet an dieser faden Speise keinen Geschmack. *Mais, à propos*, wie

war die Schlittenpartie? Sie hatten ein verteufeltes Glück, fuhren mit der schönen Eda Harriot!«

»Die Partie war vollkommen gelungen und wir werden sie demnächst wiederholen.«

»Heute ist es grimmig kalt und düster,« sagte Graf Malstädt, setzte seinen Kneifer auf und sah an den Himmel, da beide Herren jetzt auf der Straße angelangt waren.

»Auf Wiedersehen, Herr Graf!« Herr von Costar lüftete den Hut. »Mein Weg ist sicher nicht der Ihre, ich muß in die Werner'sche Kunsthandlung.«

»Ich muß nach Hause.«

Sie schüttelten sich freundschaftlich die Hände, obgleich ihre Seelen nie weniger harmonirten, als in diesem Augenblick.

Vierzehntes Kapitel.

Hüte dich, schönes Blümelein! –
Volkslied.

Die Wohnung des Hofmarschalls von Dorst war eine der comfortabelsten der Stadt und entsprach ganz den Bedürfnissen dieses Herrn, der, kinderlos und sehr bemittelt, gern und häufig die vornehme Welt bei sich sah. Sehr oft hatten der Herzog und seine Gemahlin die Gnade, seine Feste mit ihrer hohen Gegenwart zu verschönen; allein für den heutigen Maskenball ließen sie sich durch ihre Kinder vertreten.

Die schönen Räume waren bereits sämmtlich beleuchtet, und Herr von Dorst ging eben, dieselben noch einmal genau prüfend, hindurch, da bereits mehrere Uhren die für den Anfang des Festes bestimmte Stunde, neun Uhr, gemeldet hatten. Sein Kammerdiener folgte ihm auf den Fersen, um, fand sich irgendwo noch etwas zu ändern, dasselbe sofort auf Befehl auszuführen. Aber dieser Fall trat nicht ein, es war Alles zur Zufriedenheit des Hausherrn geordnet.

»Nein, ich wüßte nichts hinzuzufügen oder wegzunehmen,« wandte sich der Hofmarschall zu seinem Diener. »Sorgen Sie nur vor allen Dingen, daß die Teppiche vor der Einfahrt rein und wohlgeordnet liegen bleiben und daß das Zelt Dach darüber vom Wind nicht abgerissen wird. Sobald der Prinz und die Prinzessin erschienen sind, kann die Musik beginnen. So, das wäre denn Alles. Aber die höchste Zeit, daß die Frau Baronin erscheint,« sagte er, auf seine Uhr sehend. »Fragen Sie doch Minna, ob die gnädige Frau noch nicht fertig sei!«

Der Befehl brauchte nicht ausgeführt zu werden, da gleich darauf Frau von Dorst, lächelnd und im höchsten Glanz einer eleganten Balltoilette, eintrat. Die liebenswürdigen Wirthe hat-

ten es für passender gehalten, keine Masken zu wählen, um ihren Gästen auf diese Weise das freundliche Lächeln des Willkommens nicht zu entziehen. – Bald nach Neun füllten sich die mit Blumenduft und behaglicher Wärme durchströmten Räume mit dem bunten Wirrwarr der verschiedensten Kostüme. Masken, im brilliantesten wie im einfachsten Kostüm, bewegten sich an einander vorüber und suchten durch verstellte Stimmen sich zu verstecken oder zu entdecken. Zwei Herren im Domino standen, der Menge bunte Gestalten beobachtend, an der Thür eines kleinen Kabinetts.

»Der Prinz ist noch nicht erschienen,« sagte der eine Herr zu seinem Nachbar.

»Nein, noch nicht.«

»Sie wissen also, welches Kostüm er gewählt?«

»Natürlich dasjenige, welches ich ihm proponirte.«

»Sie kennen es genau?«

»Ich denke wohl! Schwarzes Sammetwamms mit Gold, ›das Mäntelchen von starrer Seide‹, schwarzes Tricot, rothes Barret mit einer Diamantagraffe und grauer Feder. *Voilà tout.*«

»Und er hat Sie nicht gebeten, ihn zu begleiten? Wünscht oder –«

»Nein, er hofft unbekannt zu bleiben. Das heißt – für alle Anderen, nur für Eine nicht.«

»Ist diese Eine schon da?«

»Nein! Die Hofdame hab' ich erkannt. Dort – sehen Sie jene schlanke Gestalt? Sie will, glaube ich, etwas Nixenartiges vorstellen, die Korallen und kleinen Muscheln, womit besonders die Schleppe besetzt ist, hat sie sicher aus der Muschel- und Steinsammlung der Prinzessin geborgt. Die kühle Blonde!« sagte er lächelnd. »Sie kennen wohl ihren Spitznamen nicht? Aber, wissen Sie, Herr von Costar, ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen,« flüsterte Graf Malstädt, denn er war es, »suchen wir, auf die Fährte der Nichte zu kommen! Der Prinz wird, trotz all'

seiner sonstigen Blödigkeit, heute Abend einen Angriff auf das Herz des Mädchens zu machen suchen und ich möchte das junge Blut vor einer solchen Szene behüten.«

»Sie glauben, daß ihr der Prinz gefährlich werden könnte?«

»Frauenherzen sind unberechenbar, besonders bei Prinzen, und ich kann Sie versichern, Kleider thun das Ihrige! Der Prinz wird heute Abend nicht schlecht aussehen. Halt! sehen Sie – sehen Sie einmal dort – das könnte sie sein! Beginnen wir die Jagd – *au revoir!*«

Der Graf war bereits von der Seite des Malers verschwunden, als er das letzte Wort gesprochen. Herr von Costar sah ihn geschickt sich in die Nähe der Frauenmaske drängen, unter welcher er das Fräulein von Tossen zu finden glaubte. Als er ihm langsam folgen wollte, sah er plötzlich neben sich eine Dame in einem so eigenthümlichen Kostüm, daß er unwillkürlich stehen blieb und den Anzug betrachtete.

Sie trug einen lilaseidenen Rock, welcher bis an die Knöchel der Füße reichte, er war mit grünen Distelblättern aus Sammet reichlich besetzt, welche mit goldenen Adern durchzogen waren. Der Kopf trug dieselben Blätter in verkleinertem Maßstab, an welchen, auf das Zierlichste nachgeahmt, die Distelblume hing; die kleinen Seidenärmel waren mit gleichen Bouquets emporgezogen und auf die lilaseidenen, mit goldener Litze zugeschnürten Stiefelchen hingen Distelblumen als Quasten herab. In der Hand trug sie einen Fächer in Form eines Distelblatts, auf welchem man Buchstaben bemerken konnte, aber bei dem raschen Auf- und Zufalten desselben nicht zu entziffern vermochte.

»Nun?« fragte die Maske, während ihre Augen forschend auf dem Domino geruht. »Stehe ich im Wege?«

»Das nicht,« erwiderte der Domino. »Aber am Wege, wo die Distel oft steht.«

Beide schienen aufmerksam den Ton ihrer Stimme zu prüfen, ohne bis jetzt aus derselben den Besitzer erkannt zu haben.

»Aber man muß sich hüten, sie zu berühren.«

Die Maske horchte gespannt auf die Antwort.

»Ohne Ausnahme?«

»Ja, ohne Ausnahme.« Der Fächer entfaltete sich und der Domino las die in Gold darauf gestickten Worte: »*Ne me touchez pas!*«

»Wahrhaftig, so viel Kühnheit in den Worten liegt, ebensoviel aufreizende Herausforderung enthalten sie auch!«

Die Dame schlug den Fächer zu und sagte stolz: »Das haben meine Ahnen erfahren, der Wahlspruch hat viel Blut gekostet.«

»Desto ehrenhafter die Erinnerung.« Jetzt bog sich der Domino näher und flüsterte rasch: »Gedenken Sie, stolze Blume, besonders heute Abend Ihrer edlen Vorfahren!«

Er verschwand. Die Dame wandte sich rasch um. »Das war Graf Malstädt keinesfalls,« sagte sie und trat in den großen Saal.

»Der Graf ist auf falscher Fährte,« murmelte Herr von Costar. »Indessen bin ich gewiß nicht Derjenige, welcher ihm verräth, wo sie zu finden ist.«

Der Thee war bereits servirt und noch immer wartete der Hofmarschall auf die Meldung, daß die herzoglichen Kinder vorgefahren. Endlich nahte sich der Kammerdiener leise flüsternd seinem Herrn. »Excellenz, Seine Hoheit der Erbprinz sind soeben angelangt, indessen fehlen noch die Prinzessin, – soll die Musik dennoch –«

»Nein, keinesfalls, erst wenn diese erscheint.«

»Ich soll Excellenz melden, Hoheit wünschen, gänzlich unbemerkt einzutreten.«

»So, dann führen Sie den Erbprinzen durch den Korridor, welcher in das kleine Kabinet mündet.«

Der Kammerdiener verbeugte sich und ging eilig von dannen.

Uebrigens hatte sich Graf Malstädt getäuscht, denn obgleich es der Erbprinz war, welcher jetzt zu der genannten Kabinetsthür

eintrat, war derselbe nur in einen einfachen Domino gehüllt, welcher keinerlei Abzeichen trug. Sein Erscheinen wurde daher nicht bemerkt, weder vom Grafen selbst, noch von Herrn von Costar. Er hatte sich bereits mitten in den Strudel der Gäste gemischt, ohne die Dame, welche er suchte, unter der Maske zu erkennen, bis ihm plötzlich ein Herr zuflüsterte: »Ist es Ihnen vielleicht nicht möglich, mir auf die Spur zu helfen, wer jene Dame sein mag, welche sich den sonderbaren Anzug einer Distel gewählt?«

Der Prinz horchte auf. »Einer Distel?« fragte er hastig. Er wußte, daß die Tossen eine Distel im Wappen führten und kannte ihren Wahlspruch. »Bitte, zeigen Sie mir die Maske.«

»Im Augenblick war sie noch hier – aber dort – dort ist sie wieder – sehen Sie nur, wie elegant die Toilette und die Haltung. Ich hatte schon an Prinzessin Leonie gedacht, allein diese ist kleiner.«

Der Prinz lachte. »Sind die herzoglichen Geschwister schon anwesend?«

»Man weiß es nicht, aber ich vermuthe es.«

»Die Dame interessirt mich, ich werde ihr folgen,« sagte der Prinz und verließ rasch seinen Begleiter.

Esther war langsam mit einer Gruppe Damen und Herren weiter geschritten und hatte sich, heiter scherzend, auf einen kleinen Fauteuil gesetzt, während neben ihr ein Herr in dem reichen Kostüm eines venetianischen Nobile stehen geblieben war und sich herabbeugt hatte, um ihr die heiteren Fragen in fröhlichen Antworten zurückzugeben. Der Prinz trat ein wenig vor, die Gruppe kurze Zeit beobachtend. Plötzlich erscholl ein lautes Gelächter, vereint mit dem Ruf: »Die berühmte Zigeunerbande, Esmeralda mit der Ziege!« – – Augenblicklich erhoben sich die eben erst in das Kabinet getretenen Masken, um dieses neuen Anblicks auch theilhaftig zu werden, allein als Esther folgen wollte, vertrat ihr der Prinz den Weg, indem er ihr mit leiser Stimme zuflüsterte: »Schöne Maske, auf ein Wort!«

Esther blieb erstaunt stehen.

»Hat dieß eine Wort nicht Zeit?« erwiderte sie ärgerlich, da sie gern den Uebrigen gefolgt wäre.

»Nein, nicht mehr und der Augenblick ist günstig.« Er bot ihr seinen oder nahm vielmehr ihren Arm und führte sie nach dem Platz zurück, welchen sie soeben verlassen. Esther setzte sich, jedoch beschlich sie eine Art Unbehagen, da sie nicht im Stande war, zu errathen, wer sich unter der Maske verbarg. Einen Augenblick dachte sie an den Prinzen, aber man hatte ihr gesagt, er würde in dem Kostüm eines spanischen Granden erscheinen.

»Braucht es zu einem Wort des Umstandes, daß wir uns niederlassen?« fragte sie mit unruhiger Stimme.

»Das eine Wort muß von Deinen Lippen kommen, schöne Blume!« sagte der Domino und faßte ihre Hand, ehe sie es hindern konnte.

»Ich hoffe,« erwiderte sie, indem sie ihre Hand zu befreien suchte, »ich hoffe, Maske, daß Du den Charakter der Blume kennst: ›Berühre mich nicht!‹«

»Wie sollte ich nicht!« fuhr der Domino heftig und erregt fort. »Ist es doch der Wahlspruch eines edlen Geschlechts.«

Esther zuckte zusammen, sie war erkannt; noch einmal lief ihr Blick prüfend über ihren Kavalier – Graf Malstädt war größer – sollte es doch der Prinz sein? – Jetzt hörte man fernes Gelächter, dazwischen die Klänge von Castagnetten und Tambourins. Esther wollte sich erheben. »Länger duldet es mich nicht hier!« rief sie stolz. »Die Einsamkeit widerstrebt meiner Natur!«

»Jetzt oder nie!« sagte der Prinz und mit einem raschen Griff zog er die Maske von dem Gesicht. »Du stolze Blume, gilt Dein Wahlspruch auch mir gegenüber?!«

Esther war erschrocken zurückgefahren. Er benützte den Augenblick dieses Erstaunens und griff nach ihrer Hand, welche er mit Heftigkeit an seine Lippen zog.

»Hoheit!« rief sie und suchte sich von ihm zu befreien. »Herr

oder Vasall – der Wahlspruch gilt für All! – hieß es früher bei den Tossen und heißt es noch bis heute.«

»Schöne Spröde!« sagte der Prinz, jetzt auf's Höchste erregt. »Das ist eine Unwahrheit, denn dem Vasallen ward ein Kuß ohne Widerrede gestattet.«

Esther's Blut stieg heiß empor, der zarte Hals erröthete wie das Gesicht.

»Esther!« rief der Prinz und sein Arm legte sich plötzlich fest um sie. »Wozu der Lüge, wenn ich Dir sage, daß ich Dich über Alles liebe! So gestehe auch Du die Wahrheit!«

Esther hatte sich mit aller ihr zu Gebot stehender Kraft aus seinen Armen befreit, sie eilte nach der Thür, vom Prinzen gefolgt, er war noch nicht wieder maskirt – in dem Augenblick trat ein Domino in die Thür.

»Was soll's!!« rief der Prinz im äußersten Zorn.

»Man kommt, Hoheit sind ohne Maske.«

Der Prinz hatte Graf Malstädt an der Stimme erkannt. Er fuhr auf ihn zu und sagte mit vor Aerger erstickter Stimme: »Lassen Sie in Zukunft Ihre unnöthige Sorge für mich sein, ich weiß, was ich zu thun habe!«

Esther hatte diesen Augenblick benützt und war ungesehen in das Gedränge der Gesellschaft gelangt, welche noch immer mit gespannter Aufmerksamkeit den Zigeunern und ihrer Anführerin zuhörte. Kaum hatte sie sich indessen genähert, als die kleine Esmeralda auf sie zuschritt und um ihre Hand bat. Nachdem sie die zarten Linien der innern Fläche eine Zeitlang betrachtet hatte, sagte sie: »Du hast ein stolzes Herz, goldene Distel, aber ich rathe Dir, laß es nicht ganz von Dornen umwachsen, sonst findet Niemand den Weg zu ihm und es wird an seinen eigenen Dornen verbluten.«

»Bravo, bravo!« erscholl es von allen Seiten. Die Begleiter der Esmeralda schüttelten ihre Tambourins und jubelten lustig in den Lärm hinein. Zögernd blieb Esmeralda einen Augenblick

stehen, ihre Blicke wanderten umher, langsam ging sie an den sie umstehenden Herren und Damen vorüber; plötzlich blieb sie stehen. »Eure Hand,« sagte sie, auf eine eben erst im einfach schwarzen Sammetanzug eingetretene Gestalt zugehend. Zitternd faßte sie die Hand des Herrn, betrachtete lange die innere Fläche derselben und sagte dann so leise, daß kaum die Nächststehenden es verstehen konnten: »Die edle Hand ist der Spiegel einer edlen Seele, in ihren Linien sehe ich hier den Weg zu hohen Ehren, doch möchte das Ringen nach dem Lorbeer nicht ihr einziges Streben bleiben!« – Sie ließ die Hand langsam sinken, der Herr verneigte sich und Esmeralda gab das Zeichen, daß sie den Saal verlassen wolle.

Alles drängte sich ihr nach, noch viele hübsche Hände baten um einen prophetischen Spruch, aber die Begleitung der Dame schloß einen Kreis um sie und gestattete ihr ungehindert, sich zu entfernen.

Dieß hübsche Intermezzo hatte einen frischen Geist in die Gesellschaft gebracht. Man lachte und scherzte von Neuem, ohne den Tanz zu vermissen.

Frau von Dorst trat ungeduldig zu ihrem Gemahl. »Halb Elf vorüber und noch kein Ton Musik erklingen! Die jungen Mädchen möchten so gern tanzen. Vielleicht kommen die fürstlichen Geschwister gar nicht und wir warten bis Mitternacht vergebens.«

»Bah, bah, beruhige Dich, mein Kind, der Prinz ist bereits da, und hast Du denn nicht herausgemerkt, daß die kleine Esmeralda unsere Prinzessin war?«

»Nicht denkbar!«

»Ja, ja, man hat es mir gemeldet, als sie einfuhr. Sie wird jetzt mit ihrem Bruder zugleich in Balltoilette erscheinen, dann demaskirt man sich und der Tanz kann beginnen.«

»Sehr gut,« nickte sie beifällig und begab sich in den Vorsaal, um das fürstliche Paar zu empfangen.

Graf Malstädt hätte sich, nachdem er das gefährliche *tête-à-tête* des Prinzen gestört, Esther gern genähert, war aber durch die Szene mit Esmeralda daran gehindert worden. Allein kurze Zeit darauf glückte es ihm, in ihre Nähe zu gelangen.

»Was soll dieß Alles heißen?« fragte er sie in gereiztem Ton.

»Wie so?« erwiderte sie kurz. »Wer bist Du, Maske, daß Du es wagst, mich über mein Thun und Treiben zur Rechenschaft zu ziehen?«

»Heucheln Sie nicht, Fräulein von Tossen, Sie wissen genau, wer ich bin und werden mich an meiner Handlungsweise von vorhin erkannt haben. Ich habe für Sie den Zorn meines Herrn erregt, aber ich konnte es nicht dulden, Sie in den Armen dieses fürstlichen Knaben zu sehen!«

Sie zuckte leicht mit den Achseln und sagte lächelnd: »Das wäre doch ein erbärmliches Mädchen, welches nicht selbst zu dringliche Artigkeiten abwehren könnte.«

»Ist das eine Antwort für mich?« fragte der Graf mit zitternder Stimme, während seine Blicke zornig aus den schwarzen Augenhöhlen der Maske auf Esther fielen.

»Nehmen Sie dieselbe als Warnung,« sagte sie leicht. »Sie gehören zu meiner Maske.«

»Sie tragen aber diese Maske nur heute Abend.«

»Das wohl, aber den Wahlspruch meiner Familie für immer: *Ne me touchez pas!*«

Der Graf wollte schnell etwas erwidern, als ein schmetternder Trompetenschlag die Aufmerksamkeit der Gäste auf's Neue erregte und Alles sich nach dem Vorderzimmer drängte.

Indessen galt die Fanfare nur dem Eintreten des Erbprinzen und der Prinzessin. Der junge Herzog hatte jetzt den Anzug, wozu ihm Graf Malstädt gerathen, angelegt, und hätte nicht in seinem Gesicht eine zu große Blässe, verbunden mit einem ärgerlichen Zug, sich bemerkbar gemacht, seine Erscheinung wäre eine aufsehenerregende gewesen. Die Prinzessin hatte Balltoi-

lette gewählt, aber sich einige phantastische Abänderungen erlaubt, so daß sie mehr einem Hirtenmädchen ähnlich sah, als einer Balldame. Ihr junges, frisches Gesicht verlieh dem Ganzen den größten Reiz, besonders da die übermäßige Röthe sie heute Abend nicht entstellte und ihre sonstige Hastigkeit einer gewissen Schüchternheit gewichen war.

Die Hofdame stand neben Herrn von Costar, als sie ihre Tournée machte.

»Prinzessin Leonie ist heute Abend wirklich das Urbild der heitern Jugend,« sagte sie zu dem Künstler aufblickend, welcher nachdenkend der Prinzessin mit den Augen gefolgt war.

»Ja, da haben Sie Recht, gnädiges Fräulein, sie ist ein reines, fröhliches Kind und verdiente glücklich zu werden.«

»Sie wissen doch, daß sie Esmeralda war?«

»Ich ahnte es, es war ein sehr gelungener Scherz. Ich finde überhaupt eine derartige Abwechslung in den Festen sehr angenehm und freue mich, daß ich diesen Abend noch mit angesehen.«

»Wollen Sie uns schon wieder verlassen!?«

»Ja, das heißt, ich gehe nur auf ein paar Tage zu meinen Verwandten und komme dann auf kurze Zeit hierher zurück, um noch unvollendete Skizzen zu beendigen.«

»Die Prinzessin kommt,« bemerkte die Hofdame rasch.

Herr von Costar wollte zurücktreten, aber es war zu spät.

»Fräulein von Tossen, ich wünsche guten Abend!« sagte sie munter. »Das ist heute hier eine zu komische, originelle Versammlung! Wo ist Esther? Sie hat das richtige Prinzip, sich stets suchen zu lassen. Herr von Costar, wie gefällt Ihnen der Maskenball?« wandte sie sich zu diesem.

»Hoheit, ich wüßte mir kein gelungeneres Fest zu erinnern.«

»Und wo ist Tante Vielliebchen?« fragte die Prinzessin weiter. »Ich habe sie lange nicht gesehen und bin neugierig, welches Kostüm sie gewählt.«

»Philippine ist hier, Hoheit,« erwiderte Fräulein von Tosen. »Aber die Aermste hat so heftige Migräne, daß sie sich so viel als möglich in die stillen Winkel versteckt.«

»Darf ich Hoheit fragen,« nahte sich jetzt der Hofmarschall, »wen ich zum Tanz befehlen soll?«

Sie stand unschlüssig, endlich sagte sie: »Herrn von Costar.«

Der Hofmarschall trat zurück und führte den Künstler der Prinzessin zu. In demselben Augenblick kam Fräulein von Erlen zu Ernestine, welche dem Paar sinnend nachblickte.

»*Bon soir, ma chère*, wie hat Ihnen die Prinzessin als »Esmeralda« gefallen?«

»Sehr gut, ich muß gestehen, ich bin erstaunt, wie sie sich seit den letzten Wochen zu ihrem Vortheil entwickelt hat.«

»Ja,« sagte Fräulein von Erlen langsam und ihre Augen folgten ihrer Herrin. Dann sah sie zu Ernestine auf, wiederholte das Ja, aber in ihrem Gesicht lag ein ängstlich fragender Ausdruck. »Wissen Sie, ganz *entre nous*, man spricht von einem Heirathsprojekt zwischen ihr und dem Erbprinzen von D. – Ich glaube, es wäre sehr gut, wenn etwas daraus würde.«

Ernestine nickte leicht mit dem Kopf. »So ein armes Herz,« sagte sie. Aber Fräulein von Erlen hörte nicht darauf, und als sie sich nachher nach Esther umwandte, stand Herr von Philbert vor dieser und bat sie um den nächsten Tanz.

Das Souper an kleinen Tischen nahm seinen Anfang, die bunte Gesellschaft war in der heitersten Laune, nur von des Prinzen Stirn wich die trübe Wolke nicht; keine Artigkeit seines Wirths, noch dessen Gemahlin, welche er zu Tisch geführt, vermochte ihn liebenswürdiger zu stimmen, seine Augen forschten unruhig umher, und als er endlich entdeckte, was er gesucht, als er gesehen, daß Esther zwischen Herrn von Philbert und seinem Adjutanten der Platz angewiesen worden war, wurde er immer einsylbiger und erklärte zuletzt Frau von Dorst, daß er sich leider zu unwohl fühle, um nach dem Souper noch bleiben zu können.

Nachdem der Prinz seine Dame an ihren Platz geführt, bat er den Hofmarschall, dem Grafen Malstädt mitzuthetheilen, daß er den Ball verlasse und ihn bitte, ihm zu folgen.

Der Prinzessin Leonie ward gemeldet, daß sich ihr Bruder wegen Unwohlseins zurückgezogen habe; sie machte ein betrübtes Gesicht, aber ihr Herz hatte keinen Antheil an dieser Maske des Ausdrucks, es war nur von dem seligen Gefühl gehoben, in der Nähe des Mannes zu sein, der sein Abgott geworden. Sie träumte von der Liebe und wollte nicht geweckt sein.

Auch zu Esther war die Nachricht gedungen, daß der Prinz bereits mit seinem Adjutanten den Saal verlassen.

»So?« sagte sie gleichgültig und ihre Blicke folgten der Prinzessin und deren Tänzer.

Während einer Pause nach der Quadrille kam plötzlich die Hofdame auf sie zu und flüsterte ihr leise in's Ohr: »Denke Dir, Philippine ist ohnmächtig geworden! Sieh' rasch nach ihr, ich kann mich im Augenblick nicht entfernen, man hat sie in Frau von Dorst's Schlafzimmer gebracht.«

Esther wandte sich sogleich nach dem ihr bezeichneten Gemach, in welchem sie ihre Tante sehr bleich und matt auf einem Sessel liegend fand.

»Wie ist das so plötzlich gekommen?« fragte sie und sah forschend in das bleiche Gesicht Philippinens.

»Die Hitze, das Kleid ist so unbequem, so eng —«

»Du kannst nicht bleiben.«

»Nicht gut, glaubst Du, ich könnte einen Wagen bekommen?«

»Natürlich und ich werde mit Dir gehen.«

»Nein, um Alles nicht!« rief Philippine, welche der Gedanke eines solchen Opfers von Seiten Esther's plötzlich aufschreckte. »Ich gehe jedenfalls allein, Du sollst um meiner willen ein solch' herrliches Fest nicht verlassen.«

Esther zog den Mund verächtlich herab. »Es ist ein vollkom-

menes Narrenfest, beruhige Dich, ich bringe Dir kein Opfer, bleibe hier, bis ich Dich hole.«

Esther verließ das Zimmer und eilte zurück zu der Hofdame.

»Tante Philippine muß nach Hause, bitte, übernimm für uns Beide die Entschuldigung bei Frau von Dorst.«

»Aber Du kannst ja bei mir bleiben.«

»Bitte, laß mich,« erwiderte Esther, und ehe ihre Tante ein Wort der Erwiderung gefunden, war sie bereits verschwunden.

Als sie aus dem großen Saal ging, wandte sie sich unwillkürlich um, sie überschaute noch einmal die bunte Gesellschaft. An einem kleinen Tisch, welchen man in eine mit grünen Topfgewächsen ausgeschmückte Nische gestellt hatte, saß die Prinzessin, in einiger Entfernung von ihr plauderte Fräulein von Erlen mit einer Dame, aber dicht neben der Prinzessin stand Herr von Costar, sie spielte mit ihren Blumen und lächelte auf sie herab.

»Mein gnädiges Fräulein, kann ich Ihnen in irgend Etwas behülflich sein?« hörte Esther plötzlich eine Stimme neben sich. »Fräulein von Tossen sagt mir soeben, Sie wollten den Ball verlassen?«

Esther wandte sich um, einen Augenblick mußte sie sich besinnen, dann sagte sie: »Wollen Sie die Güte haben, Herr von Philbert, mir einen Wagen zu besorgen?«

Fünfzehntes Kapitel.

»Was lehrt das Leben? Gib
Mir bündigen Bescheid!«
Hingeben, was dir lieb –
Hinnehmen, was dir leid.
Paul Heyse.

Das große Zimmer zu ebener Erde, welches man zu Tossen im Sommer bewohnte, ward im Winter zugeschlossen und mit einem kleineren in der ersten Etage vertauscht.

Der mächtige alte Porzellanofen mit seinen verschiedenen blauen Bildchen auf weißem Grund erfüllte den Raum mit einer behaglichen Wärme. Um dieses Stück Alterthum saßen Fräulein Sophie, Baron Walther und Herr Günther – alle Drei mit dem Ausdruck ernstest Nachdenkens. Fräulein Sophie war sehr unwohl gewesen; man hatte ihr schon zweimal zur Ader gelassen und da sie zu jeder Arbeit unfähig geworden, einen Hülfesruf an Fräulein Philippine ergehen lassen. Allein da dieselbe nach dem Maskenfest selbst unwohl geworden, war Esther allein hieher geeilt. Inzwischen war bereits eine Woche verstrichen und da Fräulein Sophie sich jetzt wieder auf dem Weg der Besserung befand, war Esther heute nach Ibichstein gefahren.

»Allerdings,« sagte Fräulein Sophie und lehnte den Kopf zurück, während sie die Augen schloß, »wenn Sie glauben, Herr Günther, daß keine näheren Verwandten existiren, so könnte man dieß als einen wahren Glücksfall ansehen.«

»Ja,« entgegnete Herr Günther, sich rasch vorbeugend, »daß Fräulein von Uern mit dem Gedanken umgeht, Fräulein Esther zu ihrer Erbin einzusetzen, steht fest. Indessen bei einer solchen Wetterfahne von einem Weib, wie die Uern ist, kann jeden Au-

genblick ihr Wille, durch ihre Laune beeinflußt, eine andere Richtung nehmen.«

»Mir ist es überhaupt ein Räthsel,« sagte Fräulein Sophie nach einer Pause, während welcher sie ihre Augen wieder geöffnet und Herrn Günther damit scharf angesehen hatte, »wie es Esther angefangen, sich ein so bizarres, verarmtes Herz zu eigen zu machen, bei ihrem ebenfalls nicht gerade liebevollen Gemüth.«

»Ja, mein Himmel, Liebe, Zuneigung, das ist das große Ur-räthsel, was wohl Jeder einmal im Leben zu rathen aufbekommt. Die Auflösung ist zuweilen richtig, zuweilen ein großer Irrthum.«

Baron Walther lächelte. »Herr Günther spricht, als habe er in der Sache einige Erfahrung.«

Fräulein Sophie sah nach ihrem Bruder mit einem ärgerlichen Gesicht; dann sagte sie: »Herr Günther, nochmals möchte ich Sie bitten, in keiner Weise – wenn Fräulein von Uern darauf Anspielung macht, Esther in ihrem Testament zu begünstigen – etwa zu des Mädchens Gunsten zu reden; aber vor allen Dingen lassen Sie nicht in Esther's Gegenwart etwa dahin bezügliche Winke fallen.«

Herr Günther zog den Mund nach einer Seite und seine Augen nahmen plötzlich den Ausdruck großer Schlauheit an. »Gnädiges Fräulein, es ist nicht der erste Fall dieser Art, der mir unter die Hände kommt, ich weiß ganz genau, wie leise man auftreten muß, wenn man nicht gehört sein will, und wie taub man sein muß, wenn man nicht hören soll.«

»Ich kann freilich nicht urtheilen,« bemerkte der blinde Baron, »aber ich könnte mir denken, Esther würde eine reiche Erbin zu repräsentiren verstehen.«

»Famos,« erwiderte Herr Günther. »Sie ist eine vornehme, interessante Erscheinung, und wie ich höre, macht sie ja auch viel Glück bei Hof.«

»Erzählt sie das selbst?« wandte sich Fräulein Sophie rasch um.

»Doch nicht, man hat ja aber auch einige Freunde in der Residenz, die sich gern mit dem Hof und dessen Treiben beschäftigen.«

Fräulein Sophie erhob sich.

»Wünschst Du etwas?« fragte der Baron aufhorchend.

»Ich komme gleich zurück.«

Als die Thüre sich hinter ihr geschlossen, sagte der Baron leise:

»Herr Günther, wissen Sie, wir Beide sind Männer und brauchen uns gegenseitig nichts weiß zu machen – haben Sie etwas über Esther gehört?«

»Nichts Besonderes, als was natürlich ist, daß der Erbprinz in sie verliebt und daß –«

Die Thür öffnete sich wieder, Fräulein Sophiens Eintritt schnitt weitere Mittheilungen ab und die Unterhaltung drehte sich von da an nur um die inneren Angelegenheiten des Hauses.

Esther hatte fast den ganzen Tag bei Fräulein von Uern zugebracht. Jetzt eben stand sie dort am Fenster und sah in die Winterlandschaft hinaus.

Es war still im Zimmer, bis plötzlich eine Stimme hinter einem Wandschirm hervor fragte: »Was ist denn das mit den Tanten? – Die Eine, höre ich, hat immer Schwindel, die Andere immer Ohnmachten; was sollte daraus werden, wenn Beide stürben?«

Esther sah erstaunt auf, sie fragte mechanisch: »Beide stürben?«

»Ja, ja, dann wärest Du mit dem blinden Onkel allein. Dich nehme ich gern zu mir, aber nicht Deinen Onkel.«

»Beunruhigen Sie sich nicht, Fräulein von Uern, es geht beiden Tanten besser und ich gedenke morgen oder übermorgen nach der Stadt zurückzukehren.«

»Schon wieder fort? – Komm', schiebe mir den Schirm aus dem Weg, ich sehe Dich nicht, wenn Du sprichst, das ist mir unbequem.«

Esther that wie ihr befohlen. Fräulein von Uern lag auf einem kleinen Sopha; im Gegensatz zu ihrer gewöhnlichen Blässe zeigten ihre Wangen jetzt eine fiebernde Röthe, ihre Augen bekamen dadurch einen eigenen Glanz, das fahle Blau färbte sich tiefer, die bleichen Lippen waren geröthet. Esther betrachtete sie einen Augenblick – einst mußte in diesem Gesicht ein großer Reiz gelegen haben.

»Was denkst Du denn?« fragte Fräulein von Uern, »sehe ich etwa Jemand ähnlich?«

»Aehnlich?« – sagte Esther und ein eigenes Gefühl schlich in ihr Herz, aber die Frage des Fräuleins: »Etwa Deinem Prinzen?« – verwischte jedes Nachdenken und sie erwiderte lächelnd: »Nicht im geringsten.«

»Wie lange wird denn das noch währen mit all' dem Tanzen und Sichamüsiren? Man sollte doch denken, die Gesellschaft müßte sich einmal zum Ueberdruß haben.«

»Im Gegentheil,« sagte Esther und zog sich einen Stuhl neben Fräulein von Uern, »je länger man sich kennt, je pikanter werde die Intriguen.«

»Und es sind immer dieselben Personen, die sich da lieben und ärgern?«

Es blieb einen Augenblick still im Zimmer. Esther dachte daran, daß sie einen Namen verschwiegen und warum sie den Namen hier nicht aussprechen mochte, warum es ihr unangenehm war, zu erzählen, wie die Prinzessin Denjenigen protegirte, der den Namen trug und daß dieser Mann –

Plötzlich sah Fräulein von Uern auf und sagte: »*L'oubli me tue.*«

Esther schrak zusammen. Redete sie irr? – Sie blieb bewegungslos sitzen, um sie nicht zu erregen, da sie sogleich die Augen wieder schloß. Nach einer Weile öffnete sie die Lippen wieder.

»Zuweilen krame ich in meinem Gedächtniß, wie andere Leute in alten Briefen und Büchern. Da finde ich denn Allerlei.

So sehe ich jetzt Sonnenstrahlen, die durch hohe, dichtbelaubte Bäume dringen, unter welchen ein Mädchen sitzt, schön und kostbar angezogen; so recht im Glück des Reichthums. Da sitzt sie nun und denkt: »Was ist alles Sonnenlicht gegen das Licht, das in dir leuchtet und Strahlen werfen wird bis an's Ende von all' deinem Thun und Treiben. Nach der Sonne kommt die Nacht, aber deine Sonne, dein Glück« – ha, ha, ha!« – lachte sie plötzlich auf. »Umgekehrt kam Alles, die Sonne kam wieder, aber um das reiche, glückliche Mädchen wurde es Nacht, Nacht bis an's Ende von all' ihrem Thun und Treiben.« –

Esther sprang auf. Fräulein von Uern hatte sich hoch aufgerichtet, ihre Hände tasteten umher, ihre Augen blickten unstät um sich. – »Nacht,« sagte sie nochmals leise, dann sank sie matt zurück.

Nach diesem Anfall fiel sie in einen tiefen Schlaf, den Esther benützte, um hinauszuschleichen und Frau Schmuck zu rufen.

Die Haushälterin kam leise, aber eilig die Treppe herauf und trat mit Esther in eins der leeren Zimmer, welche sich in der Nähe befanden.

»Ich weiß schon,« sagte Frau Schmuck, als Esther ihr die Besorgniß hinsichtlich ihrer Herrin mitgetheilt. »Sie hat Fieber, das gnädige Fräulein, aber was kann unsereins thun, wenn sie's nicht haben will. Und dann ist keine Rede von schwächer werden und krank sein, und dabei ist es doch der Fall. Gewöhnlich nimmt sie etwas aus ihrem Medizinschränkchen und die Sache macht sich dann wieder, doch dießmal finde ich sie viel schlimmer als sonst.«

»Soll ich mit Fräulein von Uern darüber reden? Oder glauben Sie, daß es ihr unangenehm sei, wenn man davon spricht, daß sie krank ist?«

»Jedenfalls, sie will nun einmal gesund sein und vielleicht geht es auch dießmal noch so vorüber.« Dann bog sie sich zu Esther und flüsterte: »Aber jetzt schläft sie auch noch in dem Kabinet, wo sie sich sonst nur vorübergehend aufhielt.«

»Ist sie immer dort allein?«

»Immer. Von uns kommt Niemand hinein, nicht einmal Herr Günther.«

»Im Augenblicke schläft das Fräulein, ich werde zu ihr gehen und bei ihr bleiben, bis sie erwacht. Dann aber muß ich nach Hause.«

»Sehr wohl.«

Esther ging in tiefem Nachdenken in das Zimmer zurück und fand Fräulein von Uern bereits wieder erwacht. Sie fragte, ob sie sich besser befinde? – Sie sah Esther groß an und sagte dann: »Denkst Du an meinen Tod und dann weiter?«

Esther warf den Kopf zurück, ihr ganzes Innere empörte sich gegen den niederen Verdacht, welcher in den eben gesprochenen Worten lag. Ein Blick der größten Verachtung glitt zu der Kranken.

»Ich dachte an Ihr Leben und auf welche Weise es verlängert und angenehmer gemacht werden könne.«

»Verlängert? Angenehmer!« rief die Kranke. »Wenn Du den Doktor finden könntest, der diese Mittel zu verschreiben wüßte, dem Manne könntest Du sagen, ich wollte ihn zum Herrn machen von Allem, was ich hier besitze. Hast Du den Lutz bestellt? Willst Du fort? Und wann gehst Du zu Deinem Prinzen zurück? Kommst Du wohl noch einmal hieher? – Ich möchte vielleicht noch etwas von Dir, aber rechne nicht darauf, sei nicht darauf neugierig.«

Esther seufzte. Diese ewigen Bizarrerereien begannen sie zu langweilen. Sie hatte noch bleiben wollen, aber nahm jetzt rasch Abschied und wollte lieber die Zeit, bis der Kutscher angespannt hatte, im Garten zubringen. Wie sie an der Thür sich noch einmal nach ihr umwandte, bemerkte sie, daß die Kranke ihr winkte. Als sie zu ihr eilte, zog sie Esther heftig an sich.

»Und es ist noch Alles wie sonst? Du lachst über die Narren?«

»Ja.«

»Du bleibst mein schönes, stolzes Mädchen den Männern gegenüber?«

»Ja.«

»Gut, gut,« murmelte Fräulein von Uern und schloß die Augen. »Endlich, endlich!« – Sie ließ Esther's Hand leise fallen und das junge Mädchen schlich aus dem Zimmer.

Sie gab jetzt Befehl, rasch anzuspannen. – Während dieser Zeit ging sie, in ihren Mantel gehüllt, im Garten umher; sie stieß den Schnee mit den Füßen vor sich her und ihre Blicke sahen zuweilen ungeduldig nach der Thüre, vor welcher der Wagen halten mußte. Ihre Wangen waren nicht roth, wie die der Besitzerin dieses Hauses, dennoch schlugen ihre Pulse unruhig und ihr Blut klopfte heftig in ihren Adern. »Noch einen Tag hier, aber länger keine Stunde!« sagte sie, hastig nach der Gartenthür gehend, wo endlich der Wagen vorfuhr.

Sechzehntes Kapitel.

Prinzessin: – Weibergunst,
Der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,
Worauf geboten werden kann! Sie ist
Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet als sich selbst.
Don Carlos

Tante Philippine war bereits wieder vollkommen hergestellt, als Esther in die Residenz zurückkehrte; sie mußte nur noch das Zimmer hüten, da ein heftiger Wind seit einigen Tagen den Schnee durch die Straßen jagte.

Es war elf Uhr Morgens und die Hofdame stattete ihrer Schwester eben einen Besuch ab. Beide Damen waren allein, da Esther ausgegangen war, um sich einige Pelzsachen zu kaufen.

»Welch' ein Glück!« rief Philippine freudestrahlend. »Und es ist wirklich wahr?«

»Es ist so, wie ich Dir sage. Gestern Abend ließ er sich bei mir anmelden und gestand mir, nachdem wir über allerlei Unwichtiges geplaudert, daß dieß der eigentliche Zweck seines Besuches sei.«

»Er soll sehr reich sein – ich weiß nicht, ob die Familie –«

»Nein, die Familie gehört zu dem jungen Adel; sein Vater hieß noch Herr Philbert, bemühte sich aber um das Wörtchen ›von‹ und erhielt es, da er einer der reichsten Gutsbesitzer in der Umgegend war. Aber Philippine, bitte, vergiß nicht, daß Esther nichts davon erfahren darf, er hat es mir allein vertraut, daß er sie liebt, aber sie soll durchaus noch frei bleiben, denn allerdings –« Ernestine sah einen Augenblick nachdenkend vor sich nieder, »scheint bei ihr bis jetzt keine ausgesprochene Neigung für ihn zu existiren.«

»Daß ich nichts verrathe, darauf kannst Du Dich verlassen!« rief Philippine lebhaft. »Aber weißt Du, soweit ich Esther beurtheilen kann, würde ihr der Reichthum die Liebe ersetzen. Nach einem glänzenden, unabhängigen Dasein strebt sie.«

»Und mit diesem Gefühl müßte sich der arme Mann behohnt sehen?«

»Esther bringt ihm einen guten Namen mit,« sagte Philippine, »und ihre Schönheit. Aber was werden der junge Herzog und dessen Adjutant dazu sagen?«

»Ah, da fällt mir ein, Du weißt das Neueste noch nicht? Graf Malstädt ist seit gestern Abend in's Regiment zurückversetzt. Baron Haldencamp ist an seine Stelle gekommen, er hat schon heute Morgen den Dienst angetreten.«

»Aber ist das denkbar! Ein solcher Liebling des Hofes?«

»Auch Lieblinge straucheln auf dem glatten Boden.«

»Ist denn irgend etwas vorgefallen?«

»Ich fürchte,« sagte Ernestine und dämpfte ein wenig ihre Stimme, »Esther ist die Ursache.«

»Esther!?« rief Philippine und sah erschrocken zu ihrer Schwester hin.

»Es ist nicht zu leugnen, daß sich der Erbprinz nur zu sehr für Esther interessirt und Graf Malstädt dießmal den Geschmack seines Gebieters zu theilen scheint; schon bei dem letzten Hofball sollen Mißhelligkeiten zwischen den beiden Herren vorgekommen sein, die sich dann auf dem Maskenball in höherem Grad wiederholt haben. Ich deutete bei Esther darauf hin, sie lachte wie gewöhnlich und wollte nichts bemerkt haben. Ich muß Dir gestehen, daß ich in großen Sorgen bin! Nicht umsonst spricht man davon, den Prinzen für einige Zeit auf Reisen zu schicken; es wäre auch längst geschehen, wenn er sich nicht so entschieden weigerte und man außerdem nicht so mit der Verlobung der Prinzessin beschäftigt wäre.«

»Glaubst Du, daß die Heirath zu Stande kommt?«

»Wohl möglich; gut wäre es, denn – ich höre Esther!« – sagte die Hofdame. »Laß uns über Alles schweigen, ich bitte Dich dringend!«

Philippine nickte stumm, denn ihre Nichte trat im Augenblick in's Zimmer.

»Das nenne ich kalt und windig,« sagte die Eintretende, indem sie die Schneeflocken von ihrem neuen Muff schüttelte. »Ein richtiger Wintertag.«

»Guten Morgen,« sagte die Hofdame. »Oder hast Du mich nicht bemerkt?«

Esther blieb einen Augenblick stehen, verneigte sich dann und sagte ernst: »Ich vergaß die Hofdame über die Tante, ich wünsche unterthänigst guten Morgen.«

»Du bist ein kleiner Narr!« lachte Ernestine.

»Ach nein, in meiner Narrheit bin ich groß,« erwiderte Esther gleichgültig. »Ich hörte soeben, die Prinzessin sei nicht ganz wohl?«

»Das ist ein Irrthum, im Gegentheil, denn ich komme hierher, um einen Auftrag von ihr an Dich auszurichten. Du sollst eine Viertelstunde vor Anfang des Theaters Dich bei ihr melden lassen.«

»Also der Hof besucht heute das Theater?«

»Wahrscheinlich.«

Esther sah einen Augenblick zu ihrer Tante Philippine hin – nein, sie konnte noch nicht ausgehen. Sie seufzte und sagte: »Ich werde zur Prinzessin kommen.«

Einige Offiziere mit ihren Frauen waren zur Tafel gezogen und daher die Theaterstunde später befohlen worden. Esther befand sich bereits seit einer Viertelstunde in dem Zimmer der Prinzessin, ohne daß diese erschien. Endlich hörte man Thüren gehen, dumpfes Rollen der abfahrenden Equipagen und kurz darauf erschien die Prinzessin.

»In einer Viertelstunde, bitte, liebes Fräulein, schicken Sie

mir die Kammerjungfer.« Sie nickte über die Schulter weg, winkte Esther mit der Hand, an ihrem Platz zu bleiben und horchte dann einen Augenblick an der geschlossenen Thür.

»So!« rief sie und eilte auf Esther zu. »Nun sind wir allein! Haben Sie schon lange auf mich gewartet? O, es war ein endloses Diner und kein Appetit, wo man doch nur dasitzt, um zu essen!«

»Hoheit, ich hatte keine Ahnung, daß große Tafel war, sonst wäre ich später erschienen.«

»Ah, *passons là-dessus*, nur gut, daß Sie da sind. Nehmen Sie sich den kleinen Sessel dort und setzen Sie sich zu mir, so recht nah, denn ich weiß nicht – ich möchte – ich – nein, Esther, ich kann es nicht allein ertragen!«

Sie warf ihren Elfenbeinfächer auf den Tisch und hielt ihre Hände vor die überströmenden Augen.

Esther wurde todtenbleich, sie wagte nicht zu reden, sich nicht zu regen, sie sah die kleine Gestalt neben sich zittern und beben unter einem gewaltigen Schmerz; die runden weißen Schultern zuckten, während leises Schluchzen hörbar wurde. Sie sah die Thränen über die mit Rubinen und Perlen besetzten Armbänder rollen, die einem siebenzehnjährigen Herzen der Schmerz erpreßte, aber sie fand kein Wort des Trostes, der Beruhigung; im Gegentheil, es bemächtigte sich ihrer eine Art Neugier, was wohl die Prinzessin zu diesem Ausbruch ihres lang verborgenen Kummers getrieben?

Endlich glitten die Hände der Prinzessin von den sonst so munteren Augen und das junge Haupt, geschmückt mit den zartesten Blumen, neigte sich leise herab.

Esther verfolgte alle diese Bewegungen mit einer sichtbaren Unruhe – wann endlich öffneten sich die jungen Lippen, um zu verrathen, was das Herz nicht mehr ertragen konnte?

Plötzlich wandte sich die Prinzessin um, sie nahm Esther's beide Hände, preßte sie fest an sich und sagte leise: »Esther, Sie dürfen mir meine Bitte nicht abschlagen!«

»Wenn es nicht über meine Kräfte geht, erfülle ich Hoheit gern jeden Wunsch.«

»O nein, was ich verlange, ist nicht unmöglich! – Hören Sie mich! Sie müssen sich von Herrn von Costar malen lassen.«

Esther fuhr zusammen.

»Ich weiß es, Esther, es ist Ihnen nicht angenehm, er ist Ihnen unsympathisch, aber Sie werden selten mit ihm allein bleiben, Ihre Tanten werden abwechselnd anwesend sein und – ich werde kommen – dann und wann – öfters – oft, Esther, ich muß kommen dürfen, um ihn zu sehen, seine Stimme zu hören, seine lieben ernstesten Augen zu sehen, denn ich liebe diesen Mann so unaussprechlich, daß ich bei dem Gedanken sterben könnte, ihn nie wiederzusehen!«

Die Prinzessin sprang auf und lief, wie geängstigt von ihrer eigenen Leidenschaft, im Zimmer auf und ab. Dann kehrte sie zu Esther zurück und sagte: »Ich habe schon so lange darüber nachgedacht, wie ich es anfangen könnte, um in harmloser Weise in seine Nähe zu kommen. Dieß ist das einzige Mittel, der einzige Weg!«

Als Esther wortlos und wie erstarrt diese in höchster Aufregung ausgestoßenen Worte unbeantwortet ließ, rief die Prinzessin plötzlich:

»Mein Gott, können Sie denn nichts sagen! Haben Sie denn kein Erbarmen?«

»Hoheit, Erbarmen?« sagte Esther, wie erwacht aus einem Traum.

»Ja, Erbarmen! Denn während alle meine Gedanken nur ein Ziel haben, beschäftigt man sich im Palais damit, sobald als möglich dem Frühling meines Daseins ein Ende zu machen. Horch'!« sie blieb stehen. »Ich glaube, die Wagen kommen schon! Doch nicht, ich habe mich getäuscht.« Sie warf sich wieder in einen Sessel. »Esther,« begann sie von Neuem und legte den Kopf zurück, während ihre Augen unstät in die Höhe sahen, »wie benei-

denswerth sind Sie! Ach, wie glücklich könnte ich sein, trüge ich Ihren Namen! Gern legte ich meine Fürstenkrone ihm zu Füßen, wenn er mir dafür den Myrtenkranz auf das Haupt setzte.«

»Und er?« fragte Esther leise. »Hat er Hoheit gestanden, daß –«

»O, das wagt er nicht!« erwiderte die Prinzess rasch. »Aber in seinen großen dunklen Augen liegt so viel Innigkeit, so viel – ja, wenn er mir zuhört und nach und nach ein Lächeln um seinen ernsten Mund zieht, so viel Antheil –« sie träumte einen Augenblick in der süßesten Erinnerung. »Aber, Esther,« fuhr sie dann heftig auf, »Sie thun mir den Gefallen!« Und ohne auf eine Antwort zu warten, fuhr sie fort: »Ich habe den Wunsch, daß Herr von Costar Sie malen soll, durch meine rasende Liebe zu Ihnen begründet und man hat mir nachgegeben. Das Bild wird in dem Zimmer Ihrer Tante Ernestine gemalt – übrigens glauben Sie nicht, es solle ein lebensgroßes Oelbild werden, nein, nein, es wird ein Brustbild in Pastellfarben; – nur ein paar glückliche Stunden und dann ein langes, langes leeres Leben!«

»Und wann beginnen diese Sitzungen, Hoheit?« fragte Esther, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit.

»Bald, vielleicht übermorgen, denn Herr von Costar muß fort, wie er sagt.«

»Er weiß –«

»Ja, der Wunsch ist ihm zugegangen und er hat eingewilligt.«

Schon zweimal hatte es leise geklopft, ohne daß die beiden Damen es gehört. Jetzt endlich vernahm es die Prinzessin. Sie sprang auf, nahm den Fächer in die Hand und rief: »Herein!«

Der Wagen wurde gemeldet.

»Gut, Fräulein von Erlen möchte kommen.«

Als sich die Thüre geschlossen, eilte sie zu Esther, welche aufgestanden war und in Gedanken vor sich niedersah.

»Jetzt leben Sie wohl, *chérie!* Achten Sie mein Geheimniß und helfen Sie mir glücklich sein.«

»Wie könnte ich anders handeln, Hoheit?«

Die Prinzessin drückte einen Kuß auf die Stirn des jungen Mädchens und eilte dann nach der Thür.

Fräulein von Erlen trat ein, gefolgt von einer Kammerfrau, welche der Prinzessin schnell einen leichten, mit Pelz besetzten Atlaßmantel umlegte.

»Fräulein von Tossen verweilt hier so lange, bis der leere Wagen zurückkommt, dann bitte, melden Sie ihr denselben so gleich.«

Die Thüren schlossen sich und Esther blieb sich allein überlassen. Sie stand noch an der gleichen Stelle in Nachdenken versunken. Wie die Verhältnisse sich um sie her sonderbar gestalten und sie mit sich rissen! Was war ihr Wille gewesen? Frei und unabhängig über Allen zu stehen und sie war nichts als ein Sklave Derer geworden, die sie zu ihren Zwecken hatte gebrauchen wollen! – »Warum gab ich auch wieder nach!« sagte sie ärgerlich und schob unwillig einen kleinen Tisch beiseite. »Da werde ich als Puppe benützt, damit man süße Blicke tauschen kann! Da wird vorgegeben, ich sei die Angebetete, während Meister und Herrin es einerlei ist, was für eine Fratze aus dem Gesichte wird, das sich gutwillig zu ihrem Liebesspiel hingibt!« – Sie ging an den Kamin, in welchem das Feuer nur noch im leichten Schimmer unter der Asche glühte; sie stützte den Arm auf den Kamin Sims, während sie mit dem Fuß ungeduldig gegen das vergoldete Gitter vor demselben stieß.

Während sie so überlegte, ob sie doch nicht ermöglichen könne, sich diesen unerträglichen Spielereien der Prinzessin zu entziehen, hatte sich im Hintergrund des Zimmers leicht die Thür geöffnet und zwischen den auseinandergezogenen Portièren war die Gestalt des Erbprinzen erschienen. Einen Augenblick war er, das junge Mädchen beobachtend, stehen geblieben, dann hatte er sich ihr leise genähert. Sie ward endlich durch seine Schritte in ihrem Nachdenken gestört; als sie

sich umwandte, schoß eine tiefe Glut in ihr vorher so bleiches Gesicht.

»Hoheit! Sie hier, in dem Gemach der Prinzessin?«

»Glauben Sie, mein gnädiges Fräulein,« sagte der Prinz, sich verbeugend, »ich besuchte meine Schwester nicht?«

»Das wohl, doch nur wenn sie anwesend.«

»Das würde mir augenblicklich sehr unangenehm sein, da ich Sie hier allein treffen wollte. Sie erinnern sich vielleicht, daß wir bei unserem letzten *tête-à-tête* gestört wurden; ich hoffe aber, Sie haben vernommen, daß der unberufene Eindringling sofort aus meiner Nähe verbannt wurde.«

»Das *tête-à-tête* war damals wie jetzt für mich vollkommen unerwartet, ja unerwünscht, Hoheit. Ich wüßte nicht, warum ich nicht vor Zeugen mit Hoheit reden könnte.«

Der Prinz warf sich in einen Sessel, sein Gesicht war geröthet, seine Augen, sonst matt, sahen unruhig hin und her, jedenfalls hatte er beim Diner zu sehr den feurigen Getränken zugesprochen.

»Aber ich wünsche keine Zeugen!« sagte er rasch. »Denn, Esther, mit einem Wort: ich liebe Sie und verbiete Ihnen, mit jedem andern Herrn ferner zu kokettiren oder sich in irgend welche freundschaftliche Beziehungen einzulassen, und Sie werden dieses Zimmer nicht eher verlassen, bis Sie mir nicht Ihr Wort gegeben, mir zu gehorchen —«

»Hoheit!« rief das junge Mädchen entrüstet. »Dieß Wort kommt nie über meine Lippen, ich bin frei und —«

»Arm!« lachte der Prinz. »Esther, denken Sie sich doch ein wenig in Ihre zukünftige Lage, wenn Sie meine Liebe ausschlagen, und vergleichen Sie damit die Zukunft, welche Ihnen an der Seite des einstigen Landesherrn wird.«

Er sprang bei diesen Worten empor und eilte auf Esther zu. Der reichlich genossene Wein hatte ihn kühn gemacht. — »Glauben Sie denn, ich hätte das süße Lächeln nicht verstanden, die leuchtenden Blicke? — So etwas kommt vom Herzen und geht

zum Herzen! Glauben Sie, ich sei umsonst in der Schule des Grafen Malstädt gewesen, um nicht zu erkennen, was die Absicht eines schönen Mädchens ist, wenn sie mit den Herren kokettirt? Man erregt gern die Eifersucht des Geliebten.«

Esther war bei der Annäherung des Prinzen bereits zurückgetreten, indessen er folgte ihr und stand jetzt dicht vor ihr; er faßte nach ihrer Hand, doch sie wußte ihm geschickt auszuweichen.

»Hoheit, ich ersuche Sie, mich sofort zu verlassen! Jeden Augenblick wird der Wagen gemeldet, welch' –«

»Welch' ein Unglück!« lachte der Prinz auf. »Nicht wahr, ein Rendezvous im Zimmer der Prinzessin! – Mir gerade recht, schöne Esther!« – Er wollte sie an sich ziehen, aber in diesem Augenblick faßte sie einen raschen Entschluß, eilte der Thür zu und ehe der Prinz sie festhalten konnte, hatte sie dieselbe hinter sich geschlossen.

Sie eilte den langen Gang hinunter. An der ersten Treppe angelangt, hörte sie Jemand dieselbe heraufkommen. Es war der Lakai, welcher ihr Mantel und Hut brachte, um zugleich den Wagen anzumelden.

»Ich fürchtete schon, ich sei vergessen,« stotterte Esther zu ihrer Entschuldigung, daß sie, ohne die Meldung abzuwarten, ihm entgegengeeilt war.

Als sie im fürstlichen Wagen dahinrollte und Sicherheit und Ruhe sie plötzlich umgaben, empfand sie erst, wie tief die eben erlebte Szene sie erschütterte; es stiegen Gedanken in ihr empor, die wie flammende Lichter einen Abgrund beleuchteten, an welchem sie stand, und wo keine Hand sich ausstreckte, um ihr zu helfen. Ihr Kopf that ihr wehe, ihre Stirn glühte, sie zog rasch das Fenster herab und ließ die kühle Schneeluft sich entgegenwehen. Da grüßte Jemand ehrerbietig – die hellen Laternen am Wege ließen sie den entblößten Kopf erkennen – mechanisch erwiderte sie den Gruß. »Was that ich!« sagte sie bitter und zog sich rasch zurück. »Der Gruß galt ja nicht mir!«

Siebenzehntes Kapitel.

Olivia. Das ist ein Schritt zur Liebe.

»Was ihr wollt.«

Das Garderobezimmer der Hofdame war von Herrn von Costar als einzig dazu passend befunden worden, um das Porträt ihrer Nichte darin malen zu können. Man hatte es ihm zur Verfügung gestellt und die erste Sitzung war bereits in demselben gehalten worden. Heute sollte Esther zum zweiten Male kommen, da der heitere und klare Tag sich zum Zeichnen vortrefflich eignete. Sie war mit Tante Philippine bereits seit einer Viertelstunde erschienen, ohne daß Herr von Costar sich eingefunden.

»Nun warte ich noch zehn Minuten,« sagte Esther, »dann gehe ich.« Und ihre düsteren Blicke glitten über das Zifferblatt einer im Nebenzimmer stehenden Pendüle.

»Aber, Esther!« bat Philippine, die bis jetzt neugierig die ersten Grundlinien zu Esther's Porträt betrachtet.

»Man muß nie übermäßig gefällig sein, Tante, glaube mir, es ist eine große Thorheit.«

»Ja, Kind, aber bedenke, Du wirst so geliebt von der Prinzessin, ihr zu Gefallen kannst Du wohl das kleine Opfer bringen. Lieber Gott, wir haben ja so viel Zeit!«

»Sich unhöflich behandeln zu lassen, dazu muß man nie Zeit haben.«

Die eigenen Worte erregten ihre schon gereizten Nerven noch mehr. Sie ging in das Nebenzimmer und ergriff, sich ungeduldig in einen Sessel werfend, eines der neben ihr auf einem Tische liegenden Albums und blätterte heftig in ihnen, ohne den darin enthaltenen Bildern nur einen Blick zu schenken. Plötzlich hörte sie Schritte auf dem Gang – war es ein Lakai, der vorüber-

eilte oder – nein, die Thür öffnete sich und die Stimme ihrer Tante war ihr noch nie so melodisch gewesen als jetzt, da sie dieselbe sagen hörte: »Ah, Herr von Costar! Wir sind heute sehr pünktlich und haben Sie schon lange erwartet.«

»Ich muß um Entschuldigung bitten,« erklang die ruhige Stimme des Künstlers, »daß ich der Letzte bin, aber auf meinem Weg hieher hielt mich Graf Malstädt auf. Er hatte einen solchen Heißhunger nach Neuigkeiten, daß ich mich seiner vielen Fragen kaum zu erwehren wußte.«

»Das kann ich mir wohl denken,« erwiderte Philippine lachend. »Sein Interesse für das Leben am Hofe wird immer sehr groß bleiben.«

Herr von Costar hatte sich indessen seinem gestern begonnenen Werk genähert.

»Meine Schwester hat mich zu ihrer Stellvertreterin erwählt,« sagte Philippine und sah verlegen nach dem Kabinet, in welchem Esther weilte.

Herr von Costar verneigte sich stumm. Seine Gedanken galten jetzt der angefangenen Arbeit. Plötzlich sah er auf: »Und das Original?«

»Esther!« rief Philippine und eilte zugleich in das Nebenzimmer. »Herr von Costar ist hier, möchtest Du jetzt nicht kommen?«

Das junge Mädchen erhob sich. Sie ging langsam in das anstoßende Zimmer, und nachdem sie dem Künstler eine leichte Verbeugung gemacht, setzte sie sich auf den Sessel, welchen sie schon das vorige Mal eingenommen.

Herr von Costar hatte ihren Gruß kalt, aber höflich erwidert und verglich dann ruhig die Linien seines Porträts mit denen des Originals.

»Soll Esther denn wirklich nur dieß einfache Pelzjäckchen anbehalten und nicht irgend eine Nadel oder ein Band in's Haar nehmen?« fragte Philippine.

»Nein, gnädiges Fräulein, nur keinen Schmuck, keine Bänder, die, später unmodern geworden, den Eindruck des Bildes beeinträchtigen. Nur um Eines möcht' ich bitten, dem gnädigen Fräulein die eine Flechte mehr zu lockern, ich finde das anders wie das vorige Mal.«

Philippine trat zu Esther und ordnete ihr das Haar nach der Angabe des Künstlers. Esther klopfte ungeduldig mit dem Fuß, als ihre Tante immer wieder die Flechte anders legte und Herrn von Costar jedesmal dabei nach seiner Ansicht fragte.

»Ich denke, so ist's richtig,« sagte er, nachdem er eine Zeitlang prüfend die schönen Haare betrachtet. »Darf ich nun bitten, den Kopf mehr nach Rechts zu wenden und mich anzusehen? So, ganz recht.«

Es war sonderbar, wie kalt und stolz das junge Mädchen den Blicken des Künstlers begegnete, wie er ruhig und mit sicherer Hand in kurzen Strichen die feinen Züge Esther's auf das Papier warf und wie dennoch in Beiden ein Feuer glimmte, welches das Blut in ihren Adern heißer wallen machte! Esther saß vor dem Künstler, ohne sich zu bewegen, kein Wort kam über ihre Lippen – ob sie ermüdet, ob sie gut oder unbequem sitze – und er, vertieft in seine Aufgabe, vergaß endlich sich selbst in seiner Kunst, um der Natur das ähnlich nachzuahmen, was sie so vollkommen geschaffen hatte.

Philippine war indessen im Nebenzimmer und arbeitete an einer Stickerei. Plötzlich kam sie herein und meldete, daß sie Stimmen nahen höre. Fast im selben Augenblick öffnete sich die Thür und die Prinzessin trat ein, bei deren Anblick, wie Esther bemerkte, ein heiteres Lächeln über das Gesicht des Malers zog.

»Ich wünsche freundlich guten Morgen!« sagte die junge Hoheit und eilte auf Esther zu, welche sich rasch erhob und ihr die dargebotene Hand küßte. »Es ist vielleicht unbescheiden,« wandte sie sich zu Herrn von Costar, »bei der kurzen Zeit, die Fräulein von Tossen gessen, schon nach dem Resultat sehen

zu wollen, aber wenn Sie wüßten, wie ich mich für das Werk interessire, Sie würden mir verzeihen!«

Herr von Costar zuckte leicht mit den Achseln. »Allerdings, Hoheit, es sind kaum die ersten Umrisse entworfen und die Aufgabe ist nicht leicht.«

»Ich kann es mir denken,« erwiderte die Prinzessin und trat der Staffelei näher, während Esther sich zu Fräulein von Erlen wandte, die mit ihrer Herrin eingetreten war und sich im Hintergrunde des Zimmers mit Philippine unterhielt. Esther scherzte mit beiden Damen über allerlei Dinge, ihre Lippen sprudelten über von Fragen und Antworten, aber ihre Augen glitten rastlos zu dem Paar, welches ungestört vor dem Bild stand und sich leise unterhielt.

»Ich fühle jetzt schon, Herr von Costar, daß das Bild ähnlich wird,« sagte die Prinzessin mit erregter Stimme. »Ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie sich dieser Aufgabe noch unterzogen!«

Sie blickte in die dunklen Augen des Künstlers, die auf ihr so still und freundlich ruhten. Einen Augenblick schwieg sie, dann sagte sie, während ein herber Zug um ihre vollen Lippen zitterte: »Wenn Sie den Freundschaftsdienst längst vergessen haben, wird mir dieß Bild ein ewig theures Andenken sein.« Sie wandte sich rasch um, denn die Thränen, die jetzt unaufhaltsam in ihre Augen traten, sollten ungesehen bleiben. Sie rollten über die jugendlichen Wangen und fielen in schweren Tropfen auf den Hermelin ihres Mantels.

Herr von Costar bebte, seine Hand zitterte, als er die Kreide, die er beiseite gelegt, wieder aufnahm; es war nur ein Augenblick gewesen, ein kurzer Moment, in welchem das übervolle Herz sich ihm verrathen, aber er fühlte diese Schmerzen nach. Seine Blicke folgten ihr mit dem Ausdruck der tiefsten Trauer. Esther durchlief es wie ein Frost, sie hatte diesen Blick aufgefangen und ihm eine andere Deutung gegeben, als er verdiente.

»Kind, Du frierst,« sagte ihre Tante. Sie fuhr ihr leise über

die Wange. »Und bist doch ganz heiß, – Du hast innern Frost.«

»Ja, ja!« sagte Esther leise. »So ist es wahrscheinlich.«

Die Prinzessin trat zu ihnen heran. »Fräulein Philippine, ich habe mir erlaubt, Ihnen für die heutige Vorstellung im Theater einen Platz zu reserviren.«

»Hoheit sind zu gnädig.«

»Esther,« wandte sich die Prinzessin jetzt zu dieser, »Sie werden mir für heute Abend die Freude Ihres Besuchs gönnen, Fräulein von Erlen geht zu einem Thee, ich hoffe nicht, daß Sie mir einen Refus geben.«

»Um welche Zeit befehlen Hoheit?«

»Ja nicht später als Sechs. Doch wir haben hier genug gestört,« fuhr sie fort und wandte sich nach Herrn von Costar, »wir dürfen sonst nicht wiederkommen.«

Der Künstler verneigte sich und trat jetzt näher. »Ihre Anwesenheit, Hoheit, kann dem Werk nur förderlich sein, da Fräulein von Tossen hiedurch weniger die tödtende Langeweile empfindet, welche solche Sitzungen nun einmal verursachen und der Ausdruck ihres Gesichts vielleicht ein freundlicherer wird.«

Nach einigen harmlosen Worten entfernten sich die Damen.

Herr von Costar spitzte sich verschiedene Kreidestücke, er wartete sichtbar, bis es Esther gefällig, sich wieder zu setzen, aber sie trat vor und sagte:

»Ich muß Sie schon bitten, Herr von Costar, mich für heute zu entschuldigen; mein Kopf schmerzt mich, es würde mir nicht möglich sein, diese Pein mit einem freundlichen Gesicht zu verbergen. Morgen stehe ich wieder zu Befehl.«

Sie grüßte leicht und eilte in das Nebenzimmer, wohin ihre Tante sich bereits zurückgezogen.

»Esther hat einen eisernen Willen,« hatte Fräulein Sophie öfters gesagt. Darin hatte sie Recht gehabt, aber in die Seele des jungen Mädchens hatte sich ein Etwas geschlichen, – ein Etwas, das erst nichts war, als dann und wann ein Nachsinnen, ein Den-

ken, bis das Denken zu einem Bedürfniß wurde, das oft zur Pein, oft zur Seligkeit führte, das sich endlich mächtig ausbreitete und stark genug wurde, um den Kampf mit dem eisernen Willen zu unternehmen.

Tante und Nichte hatten sich nach Esther's Entschuldigung bei dem Künstler rasch entfernt. Er war jetzt allein. Sein Blick ruhte auf der Arbeit, die er geschaffen, die angeregte Phantasie rief ihm das Original zurück, welches eben das Zimmer verlassen. Zuletzt schloß er die Augen und seine Gedanken folgten dem jungen Mädchen unablässig, dessen Haar zu berühren er zu stolz gewesen.

Achtzehntes Kapitel.

Zu frei sein, sich ergehen,
Hat oft Gefahr gebracht,
Man muß sich wohl verstehen,
Weil ein falsch' Auge wacht.
Sebastian Bach.

(Aus »Friedemann Bach« von A. E. Brachvogel)

Esther hatte seit ihrem letzten Besuch bei der Prinzessin einen solchen Abscheu vor diesen Zusammenkünften bekommen, daß sie vielleicht nicht wieder auf ihren Wunsch eingegangen wäre, wenn sie nicht erfahren hätte, daß der Erbprinz auf ein paar Tage sich nach einem nahegelegenen Jagdschloß begeben. Sie trat daher heute Abend mit einer gewissen müden Gleichgültigkeit den Weg in's Palais an. Der dienstthuende Lakai führte sie die breiten Treppen hinan, nachdem sie ihr Mädchen verabschiedet, und bat die Kammerfrau, der Prinzessin das gnädige Fräulein anzu-melden, worauf er sich geräuschlos in den langen Gängen verlor.

Als Esther in den Salon der Prinzessin eingetreten, blickte sie unruhig um sich, denn sie glaubte wieder allein zu sein, aber im gleichen Augenblick trat Prinzessin Leonie aus der Portière hervor und rief freudig: »Gottlob, daß Sie da sind! Wie habe ich gezittert, daß Sie irgend einen klugen Vorwand finden würden, um nicht zu kommen, denn ich habe heute Mittag etwas erfahren, worüber ich Gewißheit haben muß, und diese können Sie allein mir verschaffen.«

»Ich allein?«

»Ja, ganz allein; es gehört nur ein bischen Kühnheit dazu, und Sie haben mir ja so oft versichert, daß Sie Muth hätten, daß Sie einmal ein Abenteuer erleben möchten. Ich ginge so gern mit Ihnen, so unendlich gern, aber ich bin zu schüch-

tern! Doch, nicht wahr, Sie werden gehen!?» – Sie faltete ihre kleinen Hände und sah Esther mit unruhig bittenden Blicken an.

»Aber Hoheit, diese Worte sind Räthsel für mich! Wohin gehe ich denn, oder vielmehr – soll ich gehen?«

»Esther,« sagte die Prinzessin leise flüsternd und zog das junge Mädchen zu sich heran, »heute Abend um Sieben findet wieder eine Schlittenfahrt statt; Fräulein von Erlen erzählte es mir heute auf dem Spaziergang, und ich muß es erfahren, ob er dabei ist und ob er wieder ihren Schlitten führt! Wäre mein Bruder anwesend, würde er es erzählen, aber sonst kann es mir Niemand verrathen – Niemand! Und wissen muß ich es, eher hab' ich keine Ruhe!«

»Aber Hoheit,« rief Esther außer sich, »wie kann ich es denn erfahren!?»

»Das will ich Ihnen erklären, wie ich es mir ausgesonnen. Sie müssen Herrenkleider anziehen und in der Straße auf den Zug warten.«

Esther prallte zurück. »Ich, Hoheit, in Herrenkleidern?!«

Die Prinzessin zog das junge Mädchen nach einem Wandschrank, zu welchem sie den Schlüssel aus der Tasche nahm und damit die Thür öffnete.

»Sehen Sie hier, hätte mich nicht der Zufall begünstigt! Mein Bruder bewohnte noch vor einem Jahre diese Zimmer; die Kleider, welche hier hängen, wurden für ihn angefertigt, um eine weitere Reise zu machen. Die Reise unterblieb, die Kleider wurden unbenützt gelassen und sind unbeachtet hier hängen geblieben. Sehen Sie nur – da ist eine Art Mantel, er verbirgt fast Ihre ganze Gestalt – und hier der Hut, er wird Ihnen vortrefflich stehen und mit der breiten Krämpe Ihr Gesicht bedecken; Ihre Haare stecken wir auf und lassen sie in dem kleinen Ueberrock verschwinden – o, es geht Alles so gut, Esther, glauben Sie mir nur! Machen Sie kein so böses Gesicht dazu!«

Während die Prinzessin noch immer unter den Kleidern suchte, plauderte sie weiter. »Wenn Sie angezogen sind, gehe ich mit Ihnen durch mein Schlafzimmer und zeige Ihnen den Weg nach der kleinen Hintertreppe, welche nach dem Hof führt, wo die Küchen liegen. Im Augenblick ist dort Alles leer und still. Da sehen Sie gleich dicht vor sich die große Hofthür, haben Sie diese erreicht, dann, Esther, sind Sie frei und Ihr eigener Herr im wahren Sinn des Worts.«

»Wenn ich erkannt würde,« sagte Esther, fast mehr zu sich, als zur Prinzessin. Aber diese hatte die Worte gehört.

»Es ist nicht daran zu denken! Sie werden so verändert aussehen und das Ganze ist ja so rasch vorüber!«

»Hoheit, ich kenne aber die Dame gar nicht.«

»O, sie ist unverkennbar an ihren unausstehlich schönen, langen blonden Locken! Es gibt kein solches Haar wieder! Ja, Esther, da ist nichts zu leugnen, schön ist das Mädchen und denkbar, daß ein Maler für solch' schönes Mädchen schwärmt.«

Esther hatte bis jetzt theilnahmlos zugehört, aber plötzlich erwachte in ihr selbst ein Interesse, welches sie dem Plan der Prinzessin geneigt machte, und sie fragte rasch: »Und das Ende?«

»Haben Sie ihn gesehen, dann eilen Sie nach Hause. Von Sieben bis Acht ist ja Niemand bei Ihnen anwesend, Sie haben mir gesagt, daß Sie im Stande sind, das geheimnißvolle Schloß Ihrer Ganghür zu öffnen – Sie kommen unbemerkt hinein und ziehen sich rasch um.«

»Und meine Kleider hier –«

»Die sende ich Ihnen unter irgend einem Vorwand zu. Ich habe ein Ballkleid ganz passend für Sie, das wird obenauf in den Korb gelegt, Sie packen ihn selbst aus, aber nicht eher, als bis Sie allein sind. Ihrer Tante sagen Sie, ich habe Ihnen das Kleid geschenkt, weil Sie es hübsch gefunden; aber dem Ueberbringer des Korbes händigen Sie ein Briefchen ein, das nichts zu enthalten braucht als Ja oder Nein.«

Esther drückte die Hand vor die Stirn. Welch' eine Reihe von kleinen Gefahren und großen Lügen, um diesen einen Wunsch zu erfüllen! Sie hörte wohl, daß die Prinzessin beständig sprach, aber sie achtete nicht auf den Sinn der Worte, sie überlegte für sich selbst. – Als dieselbe endlich schwieg, fragte Esther: »Könnte ich nicht gehen wie ich bin? in diesen Kleidern?«

»Nein, so kennt Sie Jedermann; Sie dürfen um diese Zeit nicht allein in den Straßen auf und ab laufen, der Zug wird nicht genau zur bestimmten Stunde abfahren, und – Esther – ich wollte nicht um eine Welt, daß Sie vielleicht von ihm selbst erkannt würden!«

»Ist es jetzt schon Zeit, daß ich gehe?«

»Also Sie gehen?«

»Ja, Hoheit, ich will es wagen, erlauben Sie mir, mich jetzt umzukleiden.«

»Soll ich Ihnen nicht behülflich sein?«

»Nein, Hoheit, bitte, lassen Sie mich allein gewähren.«

Esther eilte in das Ankleidezimmer der Prinzessin und diese blieb allein zurück. Sie war in so großer Aufregung, daß sie wohl zwanzigmal den Weg vom Fenster bis an den Kamin zurücklegte; oft horchte sie auf, sah erwartungsvoll nach der Thür – endlich flog diese auf und sie erblickte mit weitgeöffneten Augen ein Wesen, das ihr einen Augenblick unheimlich und fremd erschien.

»Esther?« fragte sie leise. »Mein Gott, welche Veränderung!«

»Es wird gehen,« sagte diese und warf den Kopf stolz zurück, als fühle sie einen männlichen Muth in sich. »Der Mantel verhüllt fast meine ganze Figur und der breite Hutrand mein Gesicht.«

»Es geht vortrefflich,« sagte die Prinzessin näher tretend. »Sie sehen aus wie ein kleiner vornehmer Lord.«

»Ja, hätte mich die Natur zu einem Mann geschaffen!« sagte sie und zog die Augenbrauen finster zusammen. »Wie unabhängig wollte ich mir mein Dasein gestalten!«

»Denken Sie jetzt nicht, liebe Esther, über das Wenn und Ob nach! Haben Sie nur Muth! Einen Augenblick wollen wir an der Thür horchen, ob es auf der Treppe still ist.«

Die Prinzessin eilte voran, Esther folgte. Alles war ruhig, die Treppe nur schwach beleuchtet, man konnte leicht ungesehen hinuntergelangen. Beide Mädchen horchten einen Augenblick, dann eilte Esther an der Prinzessin vorüber. In wenigen Minuten war sie an dem obersten Treppengeländer, dann die Stufen so rasch als möglich herabgehend, entschwand sie bald den Blicken der an der halboffenen Thür horchenden Prinzessin.

Esther gelangte unbehelligt bis auf den Hof und fand bald, ohne einem lebenden Wesen weiter zu begegnen, den Weg zur Hausthür, welche in's Freie führte. – Auf der offenen Straße entschwand ihr doch für einen Augenblick der Muth, welcher sie oben in Gegenwart der Prinzessin beseelt hatte; sie zögerte, ehe sie weiterging, als sie aber die große Thurmuh die siebente Stunde läuten hörte, schlug sie mit eiligen Schritten den Weg nach der ihr bezeichneten Richtung ein.

Sie befand sich bald an der Ecke, von welcher aus man leicht die Straße übersehen konnte, durch welche die fröhliche Schlittengesellschaft ihren Weg nehmen mußte; aber bis jetzt zeigte sich von dieser nichts und Esther fühlte bald, daß dieß der gefährlichste Punkt ihres Unternehmens werden konnte, wenn sie hier längere Zeit zu warten habe und den beobachtenden Blicken der Vorübergehenden ausgesetzt sei. Sie zog den Filzhut tiefer herab und vermied vor allen Dingen die Laternen, welche heute, da es ganz windstill war, auf dem glänzenden Schnee desto heller reflektirten. Stille stehen wollte sie unter keiner Bedingung, sie beschloß daher, einen kleinen Umweg zu machen, um dann abermals an der bestimmten Ecke herauszukommen. Aber zurückgekehrt, sah und hörte sie noch nichts. Jetzt ergriff sie eine grenzenlose Ungeduld und der Zweifel, ob die Prinzessin nicht vielleicht sich in ihren Angaben geirrt habe. Sie versuch-

te durch Anschauen einiger erleuchteter Ladenfenster wieder etliche Minuten zu verbringen, aber auch dieses Mittel reichte nicht aus, denn es schlug ein Viertel Acht und noch immer dieselbe Ruhe! Abermals durchschritt sie eine Straße, glaubte aber jetzt zu bemerken, daß einzelne Vorübergehende sie mit zweifelnden Blicken betrachteten, auch wohl stehen blieben, um sie zu beobachten. Sie war eben im Begriff, in eine andere Straße einzubiegen, als ein paar Kinder an ihr vorübereilten, die sich gegenseitig zur Eile anspornten, da sie sonst die Schlitten nicht zu sehen bekämen. Im gleichen Augenblick hörte Esther von ferne Schellengeläute und Peitschenknallen. Sie folgte, so rasch es ihre ungewohnte Kleidung gestattete, den voranlaufenden Kindern, und als sie jetzt in die Straße einbog, an welcher sie so oft vorübergekommen, sah sie in der äußersten Perspektive einen Lichtschimmer eine dunkle Masse umgeben, die sich ihr entgebewegte.

»Sie kommen, sie kommen da unten, seht ihr wohl!« riefen die Kinder, hinter welche sich Esther geflüchtet, da sie die sich immer mehr ansammelnden erwachsenen Zuschauer zu vermeiden suchte. Jetzt konnte man schon deutlich die Fackelträger unterscheiden, welche dem Zug voranritten, und den gleich darnach folgenden ersten Schlitten. Esther sollte für die Prinzessin beobachten, aber sie dachte nicht mehr an diese; ihr Herz pochte heftig und ihre Augen suchten mit fiebernder Neugierde nach den Personen, welche die jetzt an ihr vorübereilenden Schlitten füllten.

Im ersten fuhr ein Offizier mit einer älteren Dame, dann folgte rasch der zweite – auch in diesem erkannte sie weder den Herrn, noch die Dame – lustig flogen die leichten Gefährte mit ihren fröhlichen Insassen an ihr vorüber, die Pferde schüttelten munter die mit bunten Federbüschen geschmückten Köpfe, die hinter ihnen ausgespannten farbigen Tücher blähten sich wie Segel auf und machten den Eindruck, als würden die Schlitten nur

vom Wind weitergetrieben! Es mußte ein herrliches Vergnügen sein, in die warmen Pelze gehüllt, dicht an einander geschmiegt, dem fröhlichen Fest entgegenzufliegen! Sie hatte bereits sieben Schlitten gezählt. »Er ist nicht dabei,« sagte sie sich leise – und da gerade erkannte sie ihn, und neben ihm saß die Dame, welche genau der Beschreibung der Prinzessin entsprach. Der Wind trieb sein Spiel mit den langen, blonden Locken, die er bald vom schwarzen Schleier umflattern ließ, bald ihrem Nachbar entgegenwehte. Aus dem Muff fuhr rasch eine schmale Hand, wickelte Schleier und Locken fest zusammen – der Herr bog sich schnell herab – und vorüber war die Erscheinung – vorüber, längst vorüber alle die noch weiter folgenden Schlitten, und noch stand Esther auf derselben Stelle und fühlte nicht, daß ihre Hände und Füße vor Kälte erstarrt waren. Da plötzlich bemerkte sie, daß nicht weit von ihr ein Offizier, sie beobachtend, stehen geblieben war, während die übrigen Zuschauer sich bereits entfernt hatten. Sie schlug rasch die entgegengesetzte Richtung ein und eilte jetzt, so viel es ihre erstarrten Füße erlaubten, ihre Wohnung zu erreichen. Aber zu ihrem nicht geringen Schrecken sah sie auf der andern Seite der Straße den Offizier wieder auftauchen, und als sie nochmals scharf zu ihm herübergesehen, erkannte sie zu ihrem Entsetzen Graf Malstädt.

Ihr Herz klopfte so heftig, daß sie keinen Athem hatte! Und jetzt schritt er über die Straße zu ihr hin. Rasch öffnete sie, ohne einen Augenblick zu zaudern, die Thür eines großen Hauses und trat in den matterleuchteten Hausflur.

Sie sah bald eine breite Treppe vor sich, die sie ohne Bedenken hinaufeilte; ihre leichten, flüchtigen Schritte hatte man nicht gehört, Alles blieb ruhig im Hause. Im ersten Stock angelangt, schöpfte sie einen Augenblick Athem, sie wollte hier einige Zeit verweilen und dann wieder das Haus verlassen. Aber jetzt hörte sie die Hausthür sich langsam öffnen – jedenfalls wollte ihr Verfolger sehen, wo sie geblieben. Sie sah empor – die zweite Treppe

verlor sich in Dunkelheit, dort konnte sie Niemand erkennen! Rasch tastete sie sich am Geländer hinauf – dann blieb sie wieder horchend stehen: kam er? O Gott! wenn er hier wohnte!!

Sie blicke hinunter, die Lampe unter ihr beleuchtete die Treppe – ja, jetzt sah sie seinen Kopf, welcher sich neugierig hervorbog, dann aber sich rasch wieder zurückzog, und an dem gleich darauf vernehmbaren Zufallen der Hausthür wurde sie gewahr, daß er sich wieder entfernte. Hatte er sie erkannt oder nur eine in Männerkleider gehüllte Frau verfolgt? – Wenn er ihrer auf der Straße wartete! – Sie mußte hier noch verweilen und doch drängte die Zeit, das Mädchen konnte auch früher zurückkehren. Sie verharrte noch so lange, bis sie glaubte, genug von der kostbaren Zeit vergeudet zu haben, um sich aus ihrem Versteck herauswagen zu können. In ihrer Angst, entdeckt zu werden, war sie bis in den zweiten Stock geklommen und hatte sich dort auf einem kleinen dunklen Vorplatz so tief als möglich versteckt. Jetzt tappte sie umher, um wieder an das Treppengeländer zu gelangen. Endlich schien sie den richtigen Ausgang gefunden zu haben, aber sie hatte sich, ohne daß sie es bemerkte, immer mehr von der Treppe entfernt, und jetzt, wo sie glaubte, das Geländer zu erfassen, drückte sie auf eine Thürklinke, die sofort ihrer Hand nachgab und eine Klingel in Bewegung setzte. Sie trat entsetzt zurück – doch im selben Augenblick kam aus einer andern Thür eine alte Frau mit einer Lampe in der Hand hervor, ehe Esther im Stande war, zu entfliehen.

»Was gibt's denn? wer ist denn da? – Ah, ein junger Herr!«

Esther lüftete leicht den Hut und stotterte: »Ich wollte nur fragen, ob vielleicht der –«

»Sie wollen gewiß zu Herrn von Costar, das thut mir leid, er ist vor einer Stunde fort zu einer Schlittenfahrt und wird wohl vor elf Uhr nicht wiederkommen. Sind gewiß ein junger Maler – ja, er wird bedauern. Morgen früh, da könnten Sie ihn aber –«

Esther war bei dem Namen Costar beinahe zusammenge-

brochen. War es denn möglich, daß der Zufall sie so furchtbar verfolgte?

»Nein, nein!« rief sie, die Frau unterbrechend. »Ich habe keinen Augenblick Zeit, ich reise in einer halben Stunde wieder ab, nehmen Sie nicht übel, daß ich Sie gestört.«

Sie wandte sich nach der Treppe, die sie in kurzen Schritten herabeilte.

»Aber bitte, Ihren Namen!« rief die Frau, sich über das Treppengeländer beugend, um zugleich dem jungen Flüchtling herabzuleuchten. Allein sie hörte nichts, als die sich rasch entfernenden Schritte des späten Besuchs und die darauf in's Schloß fallende Hausthür.

»Das sind sonderbare Leute, so Künstler,« sagte sie langsam zurückgehend. »Was kann ich nun bestellen!«

Esther hatte sich, nachdem sie die Hausthür geöffnet, erst vorsichtig überall umgeschaut und zu ihrer großen Beruhigung die Straße fast leer gefunden. Der Wind hatte sich heftig erhoben und warf sich ihr heulend in den Weg, aber mit diesem lustigen Gesellen konnte sie fertig werden. Sie hielt Mantel und Hut so fest als möglich und befand sich nach zehn Minuten in der Nähe ihrer Wohnung. Forschend sah sie nach den Fenstern, ihre Dienerin war noch nicht angelangt, denn dunkel hoben sich die Scheiben gegen die weißen Fensterkreuze ab. – Erst als Esther an ihrer Gangthür stand, fühlte sie die Abspannung, welche ihr die ausgestandene Angst verursacht. Sie eilte in ihr Zimmer, riegelte hinter sich ab, warf sich in einen der großen Sessel und rief, die Hände vor das Gesicht haltend, verzweifelnd: »Nie gebe ich zu, daß ich in seiner Wohnung gewesen, und stolzer als je will ich ihm von nun an begegnen!!«

Die alte Frau, welche Esther's unfreiwilligen Besuch empfangen, hatte fleißig weitergenäht, aber nach neun Uhr fielen die Hände öfters müde in den Schooß, die Augen schlossen sich und der Kopf sank tief auf die Brust herab.

Als es zehn Uhr schlug, sah sie einmal müde auf, aber die Lampe blinzelte ihr schläfrig entgegen, so daß sie abermals zusammensank und erst wieder erwachte, als sie Schritte auf dem kleinen Vorplatz hörte.

Sie sprang auf. Herr von Costar trat ihr entgegen.

»Es ist später geworden, als ich dachte.«

»Herr Gott, schon zurück! Ja, gleich – hier, hier!« – Sie tappete nach dem Licht.

»Danke, brennt schon. Gute Nacht. Nichts abgegeben, Niemand nach mir gefragt?«

»Nein, Alles – Herr des Himmels! Ja doch, ich bin ganz verschlafen! Ja doch, es war ein junges Herrchen da und wollte zu Ihnen, so gegen Acht, denk' ich –«

Herr von Costar war schon an der Thür, er wandte den Kopf zurück. »Ein junger Herr? Wie war sein Name?«

»Es war eigentlich ein sonderbarer Mensch!«

»Wie so? Bitte, Frau Bartel, ich bin müde – wollte er etwas von mir, kommt er wieder oder –«

»Nein, Alles das nicht! Er war sehr verlegen –«

»Es wird ein Bettler gewesen sein?«

»O, beileibe nicht! Er sah so fein aus, so hübsch – wahrhaftig wie ein verkleidetes Mädchen! Ich habe noch nie so ein feines Bürschchen gesehen.«

Herr von Costar stutzte. »Können Sie mir nicht eine genauere Beschreibung geben?«

Frau Bartel fuhr sich über die brennenden Augen und sagte dann: »Er hatte einen Mantel an, einen großen Filzhut auf, gar keinen Bart, darnach sah ich gleich – die Unterlippe stand ein wenig vor, beim Sprechen sah man das noch mehr –«

Herr von Costar trat einen Schritt näher, alle Müdigkeit war verschwunden. Die arme Frau mußte ihr Gedächtniß so martern, um sich die Gestalt, das Gesicht des jungen Fremdlings zu vergegenwärtigen, daß sie schließlich, wie das gewöhnlich dann

der Fall ist, sich zu widersprechen begann und Herr von Costar sie endlich entließ.

Wenn auch die Beschreibung der alten Frau ihm die wohlbekannten Züge Esther's vor die Seele zauberte, so war es ihm unmöglich, einen Zusammenhang mit dieser Erscheinung finden zu können.

Er hatte sich in die Sophaecke geworfen, den Kopf in die Hand gestützt, immer noch dem sonderbaren Vorfall nachgrübelnd; morgen hatte sie versprochen, ihm wieder zu sitzen – wenn sie verlegen war – wenn sie erröthete?! – Jetzt trat plötzlich die Erscheinung eines neckischen, lächelnden, blonden Mädchens zwischen seine Phantasieen – nur einmal ein solches Lächeln von jenen Lippen – nur einmal von jenen Lippen – – Prasselnd schlugen Hagel und Schnee gegen die Fenster, das Licht brannte tiefer und tiefer herab, aber der Schlaf lag mit bleierner Schwere in den müden Gliedern und der Traum schlug den Schläfer in seinen Zaubermantel und trug ihn weit fort aus dieser Welt.

Neunzehntes Kapitel.

*O love! how perfect is thy mystic art,
Strengthening the weak, and trampling on the strong!*

BYRON, *Don Juan*.

Es war der folgende Morgen. Prinzessin Leonie saß vor einem Tisch, auf welchen die neben ihr stehende Kammerfrau eine Menge der verschiedensten Bänder und Spitzen ausgebreitet hatte.

»Sind diese Sachen sämmtlich von der Putzmacherin Beyer?«

»Hoheit hatten so befohlen.«

»Ja,« sagte die Prinzessin und lehnte den Kopf müde auf die Hand, »die Bänder sind ganz passend. Was ist der Preis dieses Schleiers?«

»Drei Thaler, Hoheit.«

»Ist das nicht zu theuer?«

»Verzeihen, Hoheit, doch nicht, da es ein echter Spitzen-schleier ist.«

»So behalten Sie ihn zurück.«

»Es klopft, Hoheit, soll ich —«

Die Kammerfrau kam, nachdem sie ein paar flüsternde Worte an der Thür vernommen, eilig zurück.

»Hoheit, Prinz Ludwig lassen fragen, ob Hochdieselben einen Augenblick die gnädige Prinzessin sprechen können?«

»Natürlich, sehr willkommen! Räumen Sie die paar Sachen beiseite.«

Die Prinzessin stand rasch auf, ging an einen Tisch, auf welchem eine rothe, mit Silber verzierte Kassetten stand, öffnete sie und goß sich aus einer der darin befindlichen Krystallflaschen einige Tropfen auf das Taschentuch, womit sie sich ein paarmal über die Augen fuhr. Sie war kaum wieder bis zu ihrem früheren Sitz gelangt, als ihr Bruder bereits eintrat.

»Ich habe Dich hoffentlich nicht gestört?«

»Nein, durchaus nicht, *mon cher*, Du kommst zwar sehr frühe.«

Die Prinzessin sah forschend in das bleiche Gesicht des Prinzen; es überkam sie eine unbestimmte Ahnung und Beängstigung, sein Besuch könnte mit dem gestrigen Abend in Zusammenhang stehen.

»Allerdings!« lachte er spöttisch. »Wenn man Abends erst abreist, hätte man Zeit genug, sich später zu verabschieden.«

»Also Du gehst wirklich mit Papa fort?«

»Ich gehe, weil ich gehen soll und mein Opponiren nichts mehr hilft.«

»Und auf wie lange?«

»Unbestimmt. Ein charmantes Wort!« sagte er achselzuckend. »Ein Wort, dehnbar bis in's Unendliche, ein rechtes Wort für den Hof!«

Die Prinzessin sah unruhig zu ihrem Bruder auf. Noch immer nicht die Aufklärung seines Besuchs! Er spielte ungeduldig mit den schweren Quasten, welche an der Stuhllehne des Sessels hingen, auf dem er Platz genommen.

»Heute Morgen – oder richtiger noch, gestern Abend, als ich eben von der Jagd zurückgekommen,« sagte er und zog plötzlich einen Brief aus einer kleinen Briefftasche, »bekam ich dieß originelle Schreiben. Da wir Beide die Dame kennen, von der es handelt, glaubte ich, es würde auch für Dich von Interesse sein, zu erfahren, auf welche Weise sie ihre Abende verlebt.«

Prinzessin Leonie, noch zu jung, um ihre Gefühle verbergen zu können, faßte erschrocken nach dem ihr dargebotenen Blättchen und entfaltete es mit zitternden Händen. Sie las:

»Gnädigster Prinz und Herr!

»Bekannt als eifriger Botanist, halte ich es für Eure Hoheit von Interesse, wenn ich einige von mir gemachte Beobachtungen hinsichtlich der zur Natur der Distel gehörenden Eigenheiten

hier allerunterthänigst mittheile. Sie verändert nicht allein zuweilen ihren Charakter, der bekanntlich abwehrend stolzer Natur ist, nein, sie streift auch zu gleicher Zeit ihre Kleidung ab und erscheint plötzlich als ein zierlicher Knabe, der mit kühnen Schritten sich unter die Menge mischt, die Straßen hinabeilt, um endlich in dem Hause zu verschwinden, in welchem der berühmte Maler von Costar Wohnung genommen. Natürlich, um sich porträtiren zu lassen. – Freilich ist hiezu eine originelle Zeit – die Abendstunde. –

Von einem Augenzeugen und ergebenen Freund.«

Die Prinzessin ließ den Brief langsam fallen. »Eine empörende Lüge!« – sagte sie heftig und bitter.

»Du sagst das sehr rasch, *ma chère* Leonie; besser wäre es, Du könntest Beweise für Deine Behauptung geben.«

»Das kann ich!« erwiderte sie hastig, indem sie ihrem Bruder das zierliche Briefchen zurückgab. »Esther war gestern Abend bei mir, Herr von Costar auf einer Schlittenfahrt. Das ist abscheulich, dem armen Mädchen solche Schändlichkeiten nachzusagen. Wer kann nur der Verfasser dieses Briefes sein!«

Ihre Aufregung, ihre zitternden Hände erregten in dem Prinzen keinen Verdacht, sie schienen ihm nur Beweise der tiefsten Entrüstung über die Verleumdung ihres Schützlings.

»Du kennst die Handschrift des Grafen Malstädt wohl nicht?«

»Du glaubst, er sei es, der –«

»Unverkennbar! Es ist eine niedrige Rache demnach, weil die Kleine seine Bewerbungen um ihre Gunst kalt abgewiesen. Mir kam die Sache gleich sehr fabelhaft vor. Was sollte sie zu Herrn von Costar führen? Die ganze Stadt weiß ja, daß er der schönen Harriot seine Huldigungen darbringt und sie nicht unempfänglich dafür ist. Indessen lieben die Frauen gewöhnlich am heftigsten, wo man ihre Liebe am wenigsten begehrt.«

Die Prinzessin hatte ihre Augen zur Erde geheftet. Jetzt sah

sie langsam auf. »Ich hoffe, daß Du die unerhörte Kühnheit des Grafen zu bestrafen wissen wirst.«

»Wenn Du beweisen kannst, daß Fräulein von Tossen gestern Abend bei Dir war.«

»Wenn Dir mein Wort nicht genügt, so kann die Kammerfrau — —«

»Nein, nein, es genügt.«

Er erhob sich, steckte den Brief, den er nochmals flüchtig überlesen hatte, wieder zu sich und sah dann auf seine Uhr. »Das paßt vortrefflich. Ich muß mich noch in Dienstsachen beim Herzog melden und werde da Gelegenheit nehmen, einen Offizier aus unserer Nähe zu entfernen, welcher solch' niedrige Mittel anwendet, um seine Rache an einer Dame zu kühlen.«

»Und was soll geschehen?« fragte Prinzess Leonie, während ihre Augen sich ängstlich auf ihren Bruder richteten.

»Beruhige Dein schwaches Herz, Du siehst schon wieder ganz mitleidig aus. Man kann ihn nach F. versetzen, dort kann er die Botanik noch besser studiren.«

»Ich sehe Dich doch heute noch einmal?«

»Jedenfalls, aber nun will ich mich Dir empfehlen. Meine Zeit ist sehr gemessen. Nur noch eine Bitte, die Du mir erfüllen könntest.«

»Gern, Ludwig, sehr gern.«

»Grüße die schöne Esther von mir und erzähle ihr, wie ärgerlich ich gewesen, diese unliebsame Reise machen zu müssen und daß —« er biß sich einen Augenblick auf die Lippen — »ich bestimmt darauf rechne, sie bei meiner Rückkehr wiederzusehen. Leb' wohl, *ma chère*.«

Die Prinzessin reichte ihm ihre Hand, die er flüchtig drückte und sich dann eilig entfernte.

Als er fort war, sank die Prinzessin ermattet in ihren Sessel. »O Gott, welch' ein Schrecken! Und wie reime ich mir das zusammen! Esther in seinem Haus! Der Graf muß sie doch dort

haben hingehen sehen, da er sie erkannt hat.« Sie ging rasch an ihren Schreibtisch.

»Esther muß bereits bei ihrer Tante sein, ich schreibe ihr sogleich Alles, ich kann heute nicht schon wieder selbst zu ihr kommen.«

Ihre kleine, kräftige Hand flog über das Papier, und während sie mit pochendem Herzen den Bericht des eben Erlebten niederschrieb, ordnete Herr von Costar seine Stifte und erzählte der Hofdame, welche heute die Stelle Philippinens eingenommen, von der gestern stattgehabten Schlittenfahrt. Seine Blicke flogen oft unruhig nach der Thüre, denn Esther war noch nicht erschienen.

»Ich hätte nicht geglaubt,« sagte Ernestine und legte ihre Stickerei beiseite, »daß der Herzog seine Abreise so schleunig einrichten würde, aber noch mehr überrascht es mich, daß der Erbprinz mitgeht.«

»Das heißt, mitgehen muß,« sagte Herr von Costar lächelnd. »Wie lange wird die Abwesenheit der beiden Herren dauern?«

»Man glaubt drei bis vier Wochen.«

»Dann werde ich mich heute noch verabschieden.«

»Sie verlassen uns so bald, Herr von Costar?«

»Ich denke übermorgen dieß Bild als vollendet abzugeben. Dann gehe ich auf vierzehn Tage nach Zellten, zu einem dort lebenden Verwandten.«

»Da höre ich Schritte,« sagte die Hofdame aufhorchend. »Hoffentlich Esther; sie muß sich heute Morgen verschlafen haben.«

Herr von Costar sah nach der Thür. Sie öffnete sich, aber es war die Kammerfrau Ernestinens, welche einen Brief von Hoheit Prinzess Leonie für Esther abgab.

»Ist Antwort erwartet?«

»Nein, der Lakai ist bereits fort.«

Als die Kammerfrau sich zum Gehen wandte, sah man Es-

ther dicht hinter derselben eintreten. Sie eilte erst auf ihre Tante zu und verneigte sich dann gegen Herrn von Costar.

»Du kommst spät,« sagte Fräulein Ernestine, während sie ihr behülflich war, Hut und Muff abzunehmen. »Sieh' hier, schon ein Briefchen von der Prinzessin an Dich.«

»Sie gestatten, Herr von Costar?« – wandte sich Esther zu dem jungen Künstler. Ihr Blick traf ihn jetzt zum ersten Mal.

»Bitte.«

Sie hatte sich auf ihren gewöhnlichen Platz niedergelassen. Während sie las, überzog ihr vorher so geröthetes Gesicht ein tiefe Blässe.

»Nun?« – fragte ihre Tante, welche ihren Bewegungen gefolgt war. »Beansprucht die Prinzessin abermals einen Dienst von Dir?«

»Im Gegentheil,« erwiderte Esther, »sie dankt für einen geleisteten.«

»Bist Du gestern Abend lange bei ihr geblieben?«

»Ich denke, es war halb Neun, als ich nach Haus kam.«

Ernestine wollte weiter reden, als ihr durch die Kammerfrau ein Besuch gemeldet wurde.

»Ich hatte ja für heut Morgen –«

»Es ist Fräulein von Siebert.«

»Ah so! Nur einen Augenblick entschuldigen Sie, Herr von Costar; sie kommt im Auftrag der Frau Herzogin.«

Die Kammerfrau schloß hinter ihrer Herrin die Thüre und Esther und Herr von Costar befanden sich zum ersten Mal allein.

»Dürfte ich jetzt bitten?« sagte er, indem er im Zeichen innehielt und Esther beobachtete, bis sie die richtige Stellung wieder eingenommen hatte.

Sie hielt den Brief noch in der Hand. – Also verrathen! – Und er – was wußte er?! – Er durfte sie ansehen, sie durfte es ihm nicht mit ihrem stolzen Blick verweisen; er sah in das schöne Antlitz,

seine Blicke überliefen die feinen Linien – war nichts in diesen kalten Zügen, was unter dem Einfluß eines wärmeren Herzschlags ihm verrieth, daß sie es gewesen, welche gestern Abend in so räthselhafter Weise ihn aufgesucht? – Leise knitterte der Brief in ihren Händen, in welchem es so deutlich stand, daß sie es gewesen, so deutlich, so unleugbar – wenn sie ihn fallen ließ, wenn –

»Gnädiges Fräulein,« sagte er nach einer Pause ruhig und ernst, »ich hoffe, daß Sie mir heute zum letzten Mal sitzen, ich fürchtete, Sie noch einmal quälen zu müssen, sehe aber, daß ich den Rest des Bildes aus dem Gedächtnisse schaffen kann.«

»Das ist sehr günstig, da ich in diesen Tagen vielleicht nach Tossen gehen werde und schwerlich so bald zurückkehre.«

»Der Erbprinz will das Bild heute noch in Augenschein nehmen.«

»Ich höre, er verreist heut Abend auf einige Zeit.«

»So hörte ich auch.« Herr von Costar sah Esther fest an. – Liebte sie ihn? –

»Ich hoffe, daß er sich gut unterhält.« Es lag so viel Gleichgültigkeit in diesen Worten, daß sie Herrn von Costar vollkommen beruhigten. Aber wem war es wohl je vergönnt, mit brennendem Kuß das Geheimniß ihres Herzens von ihren Lippen zu nehmen? – Dieser Gedanke ruhte in seinem Blick, er glitt zu ihr hin, sie mußte ihn ertragen, aber immer schwerer legte es sich in ihre Augenlider, immer matter klopfte ihr Herz – sie wußte nicht, was sie überkam, sie lehnte ihren Kopf zurück, ihre Augen schlossen sich und jeder Begriff entschwand. –

Herr von Costar war an ihrer Seite, doch zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre und die Hofdame lief mit einem Ausdruck des Schreckens zu Esther.

»Ich begreife nicht – im Augenblick –« sagte Herr von Costar und trat sofort zurück. Nur eine Sekunde noch und er hätte ihr behülflich sein müssen – es war versäumt.

Esther sah wieder empor.

»Kind, was ist Dir!?!« – sagte Ernestine, ihr die Stirn fühlend.
»Du bist todenblaß!«

»Ich kann dieß anhaltende Sitzen nicht vertragen,« sagte sie leise und erhob sich. »Schon das letzte Mal fühlte ich mich unwohl – eine grenzenlose Müdigkeit –«

»So lassen wir es für immer,« sagte Herr von Costar, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit.

»Es ist mir so unendlich leid!« entschuldigte Ernestine und sah verlegen zu ihrer Nichte hin.

»So viel Mühe und unsere kleine Prinzessin hat solche Freude daran.«

»Ich vollende es ohne das Original.«

Herr von Costar verneigte sich gegen Esther und trat rasch an die Staffelei. In ihm gährte es plötzlich auf und er hatte die Kraft, ohne jeden Anschein von Interesse an ihr, sich auf diese Art zu verabschieden.

Nachdem Esther sich noch einige Zeit mit ihrer Tante unterhalten hatte, fühlte sie sich kräftig genug, um nach Hause zu gehen. Die frische kalte Winterluft stärkte vollkommen ihre erschlafften Nerven und wirkte sogar kräftigend auf ihre entmuthigte Seele. Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht – ja, sie gestand es sich ein, es hatte sie etwas beängstigt, in der Nähe dieses Mannes allein zu sein, aber – er ging jetzt für immer, ihre Wege kreuzten sich nie mehr.

Sie fand Niemand zu Hause, man hatte sie vor zwölf Uhr nicht zurückerwartet und jetzt war es erst Elf. Als sie ihren Mantel und Hut abgelegt, trat sie an ihren Schreibtisch und bemerkte, daß man ihr einen Brief absichtlich so gelegt, damit er sogleich beachtet würde. Die Handschrift des Advokaten – »eilt!« – Einen Augenblick zögerte sie, das Geheimniß zu erfahren. Tante Sophie! Der Gedanke lag zunächst – dann riß sie das Couvert auf. Sie überflog die kleinen, geschäftsmäßigen Buchstaben. Es waren nur wenige Worte:

»Gnädiges Fräulein!

»Sie müssen sofort kommen. Fräulein von Uern liegt hoffnungslos krank. Herzfehler!

Ergebenst

W. Günther.«

Eine dunkle Röthe stieg in Esther's Antlitz, dann trat alles Blut zum Herzen zurück. »Ich muß sie sterben sehen,« sagte sie leise und ein Schauer glitt durch ihren Körper.

Zwanzigstes Kapitel.

Erster Todtengräber. Eine gewesene Frau,
Herr; aber Gott hab' sie selig! sie ist todt.
Hamlet.

Schloß Ibichstein, stets dunkel bis auf einen schmalen Lichtstreifen, der sich zwischen herabgelassenen Vorhängen in die düstere Nacht heraus stahl, zeigte heute Abend fast alle Fenster beleuchtet. – Jetzt, wo das Lebenslicht der Besitzerin nur noch matt aufflackerte und allein durch den eisernen Willen ihrer gequälten Seele noch einige Minuten vor dem gänzlichen Verlöschen aufrecht erhalten wurde.

Hinter einem dieser erleuchteten Fenster saßen Herr Günther und der aus dem nächsten Städtchen herbeigerufene Arzt, ein kleiner dicker Mann mit dichten, in die Höhe stehenden, schon meist ergrauten Haaren und einer sehr gerötheten Nasenspitze. Das Zimmer, in welchem sich beide Herren befanden, lag dem Krankenzimmer zunächst. Die Augen des Arztes sahen abwechselnd nach der Thüre, dann auf seine Uhr; endlich sagte er: »Ist ein schönes Fräulein. Verwandt mit der Patientin?«

»Nein, durchaus nicht,« erwiderte Herr Günther und nahm eine Prise aus der Dose, welche ihm der Doktor hingehalten.

»Aber sehr befreundet?«

»Ja, sehr.«

»Erbin?« fragte der Doktor weiter.

»Vielleicht.«

»Von Tossen?«

»Ja, Tochter des letzten Barons von Tossen. Lebt nur noch der sogenannte blinde Baron, aber der ist unverheirathet.«

»Hm.«

Nach einer längern Pause fragte der Advokat: »Und da ist keine Möglichkeit von Wiederaufkommen?«

»Nein, keine. Das ist ein alter Fehler, der endlich seinen Willen haben muß. Die rheumatischen Leiden haben sich auf die fehlerhafte Herz geworfen und da würde kein Kollege helfen können.«

»Und da kann wohl der —«

»Ja wohl, plötzlich.« Der Doktor zog wieder seine Uhr hervor. »Das gnädige Fräulein ist nun bereits fünfzehn Minuten bei der Kranken; noch fünfzehn Minuten, länger nicht.« Der Arzt schob die Uhr wieder in seine Westentasche zurück und man hörte kein anderes Geräusch als den Wind, der zuweilen unter die lockeren Ziegel des Daches fuhr.

Während dieser Zeit saß Esther in dem Schlafzimmer der Kranken. Es herrschte ein wildes Durcheinander darin, man sah, daß viele Dinge herbei befohlen waren, welche nicht nöthig gewesen zur Erleichterung ihres körperlichen Leidens, sondern zur Zerstreuung ihres Geistes. Das matte Licht, welches im Zimmer sich durch eine beschattete Lampe verbreitete, ließ Esther kaum die Züge des Fräuleins von Uern erkennen. Dagegen hörte sie den Athem, welchen das heftig klopfende Herz beengte, und im sonderbaren Kontraste das regelmäßige Ticken einer Uhr, die dem Bett der Kranken gegenüber hing.

Bis jetzt war über die Lippen der Patientin nicht ein Wort gekommen, trotzdem sie vor Esther's Erscheinen lebhaft nach dieser verlangt.

Die Uhr hob jetzt aus und schlug in einem summenden Ton Neun.

Esther sah empor. Als sich ihre Blicke zurück nach der Kranken wandten, sah sie, daß dieselbe sich ein wenig erhob und die Decke beiseite schob. Sie näherte sich leise dem Bett und versuchte ihr behülflich zu sein. Fräulein von Uern sah Esther groß an. »So, also um Mitternacht kommst Du?«

»Ich konnte nicht schneller reisen, eben schlug es erst Neun.«

»Wenn ich besser athmen könnte, möchte ich —« Fräulein von Uern sank zurück. Esther legte ihren Arm leise unter ihren Kopf, jetzt konnte sie deutlich die tief gesunkenen Augen, die abgezirkelten rothen Flecken auf den mageren Wangen erkennen; sie mußte, seitdem sie sie zuletzt gesehen, furchtbar gelitten haben.

Eine lange Pause folgte den eben gesprochenen Worten. Die Kranke schien wieder zu schlafen. Dann aber schlug sie plötzlich die Augen auf, das letzte Aufflackern ihres Geistes strahlte daraus hervor.

»Eines Tages,« sagte sie kaum hörbar, dann schlossen sich wieder die Lippen, dann wieder flüsterte sie: »Du denkst, ich stürbe bald, — heute, — ich starb damals, — damals, — und der Rest war —« Der Mund bewegte sich noch, aber für den Gedanken, den er aussprechen sollte, hatte er keine genügende Kraft mehr. Das Haupt sank leise zurück, — Esther schauerte zusammen, sie war so allein, so hilflos, sie mochte nicht rufen, nicht fortgehen, um Hülfe zu holen. Sie bog sich hernieder zur Kranken, — noch einmal bewegten sich die Lippen, noch einmal hoben sich die matten Augenlider, das brechende Auge nahm das Bild des jungen Mädchens in sich auf und ein Lächeln, als wenn vor Abend noch einmal ein Sonnenstrahl über die müde Erde streift, glitt über das Gesicht der Sterbenden. Dann seufzte die kranke Brust tief auf und das Herz, das jahrelang nur dem bitteren Haß und der unversöhnlichen Rache geschlagen, stand endlich still.

Esther blieb regungslos. War es denn vorüber? War es denn wirklich der tiefe, ewig stumme Schlaf, der sich so leise und doch so fest und schwer auf das Haupt gelegt, das in ihren Armen ruhte? — Wenn sie den Arm wegzog, — weckte sie da die Kranke — oder —. Ein Schauer durchlief sie, — o, es war so unaussprechlich still! — Sie horchte eine Weile, — da endlich hörte sie Schritte, — gottlob, sie kamen näher, die Thür wurde leise geöffnet, — sie sah

mit starren Blicken hin, – es war der Arzt. Er kam leise heran, er sah Esther fragend an, dann nach der Kranken, er schob den grünen Schirm von der Lampe, ging wieder an das Bett, zog Esther's Arm langsam unter dem Haupt, das auf ihm ruhte, fort und fragte: »Soeben?«

Esther sah ihn verwirrt an. Er schlug die schweren seidenen Bettvorhänge zurück. »Sie ist todt.«

Esther hatte daran gedacht, aber ausgesprochen klang es so anders, – so unaussprechlich anders! – Einen Augenblick überwältigte sie das Wort, welches wie aus Erz gegossen zwischen das Leben trat, dann faßte sie die tiefe, heilige Bedeutung der Ruhe, die über das ganze Zimmer sich von der Todten aus verbreitete.

Sie schob den Doktor sanft zur Seite, als er sich abermals dem Bett nähern wollte, um irgend einem Gefühl der Neugier Folge zu leisten.

»Bitte,« flüsterte sie, »wir wollen zu Herrn Günther gehen.«

Zwei Stunden waren bereits nach dem Hinscheiden des Fräuleins von Uern verflossen. Die große Hausuhr schlug Elf. Die Dienerschaft hatte es erfahren, daß ihre Herrin von dieser Erde geschieden; sie hatten geweint, gejammert, überlegt, was aus ihnen werden würde, und sich endlich schlafen gelegt.

Esther und die beiden Herren saßen noch auf, aber ihr Gespräch wurde nach und nach einsylbiger und der Doktor erhob sich endlich, da er versicherte, daß der Schlaf von Neun bis Zwölf der stärkendste sei und er nun bereits zwei Stunden davon eingebüßt.

»Die Hausmagd ist bereits zu Bett,« sagte Esther und erhob sich. »Sie war so ermüdet von den Nachtwachen; Herr Günther, hätten Sie vielleicht die Güte, dem Herrn Doktor zu leuchten?«

»Nur keine Umstände, mein gnädiges Fräulein,« erwiderte der Arzt, indem er aus der Rocktasche ein kleines Etui holte, das er rasch öffnete. »In meinem Beruf muß man auf Alles gefaßt sein.«

Er steckte ein darin befindliches Wachslight in einen Messingreif und, es an dem Kaminfeuer anzündend, verbeugte er sich, indem er den Herrschaften wohl zu ruhen wünschte. Esther grüßte ihn sehr kühl und Herr Günther geleitete ihn bis zur Thüre.

»Sie sind gewiß auch der Ruhe sehr bedürftig,« sagte sie, während sie ihren Platz wieder einnahm und Herr Günther zurückgekehrt war. »Aber ich wünschte nur noch die eine Frage zu stellen: Wann ist die Beerdigung und wo wird der Platz sein?«

Herr Günther setzte sich nieder, wischte seine Brillengläser sorgfältig und sagte dann: »Die Verstorbene hat darüber schon früher einmal Bestimmungen getroffen; ihre irdischen Reste sollen drei Tage über der Erde bleiben, Morgens in aller Frühe soll das Begräbniß sein. Den Platz dazu hat sie schon vor vielen Jahren ausgewählt, er ist in dem Gehölze, das man schon von hier aus sieht, dem sogenannten Theresenwäldchen.«

»Sie kennen die Stelle?«

»Ja wohl, morgen werde ich mit einigen Leuten hingehen und Alles vorbereiten lassen.«

Esther sah vor sich nieder. Herr Günther beobachtete sie aufmerksam. Sollte sie weiter keine Frage haben?

Nach einer Weile sah sie auf und sagte: »Sie werden das nicht sonderbar finden, wenn ich Trauer anlege, trotzdem Fräulein von Uern keine Verwandte von mir war; aber ich trauere aufrichtig um sie, von ganzem Herzen,« fügte sie leise hinzu.

»Dieß Gefühl ist sehr natürlich,« sagte Herr Günther. »Ich glaube,« fuhr er nach einer Pause fort, »daß wir Beide, trotzdem wir keine Verwandte waren, ihr dennoch am nächsten standen.«

»Wohl möglich. Hat sie überhaupt noch Verwandte?«

»Ja.«

»Sie hat mir nie davon gesprochen, aufrichtig gesagt, – ich habe nie darüber nachgedacht.«

»Das von ihr vor einigen Wochen abgefaßte Testament ist in meinen Händen.«

»Ah ja,« erwiderte Esther. »Sie sind ja bevollmächtigter Advokat.«

»Aber das Testament wird nicht eher eröffnet, als einen Tag nach dem Begräbniß.«

»So frühe? Leben die Verwandten so nahe, daß man sie bis dahin hieher berufen kann?«

»Das ist nicht nöthig, die Testamentseröffnung bedarf nur Ihrer Gegenwart, gnädiges Fräulein.«

Herr Günther hatte diese letzten Worte mit einer Art Feierlichkeit und Ehrerbietung gesagt.

»Nur meiner Gegenwart?« wiederholte Esther langsam. »Wie soll ich das verstehen, Herr Günther?«

»Diese Frage würde uns zu weit führen, lassen wir all' das bis zum passenden Augenblick, zudem es halb Zwölf schlägt und wir nach der Maxime des Doktors nur noch eine halbe Stunde Stärkung durch den Schlaf zu hoffen hätten. Und wir sind arme Sterbliche und bedürfen der Ruhe, besonders nach solch' trüben Stunden.«

Herr Günther erhob sich, er sah nicht ohne ein Gefühl der Genugthuung in Esther's erregtes Gesicht, er wußte, daß die Erbin von Ibichstein vor ihm stand, aber – erfüllte sie auch jene Klausel, um es zu bleiben? – Er wünschte ihr freundlich gute Nacht und eilte dann in sein Schlafzimmer.

Esther war durch die Bemerkung des Advokaten hinsichtlich des Testaments eigenthümlich beunruhigt. Sie dachte nicht an die Möglichkeit, alleinige Erbin zu werden, es beängstigte sie vielmehr ein anderer Gedanke, daß ihr vielleicht die Verstorbene Verpflichtungen auferlegt, durch deren Erfüllung auf ihren Lebensweg düstere Schatten fielen.

Endlich aber versuchte sie durch den Schlaf, der die Grenzen des Bewußtseins überschreitet, alles Erlebte zu vergessen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Duftige Jugendzeit,

O, wie so weit! –

Julius Rodenberg.

Der Morgen war düster hereingebrochen. Herr Günther hatte eben erst sein Licht ausgelöscht, trotzdem seine Uhr auf Neun zeigte.

Frau Schmuck brachte ihm das Frühstück und erkundigte sich nach dem Programm des Tages. Nachdem Alles besprochen und geordnet war, ließ der Doktor fragen, ob er sich entfernen könne, da für ihn an Ort und Stelle nichts mehr zu besorgen sei. Herr Günther unterzog sich allen geschäftlichen Angelegenheiten, Esther konnte sich nur unthätig verhalten.

»Wird nichts versiegelt?« hatte Frau Schmuck beim Hinausgehen gefragt. »Es ist eine große Verantwortlichkeit für uns, denn, obgleich ich bereits sechs Jahre im Hause bin, weiß ich doch nicht –«

»Wird nichts versiegelt, Frau Schmuck,« erwiderte Herr Günther und ordnete einige vor ihm liegende Papiere. »Alles bleibt unberührt, so lange die Verblichene über der Erde steht; dann werden schon die Bestimmungen bekannt werden.«

»Ah!« sagte Frau Schmuck höflich. »Gut, ich Sorge für die größte Ruhe. O, mein Himmel, es war ja immer so still bei uns! Und Fräulein von Tossen bleibt doch noch hier?«

Herr Günther steckte die durchlesenen Papiere in sein Portefeuille, klappte es zu und es in seinen Rock schiebend, erwiderte er lächelnd: »Ja wohl. Drei Tage lang bleibt Alles beim Alten, dann findet sich das Uebrige. Ist das Fräulein von Tossen schon zu sprechen?«

»Ja wohl, Herr Günther.«

»Nun gut, so will ich zu ihr gehen, und besorgen Sie nur, daß die Briefe rasch expedirt werden.«

Frau Schmuck eilte voran, die Thür zu öffnen, Herr Günther stieg in die obere Etage, in welcher Esther ein Schlafzimmer eingeräumt war. Sie kam ihm auf dem langen Korridor entgegen.

»Schönen guten Morgen!« sagte der Advokat freundlich. »Schon auf? Es ist kalt, wir haben reinen Nordwind, die alte Wetterfahne krächzt, als thät er ihr wehe.«

Nachdem Esther den Gruß des Advokaten erwidert, bat sie ihn, mit in den Salon zu gehen, wo bereits ein warmes Feuer brannte.

»Doktor Böttcher hat uns schon wieder verlassen,« sagte Herr Günther und trat einen Augenblick an's Fenster, um den Himmel zu beobachten. »Ich komme zu Ihnen, liebes Fräulein, einer Angelegenheit wegen, die wir zusammen abmachen müssen. Es ist da nämlich« – er zog die vorhin eingesteckte Brieftasche wieder hervor und suchte unter einigen Papieren – »ein Brief, den das selige Fräulein vor einigen Tagen an mich schrieb, worin die Bemerkung steht: ›Sollte es einmal Hals über Kopf mit mir zu Ende sein, so ziehen Sie gleich den Schlüssel von dem bekannten Kabinet ab, denn in dem dort stehenden braunen Schrank befindet sich Geld.‹ Die Papiere, die sie besaß,« – wandte er sich zu dem jungen Mädchen, – »sind in meiner Verwahrung.«

Esther nickte stumm.

»Und?« sagte sie, nachdem der Notar den Brief wieder zusammengefaltet und beigesteckt.

»Ja, und Geld brauchen wir, denn das Sprüchwort ist nicht ganz richtig: ›Der Tod ist umsonst, im Gegentheile!«

»Und haben Sie den Schlüssel abgezogen?« unterbrach ihn Esther.

»Hier ist er.« Herr Günther zog ihn aus der Tasche und hielt ihn Esther entgegen. »Jetzt können wir die Sache noch in Ruhe

abmachen, denn in einer Stunde erwarte ich bereits Leute, mit denen ich Allerlei zu ordnen habe.«

»Warum,« fragte Esther, »sagten Sie, Herr Günther, daß die Bemerkung in dem Brief uns Beide angehe, während Fräulein von Uern nur von Ihnen sprach?«

Herr Günther behielt den Schlüssel in der Hand und sagte, auf die genannte Thür zugehend: »Weil ich nur in Ihrer Gegenwart dieß Zimmer betreten will, nur in Ihrer Gegenwart den Schrank öffnen werde und nur in Ihrem Beisein das dort befindliche Geld überzählen will.«

Er hatte jetzt den Schlüssel in das Schlüsselloch gesteckt und schloß ohne jede Zögerung auf, während Esther ihm langsam gefolgt war. Neugier war ihr völlig fremd, sie hatte nie das geringste Verlangen gefühlt, zu erfahren, was sich hinter der kleinen Thür verberge; jetzt aber, wo sie in ein lang bewahrtes Heiligthum treten sollte, überkam sie ein Gefühl der tiefsten Erregung. Fast wollte sie Herrn Günther's Hand verhindern, die Thüre so rasch zu öffnen, als diese sich bereits in ihren Angeln drehte und der Advokat schnell eintrat, indem er, seine sonstige galante Natur verleugnend, der Dame dießmal den Vortritt nicht ließ. Er wandte sich nach Esther um, welche noch in der Thür stehen geblieben:

»Na, ich dacht' es wohl, hier verkehrte sie mit ihrer Vergangenheit! Wahrscheinlich nichts als Familienbilder! Dort aber, sehen Sie, gnädiges Fräulein, unverkennbar die Verblichene selbst, als junges Mädchen. Jung sind wir doch Alle einmal gewesen! Aber freilich, dem Einen bleibt der schöne Flitter von rothen Backen und vollen Haaren ein wenig länger sitzen als dem Andern.«

Esther war nun auch eingetreten. Der freundliche Anblick des Zimmers hatte bald ihre anderen Gefühle überwunden. Die Wände waren reichlich mit Bildern in schweren goldenen Rahmen bedeckt; wie in den übrigen Gemächern des Hauses,

herrschte auch hier eine gewisse geniale Unordnung. Esther überblickte noch immer das Ganze, während Herr Günther sich bereits nach dem genannten braunen Schrank umsah, welchen er bald in einer Art Alkoven entdeckte, in dem sich auch noch ein Bett befand, welches mit einer bunten wollenen Decke überhangen war.

»Hier, Fräulein von Tossen, das muß besagter Schrank sein, der Schlüssel steckt – nicht vorsichtig!« Herr Günther schloß die Schrankthür auf und das Innere desselben zeigte eine Menge kleiner Fächer, die theilweise verschlossen, theilweise offen waren. Er zog die unverschlossenen auf und fand bald in einem derselben etliche Rollen Gold und Silber, welche er herausnahm. »So, hiemit wollen wir doch anders verfahren.« Er las die aufgeschriebenen Ziffern. »Fünzig Thaler, fünfundzwanzig Thaler, fünfhundert Thaler in Gold. Was denken Sie, gnädiges Fräulein, wir nehmen davon für den augenblicklichen Bedarf und schließen das Uebrige wieder ein.« Er that, wie er sagte, dann wandte er sich wieder zu Esther, welche langsam an den Bildern vorübergegangen. »Einverstanden?«

»Was Sie thun, Herr Günther, kann mir ja nur recht sein.«

»Ja, nun sehen Sie einmal, dieß war also das verschlossene Heiligthum.« Seine Blicke durchschweiften aufmerksam das kleine Kabinet. »Ich sehe wohl, was sie hier verbarg und welcher Zauber sie hier gefangen hielt: die Erinnerung an ihre Jugend! – Das müssen wohl die Eltern gewesen sein, denn unverkennbar ist es doch Fräulein von Uern, welche dazwischen hängt.«

Esther stand, in Gedanken vertieft, vor dem Bild.

»Die klugen Augen hatte sie behalten,« fuhr Herr Günther fort. »Sonst war nicht viel geblieben, aber häßlich war sie nicht.«

»Häßlich?« sagte Esther und wandte sich rasch um. »Ich finde das Gesicht so anziehend wie nur möglich. Hatte Fräulein von Uern keine Geschwister?«

»Nein; sie hat es mir einmal verrathen, als ich ihr von einem

Prozeß erzählte, wo zwei Vettern die Cousine um ihr Erbe bringen wollten. »Einzige Erbin!« schrie sie auf. »Das ist ein Wort, das lockt herbei wie der Honig die Wespen. Mir starben alle meine Geschwister und da trug ich auch den goldenen Namen. Ich dachte nicht daran, aber Andere desto mehr.« – Sehen Sie hier,« fuhr Herr Günther fort, »hier hat sie auch gezeichnet, gemalt.«

Esther trat zu Herrn Günther, welcher an einem Tisch verschiedene Zeichnungen betrachtete.

»Ich dachte doch oft, was die gute Seele so stundenlang hier trieb! Ganz hübsch. In meiner Jugend habe ich wohl auch derlei gethan und – aber da kommt Jemand.«

Er ging rasch an die Thür und gewahrte Frau Schmuck, welche leise näher getreten war und anfragte, ob die Leute, die eben von Röhrfeld gekommen, erst zu essen bekommen sollten?

»Ich komme und will selbst mit den Männern Rücksprache nehmen! Gnädiges Fräulein, ich gehe auf einen Augenblick fort.«

Er entfernte sich mit der Haushälterin und ließ das junge Mädchen allein zurück.

Sie stand noch immer wie betäubt in der stillen und doch so beredten Einsamkeit dieses Zimmers, dessen sämmtlicher Inhalt die Erinnerung an eine glückliche Jugend in dem verbitterten Gemüth der ehemaligen Besitzerin zurückrufen konnte. Sie vermochte nicht wie Herr Günther mit den Händen all' die vielfach umhergestellten und zerstreuten Gegenstände zu berühren. Mit tiefer Ehrfurcht und einer Art Andacht glitten ihre Blicke über alle diese Dinge, welche der Verstorbenen von frühester Zeit an gehört und dieselbe mit ihrem Anblick entzückt hatten. Auf einem Tisch war eine Zither aufgestellt, darüber sah man eine Gitarre, deren zerrissene Saiten herabhingen, während oben an dem Griff ein paar Notenblätter mit einem Band befestigt waren. Nicht weit davon war vielleicht das Eigenthümlichste, was überhaupt das Zimmer enthielt, in eine Ecke zusammengedrängt. Nicht immer schien der Anblick dieses Stillebens ge-

wünscht worden zu sein, da ein Vorhang an der Decke befestigt war, sicherlich dazu bestimmt, es zuweilen gänzlich zu verhüllen. Indessen war er jetzt zurückgeschlagen und zeigte einen altmodischen kleinen Tisch, über welchem das Porträt eines Mädchens von ungefähr fünf Jahren in breitem Messingrahmen hing. Es lachte dem Beschauer heiter entgegen, indem es mit der rechten Hand, wie triumphierend, einen Pfirsich emporhielt. Esther's Blick glitt unwillkürlich zu dem Bild des jungen Mädchens, – es mußte Fräulein von Uern als Kind sein und dennoch stand unter dem Bild: »Hede van Meegen.« – Jetzt ruhten ihre Augen auf dem bunten Wirrwarr, welcher sich auf dem Kindertisch ausbreitete; sonderbar altmodisches Spielzeug, buntbemalte Kinderbücher, Schreibhefte und angefangene Zeichnungen, und auch hier trat ihr der fremde Name als Unterschrift darin entgegen. Sie wandte sich unwillkürlich um, als könnten ihr die stummen Bilder darüber Auskunft geben, wer die Trägerin dieses Namens gewesen, warum die Verstorbene dieß fremde Eigenthum hergeschleppt und dann dieß Zimmer für den Zufluchtsort ihrer gequälten Seele gewählt? – In diesem Augenblick trat Herr Günther wieder ein. Esther eilte ihm entgegen und führte ihn hastig nach dem Kinderbild, das er neugierig betrachtete.

»Sehen Sie nicht die Aehnlichkeit zwischen dem Kind und dem jungen Mädchen dort?«

»Ja, warum nicht?« erwiderte der Advokat, wobei der lächelnd auf das Spielzeug sah. »Sind ja Beide ein und dieselbe Person.«

»Und der Name dort?« Esther zeigte nach der Unterschrift des Kinderbildes, welche in den Rahmen eingravirt war.

Herr Günther zuckte mit den Achseln. »Sie war es dennoch.«

»Dennoch?!« wiederholte Esther und ihre Hand sank herab.

»Sie lebte unter einem falschen Namen?!«

»Allerdings.«

»Wußten Sie das schon früher?«

»Nein, erst vor einigen Tagen erfuhr ich Alles.«

»Alles?« fragte Esther erstaunt. »Welches Geheimniß bleibt noch zu lösen?«

»Uebermorgen,« sagte Herr Günther, »wird sie zur Ruhe gebracht« – und dießmal legte sich ein tiefer Ernst über sein sonst stets heiteres Gesicht – »lassen wir sie so lange als das gelten, was sie fünfundzwanzig Jahre lang hier vorgestellt: ein altes, kurioes Fräulein.«

Esther fühlte sich unangenehm berührt; es hatte den Anschein, als wolle sie sich ungerufen in Geheimnisse drängen. Sie schritt dem Advokaten eilig nach dem andern Zimmer voran, indem sie zu ihm sagte:

»Bitte, schließen Sie die Thüre und lassen Sie uns nur das bedenken, was der nächste Augenblick erheischt.«

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

*In vigilance of grief that would compel
The soul to hate, for having love too well.*

BYRON, *Lara*.

Es war ein einsamer, von großen Tannen umgrenzter Platz. Ein Weg, der vom sogenannten Theresenwäldchen emporlief, führte dorthin. Im Sommer war der Weg schattig, da zu beiden Seiten Buchen standen, welche ihre Zweige wie ein schützendes Dach darüber legten, aber im Winter war er kahl und lag voll dürrer Laubes. Allein die unruhevolle Seele, »das alte, kuriose Fräulein« war ihn zu jeder Zeit gewandert, zuerst, weil ihr die Einsamkeit wohlthat, später, weil sie ein Gefallen daran fand, sich hier auszumalen, wenn sie für immer und ewig da ruhe, und endlich war der Tag gekommen, wo sie diesen Weg zum letzten Male ging, um ihn vier Wochen später entlang getragen zu werden. »Ein dummer, schwerer Stein soll mir nicht auf die Stelle gelegt werden, die ich Ihnen als meine letzte Herberge bezeichnet habe,« hatte sie vor einiger Zeit an Herrn Günther geschrieben. »Die alten Bekannten, mit denen ich mich oft unterhalten, die sollen ihre prächtigen grünen Zweige über mich strecken – das ist mir der liebste Gedanke.«

Und jetzt waren sie Alle von diesem Platz zurückgekommen, den die Verstorbene als ihre letzte Herberge bezeichnet hatte. Der Geistliche des nächstliegenden Pfarrdorfs hatte die Leiche eingesegnet und ein paar Worte des Trostes für ihre erlöste Seele gesprochen. »Gib ihr, o, mein Herr, die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr.« – Mehr konnte er nicht sagen, denn er wußte nichts von der Verstorbenen, als daß sie einsam und still gelebt, und die sie gekannt, hatten ihm auch weiter keine Mittheilung gemacht, die ihm Stoff zu einer längeren Rede hätte

geben können. Er hatte neugierig nach dem stolzen jungen Mädchen hingeblickt, über deren Wangen langsam ein paar Thränen herabrollten, als man den Sarg in die kalte Gruft senkte, und hatte überlegt, ob sie vielleicht eine Verwandte und er nicht an sie ein paar Worte des Trostes zu sagen habe. Aber als er Herrn Günther auf dem Rückweg darüber befragte, verneinte dieser es bestimmt.

Jetzt stand Esther allein oben am Fenster. Sie hatte Herrn Günther gebeten, mit dem Geistlichen das Frühstück allein einzunehmen und ihn dann nach Hause fahren zu lassen; sie selbst wollte gegen Abend zurück nach Tossen. Sie hielt noch einen unerbrochenen Brief in der Hand, welcher schon früh am Morgen durch den Boten abgegeben worden war, den sie aber bis jetzt zu lesen aufgespart. Es war Philippinens Hand. Als sie das Couvert erbrochen, fand sie nur ein paar begleitende Worte zu einem zweiten Brief von ihrer Tante Ernestine darin. Sie hatte diese bunte Welt in den letzten Tagen vergessen; sie seufzte auf, als sie die ersten Zeilen überflog, aber dann stieg eine tiefe Glut in ihre Wangen und ihre Hand sank einen Augenblick herab, in welcher sie den Brief gehalten. Ihre Tante theilte ihr den Heirathsantrag des Herrn von Philbert mit. »Herr von Philbert,« so lauteten die Worte, »hatte mir bereits, wie Du noch hier warst, seine Absicht mitgetheilt, aber mich gebeten, Dir gegenüber darüber zu schweigen, da er Dich erst längere Zeit zu beobachten wünsche. Da ihm aber Dein Herz von jeder andern Neigung frei geblieben zu sein schien und er ein wärmeres Entgegenkommen Deinerseits für ihn zu bemerken geglaubt, so erneuert er jetzt seinen Antrag, indem er mich bittet, Dich davon in Kenntniß zu setzen und mir Deine Antwort mitzutheilen.« Darnach folgte die Aufzählung von allen Vortheilen dieser glänzenden Partie für Esther und der großen Freude, welche diese Verlobung am Hofe, sowie zu Tossen erregen würde. Am Schluß des Briefes endlich hieß es, daß es jetzt sehr still bei Hof sei wegen der Abwesenheit

des Herzogs und des Erbprinzen, sowie der Frau Herzogin, welche mit der Prinzessin Leonie auf acht Tage zu ihrer Schwester gegangen. Am Rande noch die Bemerkung: »Dein Bild hat sehr vielen Beifall geerntet; die Herzogin hat geäußert, daß, sollte die Verlobung der Prinzessin bald erfolgen, man Herrn von Costar beauftragen würde, ihr lebensgroßes Bild anzufertigen. Vorläufig ist aber auch er verreist.«

Esther sah lange vor sich hin. Sie überdachte ihr Benehmen gegen Herrn von Philbert. Ein höhnisches Lächeln verzog ihren Mund. »Er liebt mich!« sagte sie halblaut. »Gleich darnach schreibt die gute Tante: ›Und ist sehr vermögend.« – Als Esther darauf die bezüglichen Zeilen noch einmal überlas, sah sie auf, und die Worte, die sie in diesen Räumen so oft gehört: »Sei klug, Herzchen, glaube nur nicht an Liebe! Das lügen Dir die Männer so vor, laß sie laufen und bleibe frei!« klangen ihr unwillkürlich in den Ohren; aber sie blickte um sich und sah das mit allen Reichthümern ausgeschmückte Zimmer, sie verglich es mit Tossen und dachte, daß der Augenblick gekommen sei, wo sie dort für immer bleiben sollte und hier nie mehr herkommen könnte. Zu lieben brauchte sie ja nicht, sagte sie sich, als sie den Brief zusammenfaltete und in ihrem Kleid verbarg; sie wollte nur frei von Sorgen sein, sich umgeben können mit dem süßen Luxus eines reichen Daseins, und dieß Geschick bot sich ihr dar. Tante Ernestine hatte vollkommen Recht, es war ein großes Glück für das arme Fräulein von Tossen, und sie warf den Kopf stolz zurück und trat an die Portière, hinter welcher sich eine Glocke befand, auf deren Ruf Frau Schmuck zu hören hatte. Als dieselbe eingetreten, bat Esther sie, Herrn Günther zu ersuchen, heraufzukommen, sobald der Geistliche sich entfernt.

»Der Herr Pfarrer sind schon im Begriff fortzufahren,« sagte Frau Schmuck, ganz in Trauerkleider gehüllt. »Ich will sogleich Herrn Günther den Wunsch des gnädigen Fräuleins mittheilen.«

Während sie sich aber nach der Thür wandte, trat bereits der Advokat ein.

»Diese Scheine hier,« sagte er vortretend, »müssen gut und gewissenhaft aufbewahrt werden, ich habe sie sämtlich geordnet und möchte Sie bitten, dieselben einzuschließen. Es sind alle diejenigen, welche sich in den letzten Tagen angesammelt.«

Er überreichte sie Esther. »Warum mir?« fragte sie zerstreut und schob sie leise zurück. »Ich denke, Herr Günther, Sie haben die Güte, von nun an alle Angelegenheiten, welche Ibachstein betreffen, zu übernehmen. Meine Zeit ist hier vorüber und meine Anwesenheit in Tossen sehr nöthig; der Brief, den ich heute Morgen empfang, enthielt Nachrichten, die ich mit den Meinen besprechen muß.«

Herr Günther trat an das lodernde Kaminfeuer, sah eine Weile hinein, als könne es ihm sagen, was er dem jungen Mädchen mitzuthemen habe. Dann wandte er sich um und sagte rasch: »Alles Andere, mein liebes Fräulein, muß jetzt zurückstehen vor dem, was ich Ihnen mitzuthemen habe.«

Esther blickte erstaunt auf.

»Es ist der letzte Wille Derjenigen, die wir heute zur Ruhe gebracht.«

»Und dieser Wille?«

»Er könnte auf Ihre ferneren Entschlüsse von Einfluß sein.«

»Ich glaube kaum,« sagte Esther, und ihre Hand glitt unwillkürlich über die Tasche, in welche sie den Brief ihrer Tante verborgen hatte.

»Das selige Fräulein von Uern – wir wollen den Namen noch beibehalten,« bemerkte der Advokat weiter, »hat auch über die Stunde bestimmt, in welcher das Testament vorgelesen werden soll, und diese Stunde ist Abends, von neun Uhr an.«

»Um diese Zeit?« fragte Esther überrascht.

»Sie gab den Grund dafür an.«

»Und der war?«

»Sie habe den Entschluß zu diesem Testament um diese Stunde gefaßt, in dieser Stunde ist es aufgesetzt und soll nun auch um dieselbe Zeit eröffnet werden.«

»Dann freilich muß ich meinen Aufenthalt bis morgen ausdehnen.«

»Jedenfalls. Das Testament ist übrigens nicht hier im Hause, es ist bei mir hinterlegt; ich fahre gleich nach Tisch fort, um es zu holen. Sie müssen also, mein liebes gnädiges Fräulein, nach etwas Zeitvertreib suchen, und ich glaube, daß sich hier sicherlich viele Dinge finden, die Ihnen dazu verhelfen.«

»Sorgen Sie nicht um mich, Herr Günther, ich habe noch nie im Kampf mit meiner Zeit gelegen, also reisen Sie ruhig ab und auf Wiedersehen für heute Abend.«

Herr Günther grüßte freundlich und verschwand darauf hinter der dunklen Portiére, hinter welcher er die schwere eichene Thür leise schloß. Er lächelte still vor sich hin, als er den langen Gang hinabschritt, an dessen Ende sein Zimmer lag. »Bin doch begierig auf das Lied, welches das Vögelchen pfeifen wird,« sagte er und schloß bedächtig seine Thür auf. — —

»Haben Sie noch etwas zu befehlen, gnädiges Fräulein?« fragte Frau Schmuck und trat bescheiden durch die Thür in den Salon, in welchem Esther an einem Tisch saß und eifrig schrieb.

»Nein, Frau Schmuck, ich danke, ich erwarte noch Herrn Günther. Es braucht deßhalb Niemand im Hause länger aufzubleiben, aber ich bitte, mich morgen um acht Uhr zu wecken, da ich gleich nach Zehn wegzufahren gedenke.«

»Sehr wohl; ich wünsche dem gnädigen Fräulein wohl zu schlafen.«

In dem Benehmen der Frau sprach sich ein unbestimmtes Gefühl von Ehrfurcht und Neugier aus, worüber Esther lächelte. — Als die Haushälterin sich geräuschlos wieder entfernt hatte, überlas sie noch einmal die an ihre Tante Ernestine geschriebe-

nen Zeilen, und war kaum damit zu Ende gekommen, als die Thür sich öffnete und Herr Günther mit mehreren Papieren unter dem Arm eintrat. Esther sah nach der Uhr, Herr Günther zog die seinige aus der Tasche und verglich beide.

»Differiren um fünf Minuten.«

Esther schob ihre Schreibereien beiseite und sagte, nicht ohne einen Anflug von Aufregung: »Ich habe Sie schon lange erwartet, Herr Günther, wir können ja noch ein bischen plaudern bis zu dem bestimmten Augenblick.«

Herr Günther ließ sich Esther gegenüber nieder, legte die Papiere auf einen neben ihm stehenden Tisch und sagte dann, das junge Mädchen ernst ansehend: »Mein liebes gnädiges Fräulein, wenn man den letzten Willen einer verstorbenen Person lesen und hören will, gehört eine ruhige, ernste Stimmung dazu. Freilich sind Sie noch sehr jung,« fuhr er freundlicher fort, »Ihnen liegt in dem Begriff ›todt‹ noch nicht der tiefe Ernst; das Leben in seiner ganzen Jugendkraft wendet sich nur nach der Sonnenseite.«

Nach diesen Worten trat eine Pause ein. Esther schien keine Lust zu haben, auf dieses Thema weiter einzugehen und Herr Günther ordnete die mitgebrachten Schriften. Da schlug die alte französische Uhr mit ihrer sanften, melodischen Silberstimme Neun. Herr Günther wartete, bis der letzte Schall leise verklungen, dann sah er nach Esther, die sinnend vor sich hinblickte, dann auf ein beschriebenes Papier vor sich und sagte:

»Diesem Testament, das ich hier in meinen Händen halte, ist in kurzen Worten das Schicksal der Testirerin beigefügt. Es war so ihr ausdrücklicher Wille und sie hat es mir so, wie es hier steht, in die Feder diktirt.« Er bückte sich über die beschriebenen Blätter und las:

»Ibichstein und was dazu gehört, ist der Rest aus einem großen Ganzen, welches nach und nach verdient, ersammelt und erspart worden von einem alten, braven, ehrwürdigen Kauf-

mannsgeschlecht, van Meeg, in Antwerpen. ›Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, soll ein gutes, altes Sprüchwort sein; ich glaubte daran. Unter allen Bewerbern, die um die Hand der reichen Erbin, der alleinigen Erbin von all' dem angehäuften Reichthum der Ahnen, anhielten, wählte ich den, den meine Eltern haßten, ich aber liebte. Ehe mein Vater starb, warnte er mich vor meinem Willen, vor meinem ›Himmelreich‹, aber ich blieb dabei. Die Mutter war in meiner Hand ein seidener Faden, ich konnte sie um meine Finger wickeln, sie that, was ich wünschte, und ich wünschte, ihn zu heirathen und that es.«

Esther fuhr auf. »Ist es möglich, Herr Günther?!«

»Was denn? Daß ein verliebtes Mädchen einen tollen Streich macht?«

»Sie war eine Frau?«

»Sie haben nie daran gedacht – ich gleich, nachdem ich sie einige Wochen kannte; sie haßte zu tief, zu sehr aus dem Grund eines betrogenen Herzens. – Aber bitte, gnädiges Fräulein, keine Fragen mehr, kein Erstaunen, Alles klärt sich auf und läuft seiner gegebenen Richtung nach zu Ende.«

Esther schwieg, aber in ihrem Innern war eine sonderbare Angst entstanden. Sie starrte nach den Bogen, die Herr Günther vor sich liegen hatte – welche Bilder sollten noch vor ihrer Seele sich entfalten?

Herr Günther fuhr fort zu lesen:

»Er war arm, aber schön, schön in seinem Zorn, schöner noch in seiner Liebe. Er mochte thun, was er wollte, stets entzückte er mich. In Einem Jahre verbrauchte er, woran unsere bedächtigen Vorfahren jahrelang gespart; aber ich lachte dazu, ich fand es recht, denn es stand ihm gut. Ich wurde nicht müde zu geben, er nicht müde zu nehmen. Ein alter Diener des Hauses haßte ihn, wie ihn einst mein Vater gehaßt; er verfolgte und beobachtete ihn, wie es auch meine Mutter noch that, mit nie zu versöhnendem Gemüth. Drei Jahre rollte dieß Leben so fort

– dem Abgrund zu – sagte einmal meine Mutter und ich lachte wieder. Mit ihm konnte ich auch darben, sollte es so weit kommen. O, wie ich ihm da erst die Macht meiner glühenden, nie rastenden Liebe beweisen wollte!! – Meine Mutter wurde häufig krank, ich denke, krank aus Gram, aus Sorge; zuweilen ärgerte ich mich über ihre traurigen Blicke, dann wieder that sie mir leid, bitter leid! – Eines Abends, als ich allein in meinem Zimmer saß, klopfte es an und der alte Mann, jener treue Diener der Familie, trat zu mir ein. »Die Schmerzen der gnädigen Frau,« sagte er in einem ängstlichen Ton, »sind heute heftiger als je gewesen, die Nacht wird schlecht. Heute sagte mir Jemand, unten in der Stadt, in der Leopoldsgasse, wohne eine Person, welche eine Salbe besitze, durch deren Einreibung den kranken Gliedern eine große Linderung verschafft werde. Aber sie gibt die Salbe nicht Jedem – mir zum Beispiel würde sie dieselbe nicht geben, Ihnen aber, gnädige Frau, ohne Frage.«

»Ich wollte es nicht thun, aber als der alte Mann dem Weinen nahe war, zog ich mich an und ging mit ihm, wohin er mich führte. Unterwegs beschrieb er Alles, wohin wir kommen würden, auf das Genaueste, und an Ort und Stelle angelangt, fand ich, daß er die Wahrheit gesagt. Die Frau wohnte fast unter der Erde; Treppen, Gänge mußten wir passiren, bis wir endlich die richtige Thür fanden. Das Weib, das uns begrüßte, war nicht häßlich, aber ihr Wesen sehr widrig; sie lachte beständig, und je ernster ich wurde, desto komischer schien sie das zu berühren. Es kam mir vor, als erhielte sie darüber heimliche Verweise von dem Alten. Sie beruhigte sich auch endlich und willigte ein, mir die Salbe zu geben. »Gehen Sie so lange in das nächste Zimmer,« sagte sie, als ich mich setzen wollte, um auf die Salbe zu warten, welche sie erst aus verschiedenen Ingredienzien zubereiten wollte. »Hier ist es für eine so vornehme Dame zu unfreundlich.«

»Ich folgte unserem Diener, der voranschritt und zu meinem Erstaunen auch im Innern des Haues genau sich zurecht-

zufinden verstand. Wir kamen in ein langes, schmales Zimmer, welches mehr das Ansehen eines Ganges hatte und nur sehr mäßig durch eine alte, am Ende desselben auf einer Kiste stehende Oellampe erhellt war. Ich sah mich nach einem Stuhl um. »Es ist mir leid,« sagte er, »hier scheint kein Stuhl zu sein, doch kann ich sogleich einen herbeiholen.« Obwohl ich sonst nicht im geringsten furchtsam war, graute es mir, hier allein zu bleiben, er durfte mich nicht verlassen, während ich langsam auf und abging. Nachdem mein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, bemerkte ich jetzt zwei Fenster, die zwar verhangen, doch an den Seiten glänzende Streifen zeigten, welche sicherlich aus einem nebenanliegenden erleuchteten Zimmer schimmern mußten. Im gleichen Augenblick, als ich dieß bemerkte, tönten auch laute Stimmen an mein Ohr. Ich blieb wie gebannt stehen, ich horchte auf – wollte weitergehen und horchte abermals. Wozu? – Was gingen mich die Stimmen an? – Und doch und doch! unter Hunderten von Stimmen hätte ich die Eine wiedererkannt – die Eine, die immer wieder die anderen übertönte mit ihrem weit-hinschallenden: »*Evviva! evviva! la bella Carlotta!*«

»Ich riß den Vorhang von dem schmalen Fenster, der alte Diener hielt mich nicht davon zurück, ich denke, im Gegentheile, er freute sich darüber, wie ich hineinstarrte in das Gewühl halb toll gewordener Männer und Frauen, in das Durcheinander von Karten, Würfeln, Gläsern, Flaschen, nach denen bald die zitternden, bald die gierigen Hände in wilder Lust griffen, welche sie sich zuwarfen, welche sie sich entrissen in wahnwitziger Trunkenheit ihrer überreizten Sinne. Und das wildeste, das schönste Weib unter ihnen, die goldenen Locken über die Stirn und Schulter hängend, hielt Derjenige umfassen, der das »*Evviva*« gerufen, und goß ihr den perlenden Champagner zwischen die weißen Zähne, in den lüstern geöffneten Mund. – Der Plan war schlau angelegt gewesen, um mich den Mann verachten zu lehren, dem ich mich und Alles, was ich besaß, nach und nach

zum Opfer brachte – und doch war er noch schlauer wie sie Alle, denn er wußte es zu bewirken, daß ich ihm nicht allein vergab – nein, bei ihm blieb, an ihm hing mit der grenzenlosesten Angst, er könne mich um jenes schönen Weibes willen gänzlich verlassen. Als meine Mutter im vierten Jahre meiner Ehe starb, genas ich sechs Monate darauf eines Knaben.«

Jetzt hielt Herr Günther einen Augenblick inne, er sah nach Esther hin und begegnete ihren glühenden, verwirrten Blicken.

»Und lebt dieß Kind?!«

Er fuhr fort, ohne ihr zu antworten:

»Der Knabe erfüllte mich mit Stolz, von ihm aus sollte ein Sonnenstrahl über mein ganzes Leben gehen, wenn er mir lächelte, wollte ich den finstern Blick seines Vaters vergessen. Und doch ward es anders – doch ward er die Ursache von all' meinem Elend! – Mit allen Mitteln, welche Kinder geschmeidig machen, lockte ihn sein Vater an sich, ihm zu gehorchen, ihn zu lieben – allein zu lieben. Es war wie eine Hölle um mich, daß mein eigenes Kind sich von mir abwandte und ängstlich von mir fort verlangte nach ihm, den ja auch ich liebte und der dennoch begann, mich wie eine Bürde zu behandeln. Ich wußte nicht mehr, was ich thun sollte, um diese beiden Menschen für die Gefühle empfänglich zu machen, die mich wie eine Verdurstende verzehrten! Alles Geld, das ich mit vollen Händen gab, konnte mir keine Liebe erkaufen. Der alte Diener unseres Hauses war bald meiner Mutter gefolgt, die Meinigen waren käuflich, sie dienten Dem, der am Meisten bot. – Eines Mittags bekam ich einen Brief, ungefähr des Inhalts: ›Jemand, der Sie beklagt, der Sie erretten möchte, bittet Sie, nach zehn Uhr, jedoch nur von Ihrer Jungfer begleitet, unweit der Geldernwiese am Thore des kleinen Gesellschaftgartens Reyd sich einzufinden. Ganz vertraut mit dem heimlichen Treiben Ihres Mannes, ist er im Stande, über Alles Auskunft zu geben, vielleicht auch das Mittel zu nennen, welches ihn und Sie aus den ehelichen Mißstimmungen retten kann.«

»Früher wäre ich einer solchen Einladung nicht gefolgt, aber jetzt glich ich einem Ertrinkenden, ich griff nach einem Strohalm.

»Es war eine warme, sterdurchglänzte Augustnacht.

»Als ich an der kleinen Brücke anlangte, die nicht weit von dem Garten Reyd über einen schmalen Bach führt, sah ich bereits Jemand im Schatten einer großen Baumgruppe stehen. Als ich näher kam, löste sich die Person aus dem Dunkel ab und trat eilig auf mich zu.

»Es war eine hohe Männergestalt, deren Züge, dachte ich, nicht häßlich waren.

»Nehmen Sie dieß,« sagte er und drückte mir einen Brief in die Hand. »Hier steht Alles darin, was ich erfahren und wozu ich Ihnen rathen kann. Wir dürfen hier nicht gesehen werden, denn auch Ihr Mann hat seine Spione. Einen Fehltritt von Ihnen würde er mit Freuden begrüßen, als einen Vorwand, um Sie noch mehr zu vernachlässigen, als er bereits thut. Entfernen Sie sich jetzt schleunigst, Ihr Weg ist ziemlich weit. Vor allen Dingen aber suchen Sie Ihren Eintritt in das Haus heimlich und still zu machen. Es könnte sein, daß er Ihnen zu Hause auflauert.«

»Der Mann grüßte und eilte dann weiter, während ich ihm mit klopfendem Herzen nachsah, den Brief in meinen Händen.

»Seinem Rathe gemäß begab ich mich rasch nach Hause. Ich war absichtlich zu Fuß gegangen, um nicht etwa durch einen Kutscher verrathen zu werden; das Stillschweigen des Mädchens hatte ich erkaufte. Als ich mit fliegenden Schritten endlich wieder an unsere Wohnung kam, sah ich zu meiner großen Beruhigung nur hinter dem Fenster Licht, wo mein Knabe schlief. Ohne das geringste Geräusch, ohne die geringste Störung erreichte ich mein Zimmer. Ich sandte das Mädchen sogleich zu Bett und schloß mich dann ein. Es war so schwül, ich riß die Fenster auf, aber die Luft war es nicht, die mich erhitzte, es war mein Blut, das jetzt heiß durch meine Adern lief. Da lag der Brief, in wel-

chem Gift und Gegengift enthalten war – ich stieß ihn fort, kam ich bei meinem Auf- und Abgehen an dem Platz vorüber, wo er lag. Nein, nicht in dieser Nacht noch wollte ich ihn öffnen, ich fürchtete, mich zu sehr aufzuregen. Ich verschloß ihn in meinen Schreibtisch und begab mich wirklich zu Bette. Aber wie hätte ich schlafen können! – Nach einer peinvollen Stunde stand ich wieder in meinem Wohnzimmer, schloß mit fiebernden Händen die Schublade auf und nahm den Brief an mich. Ja, ich wollte ihn nun doch lesen, ich konnte es jetzt ungestörter thun, auch bis zum Morgen überlegen, mich beruhigen. Das Licht flackerte hin und her, meine Finger waren so ungeschickt! Endlich war das starke Couvert, das glatte, dicke Siegel erbrochen – ich nahm den Inhalt heraus, öffnete das Papier – und fand nichts als einen leeren weißen Bogen. – – Ich hatte nicht mehr geweint seit langer Zeit und habe nach dieser Nacht nie wieder eine Thräne vergossen; ich denke, meine glühende Seele hat diesen Balsam des kranken Herzens später stets aufgetrunken. Aber in diesem Augenblick, in dieser Stunde riß der Schmerz durch mich hin wie ein jäher Blitz und riß alle Quellen auf, aus denen Thränen fließen. Leer – kein Wort des Trostes, der Hülfe – nichts als ein kahles weißes Blatt!! – Es lag vor mir wie ein Spiegel – so war mein Leben gewesen, so lag es noch vor mir – betrogen, belogen, verhöhnt – und warum – wozu! – Das wollte ich gern überlegen und konnte es nicht! Der Irrsinn stieg vom heißklopfenden Herzen in den brennenden Kopf. Ich weiß nicht, warum mich plötzlich eine namenlose Sehnsucht erfaßte, bei meinem Kinde zu sein. Der Schmerz, der in mir wühlte, kam mir vor wie Etwas, was um mich lebendig geworden – ich glaubte meine Eltern, selbst das traurige Gesicht des alten Dieners deutlich vor mir zu sehen – ich nahm das Licht und eilte den langen Gang hinunter, an dessen Ende eine Wendeltreppe in die zweite Etage führte. Das Haus war noch das meiner Großeltern, an den Wänden hingen alte Gemälde, meistentheils Porträts unserer Vorfahren; an

ihnen flog ich vorüber wie eine Verfolgte. Leise öffnete ich die Thür des Kinderzimmers – die Lampe brannte hell, ich konnte Alles genau sehen, ihre Strahlen fielen auf ein wildes Durcheinander von Möbeln und Kleidern – ich eilte in das Kabinet, riß die Vorhänge des kleinen Bettes aus einander – es war leer – leer!! – Kind und Wärterin fort.

»Was nun darnach geschah, kann ich nicht sagen, krank wurde ich nicht, mein Körper nicht, aber meine Seele. Mißtrauen, Haß ohne Erbarmen legten in jener Nacht ihren Samen in das sonst so liebevolle, warme Herz; sie faßten Wurzel darin und erstickten die duftenden, segenspendenden Blüten einer guten Menschenseele. Nicht mehr aus Liebe, nicht aus Sehnsucht verfolgte ich jede Spur des entflohenen Mannes mit meinem Kinde; ich war eine Andere geworden, aber alle Anstrengungen, alle Mittel, seinen Aufenthalt zu entdecken, halfen nichts, blieben resultatlos. Ich habe von Beiden nie mehr etwas gehört – nein, niemals. Ob sie glücklich geworden, ob sie elend verkommen – nichts weiß ich. – Nach dieser Zeit habe ich nie wieder Jemand geliebt – nie Jemanden getraut, nie aus Güte Jemanden beschenkt. Das einzige Wesen, das mir in den folgenden langen Jahren näher getreten, ist Esther von Tossen. In ihr sah ich mit Entzücken die Persönlichkeit, welche fähig sein konnte, trotz ihrer Jugend herzlos, selbstsüchtig und mit kaltem Verstand zu handeln.«

Herr Günther hielt einen Augenblick ein. Sein Blick glitt zu Esther, er sah sie bleich und wie erstarrt sich gegenüber, der vornehme Mund fest geschlossen, die stolzen Augen streng auf ihn gerichtet.

Er fuhr fort: »Ich beschenkte sie aus Egoismus, denn ich sah, daß sie den bunten Flitter gebrauchte, um die Menschen anzulocken und sie dann wieder nach Gefallen laufen zu lassen. Ich fühlte, daß sie lachen konnte, wenn Andere durch sie litten. Sollte sie nun auf diesem Weg fortfahren, so erkenne ich sie hie-

mit zur alleinigen Erbin meiner sämtlichen Hinterlassenschaft, Baulichkeiten, Mobilien, sowie meines Vermögens in Baarem und Papiergeld. Vergißt sie sich aber einst um des Herzens eines Mannes willen und glaubt an seine Liebe um ihrer selbst willen, so soll sie mein Erbe wieder zurückgeben müssen und ich beauftrage meinen Sachwalter dann, nochmals drei Jahr lang nach meinem Sohne Forschungen anzustellen und denselben, sollte er noch aufgefunden werden, als alleinigen Erben einzusetzen. Bleiben aber die Nachforschungen fruchtlos, so fällt nach diesem Zeitablauf meine sämtliche Hinterlassenschaft dem Museum zu Antwerpen zu.«

Herr Günther nahm seine Brille ab, schlug sorgfältig den blauen Umschlag um die weißen Blätter und sah erwartungsvoll zu Esther hin.

»Warum zog diese arme Betrogene gerade hierher?« fragte sie kaum hörbar.

»Das war sehr natürlich. Sie hatte bei ihren vielen Nachforschungen über die Familie ihres Mannes erfahren, daß Ibichstein früher von seinen Eltern bewohnt, aber von diesen aus Geldrücksichten verlassen worden, worauf es später einem weitläufigen Vetter zugefallen, der aber das Schloß zum Verkauf ausbot, da er auch zu unbemittelt war, es zu erhalten. Sie brachte das Haus um ein Billiges an sich und zog dann hinein, wahrscheinlich mit dem Hintergedanken, daß vielleicht der müde Wanderer einmal wieder hierher kommen könnte, um zu sehen, ob er nicht hier den letzten Rest seines Lebens bei den Vettern fristen könne. Aber sie hartete vergebens, sie blieb allein mit ihrer Rache und ihrem Haß.«

»Und wie war sein Name?« –

Herr Günther griff in die Seitentasche seines Rockes. »Hier fand ich zwischen den Papieren noch ein Briefcouvert, von ihrer Hand geschrieben.« Herr Günther schob Esther das Couvert zu, sie faßte darnach – einen Augenblick flogen ihre Augen darüber hin, dann stieß sie es zurück und ein Schrei – so laut, so schmer-

zensvoll entrang sich ihrer Brust, daß er bis in das Gesindezimmer drang und Frau Schmuck von ihrem Buch aufsehen und entsetzt zum Hausmädchen sagen machte: »Das war ein Wehe-ruf, wir wollen rasch zu Bett gehen.«

Herr Günther war aufgesprungen, er war auf Esther zugeeilt, er hielt ihre Hände ängstlich fest, die sie ihm aber zitternd zu entziehen suchte.

»Was ist Ihnen, um Gottes willen, was ist Ihnen?!« rief er und suchte sie sanft in den Stuhl zurückzudrängen, von welchem sie aufgesprungen war. »Ihre Nerven sind überreizt – ich hatte keine Ahnung –«

»Nein, nein!« sagte sie und wehrte die Nähe des Advokaten von sich. »Lassen Sie mich nur einen Augenblick, um klar zu werden, nur um Ihnen –«

Herr Günther war zurückgetreten, er sah mit wirklich besorgten Blicken nach den bebenden Lippen des jungen Mädchens, die es noch nicht zu vermögen schienen, den Gedanken auszusprechen, welcher sie so furchtbar erschütterte.

»Um Ihnen zu sagen« – fuhr sie endlich fort – »daß der Sohn jenes Mannes lebt.«

Jetzt sank sie in den Stuhl, jetzt fiel der müde Kopf zwischen die schmalen Hände und rannen Thränen leise durch die Finger.

»Woher wissen Sie das, können Sie das wissen?« – fragte Herr Günther barsch.

Esther sah auf. »Herr von Costar ist Maler; er war die letzten Wochen mit Aufträgen für den großherzoglichen Hof beschäftigt. Indessen weiß ich, daß er sich hauptsächlich dort aufgehalten, um nach seinen Verwandten Erkundigungen einzuziehen. Ich weiß, daß er elternlos, arm – kurzum, Herr Günther, ich bin so fest überzeugt, daß er der Sohn dieser unglückseligen Frau ist, als ich Sie vor mir sehe.«

Der Advokat betrachtete sein Gegenüber einen Augenblick, dann sagte er: »Und was geht uns dieser Sohn an, wenn –«

»Wenn?! Gibt es hier ein Wenn?« sagte Esther und wandte sich stolz von Herrn Günther ab. »Ich trete diese Erbschaft nie an, unter keiner Bedingung, mag ich heirathen oder nicht. Ich sollte Gefahr laufen, diesem Mann gegenüber als eine kluge Erbschleicherin zu erscheinen? – das ist mir nicht möglich – nein – niemals!« –

Herr Günther hatte sich wieder auf seinen Platz begeben und fragte nach einer Pause:

»Sie kenne den jungen Mann persönlich? haben ihn gesprochen?«

»Ja.«

»Welchen Eindruck hat er Ihnen gemacht? Sollte es möglich sein, daß er vom Vater –«

»So genau kann ich ihn nicht beurtheilen, dafür hab' ich zu wenig mit ihm verkehrt.«

»So; aber sein Aeußeres war doch leichter zu überblicken?« Die klugen Augen des Advokaten blitzten rasch zu Esther hin.

»Ich denke,« sagte sie und es war unmöglich, das heiße Blut durch irgend einen Willen zurückzudrängen, »er ist eine vornehme, interessante Erscheinung.«

»Hm, also in der Art wie der Vater. Aber all' dieß führt zu keinem Ergebnisse; was geschehen soll, liebes Fräulein, muß mir jetzt von Ihnen diktirt werden, denn bei mir gilt der Buchstabe. Sie sind im Augenblick vor Gott und Menschen hier die rechtmäßige Erbin und ich ersuche Sie also, theilen Sie mir mit, was Sie zu thun gedenken und was ich in Ihrem Namen thun soll.«

»Das liegt klar vor mir,« sagte Esther mit einer eigenthümlichen Ruhe. »Morgen früh fahre ich nach Tossen, Sie, bitte ich, nach der Residenz zu reisen, um in Erfahrung zu bringen, wo sich Herr von Costar aufhält – ich glaube, daß dieß bei meiner Tante Ernestine möglich sein wird.« Sie hielt plötzlich einen Augenblick ein und athmete tief auf, dann fuhr sie fort: »Und haben Sie seinen Aufenthalt genau erfahren, dann bitte, schreiben

Sie an ihn, theilen Sie ihm mit, was sich zugetragen, und daß ich in dem festen Glauben sei, er sei der Sohn dieser armen Frau und habe die gerechtesten Ansprüche an das Erbe seiner Mutter. Ich lasse ihn bitten, sich nach Tossen zu begeben, um mit uns das Weitere zu besprechen.«

»Schön, vollkommen damit einverstanden, es ist eine richtige Einleitung der verwickelten Angelegenheit. Da ich mich also mit dem Frühesten aufmachen muß, um den Erben in spe aufzusuchen, so muß ich nun aus diesem Grund mich beeilen, in meine stille Zelle und zur Ruhe zu kommen, um mich für die Reise zu stärken.«

Esther erhob sich. »Darf ich für mich hier noch etwas nachlesen?«

Sie deutete auf die zusammengelegten Hefte. Herr Günther zögerte, dann sagte er ruhig:

»Gnädiges Fräulein, da die Sachen jetzt so stehen, bleibt das Testament in meinen Händen, bis zur Ankunft des jungen Costar.«

»Wie Sie wollen, ich danke Ihnen für die Mittheilung desselben,« sagte sie ernst und kalt. »Aber das kann ich beschwören – ich wollte, ich hätte meinen Fuß nie über diese Schwelle gesetzt.«

»Sie sagen das so, liebes Fräulein, vielleicht lag doch Segen darin,« sagte Herr Günther und reichte Esther seine Hand. »Wir stehen erst am Anfang. Schlafen Sie wohl, Ihre Nerven haben heute viel aushalten müssen und bedürfen der Ruhe.«

Esther war allein. Sie ließ noch einmal Alles, was sie heute erfahren, an sich vorüberziehen. »Also während sie noch lebte,« sagte sie leise – »die unglückliche, verlassene Mutter, habe ich fast täglich mit dem Sohn verkehrt – mit dem Sohn, den sie jahrelang gesucht und – ich brachte den Namen nicht über die Lippen – gerade ihr gegenüber nicht!« Eine dunkle Röthe stieg in ihre bleichen Wangen, sie sah sich fast ängstlich um, als klänge es hinter ihr, das scharfe, höhnische Lachen der früheren Besitzerin.

»Nicht einem Wesen war sie begegnet, was so selbstsüchtig, so herzlos, mit so kaltem Verstand gehandelt« – ja, so waren die Worte im Testament gewesen, die Erinnerung an diese Worte riß Esther empor. »Bei dem Allmächtigen!« rief sie und faßte mit kräftiger Hand nach dem Platz, auf welchem das Testament gelegen, als könne ihr Schwur dadurch an Kraft gewinnen. »Ehe ich mich vor diesem Mann demüthige, ehe er in seiner Armuth stolz an mir vorüberschreitet, eher will ich darben bis an mein Lebensende!« –

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Olivia. Ich thu', ich weiß nicht was: wofern nur nicht
Mein Auge, mein Gemüth zu sehr besticht.
Nun walte, Schicksal! Niemand ist sein eigen:
Was sein soll, muß gescheh'n: so mag sich's zeigen!
»Was ihr wollt.«

Acht Tage waren nach diesem Abend in Ibichstein verflossen, als Esther einen Brief von Herrn Günther erhielt, in welchem er ihr nur kurz mittheilte, daß die Spur des jungen Costar aufzufinden doch schwerer sei als er geglaubt; er habe eben wieder die Erfahrung gemacht, daß wenn die Leute sagen: nichts leichter als dieß, gewöhnlich das Gegentheil davon der Fall sei. Indessen seit gestern zeige sich Hoffnung auf Erfolg und er werde ihr in diesem Fall sofort davon Mittheilung machen.

Seitdem waren abermals vier Tage vergangen, still und eiförmig, welche Esther dazu benützt hatte, ihre Tante Ernestine zu bitten, Herrn von Philbert um eine Bedenkzeit von vierzehn Tagen für seinen Antrag zu ersuchen.

Ihre Verwandten hatte sie von allem Vorgefallenen, sowie von ihrem Entschlusse unterrichtet, nie die Erbschaft des sogenannten Fräuleins von Uern anzutreten. Man hatte ihre Handlungsweise für sehr richtig erkannt, hoffte dagegen, daß sie ohne Bedenken die Hand des Herrn von Philbert annehmen werde.

Esther war in's Freie gegangen. Sie hatte sonst tagelang bei schlechtem Wetter zu Hause bleiben können, jetzt trieb sie eine nie gekannte Unruhe aus dem Hause. Tante Sophie saß am Fenster mit ihrer Filetarbeit, in welche sie große Blumen und Blätter stickte, und warf zuweilen einen langen, sinnenden Blick in den jetzt durch seine winterliche Dürftigkeit noch trüber aussehenden Garten, in welchem Esther in ihrer kur-

zen Pelzjacke und mit einem um den Kopf gebundenen rothen Tuche rastlos auf und ab ging. – Baron Walther trieb große Dampfwolken aus seiner langen Pfeife, die sämmtlich ihre Richtung nach Philippinen einschlugen und diese zuweilen wie ein Nebelbild erscheinen ließen; da sie aber alle ihre Gedanken und Empfindungen in die Begebenheiten des eben von ihr gelesenen Romans begrub, ward sie dessen nicht gewahr. Endlich mußte sie heftig husten und dieses Geräusch unterbrach die Stille des dunklen Januartags.

»Esther ist wohl noch nicht zurück?« fragte Baron Walther und nahm die Pfeife einen Augenblick aus dem Munde, die glimmende Asche tiefer in den Pfeifenkopf drückend.

»Sie geht im Garten auf und ab,« erwiderte Fräulein Sophie, welche, wie man jetzt beim Aufsehen von ihrer Arbeit bemerken konnte, seit ihrem letzten Unwohlsein einen leidenden Zug um Mund und Nase behalten hatte.

»Sie ist so unruhig geworden, finde ich,« fuhr Baron Walther fort. »Sonst war sie zu theilnahmlos, jetzt ist sie zu aufgereggt.«

»Das finde ich nur natürlich!« rief Tante Philippine eifrig. »Das arme Mädchen ist da in eine sonderbare Lage gekommen, es ist keine Kleinigkeit –«

»Zwischen zwei Tonnen Goldes zu wählen,« unterbrach sie Fräulein Sophie nicht ohne Bitterkeit. »Sie hat Glück, woran ich nie geglaubt hätte, denn trotz ihres eigenen kalten Herzens sind zwei Herzen bereit gewesen, sich ihr zu Füßen zu legen.«

»Ich bin nur begierig,« sagte Philippine, »was der junge Costar zu all' dem sagen wird, denn so viel ich ihn kenne, besitzt auch er seinen Stolz und es wird Schwierigkeiten haben, ihn zur Uebernahme der Erbschaft zu bereden, wenn Esther Herrn von Philbert ausschlagen würde.«

»Unsinn!« sagte Fräulein Sophie und sah streng zu ihrer Schwester hin. »Weßhalb sollte sie das thun?«

»Weil sie mir sehr oft von ihm in sehr geringschätzenden

Ausdrücken gesprochen hat und, aufrichtig gesagt, ich liebe ihn auch nicht sehr.«

»Und hat denn Esther irgend sonst Jemand lieb gewonnen?« fragte Baron Walther.

»Ich habe durchaus nichts bemerkt, freundlich war sie gegen Jeden.«

Fräulein Sophie hatte wieder einen Blick von ihrer Arbeit in den Garten gleiten lassen. Sie wandte sich darauf um und sagte: »Esther kommt wahrscheinlich gleich herein, lassen wir das Gespräch fallen, sie möchte denken, wir hätten nichts Anderes zu bereden als ihre Angelegenheiten. Außerdem möchte ich Dich bitten, Philippine, mir aus meiner grünen Mappe, unten im Saal, die übrigen Filetmuster zu holen.«

Als ihre Schwester aufstand, um diesem Wunsch Folge zu leisten, begegnete sie Esther an der Thür. »Zu kalt, nicht wahr?« fragte sie, weitergehend.

»Nein, ich höre einen Wagen die Chaussee entlang kommen, vielleicht ist es Herr Günther.«

Tante Philippine eilte die Treppe herab, Esther trat ein. Sie theilte Fräulein Sophie ihre Vermuthung mit und bat, sie rufen zu lassen, im Falle es nothwendig wäre.

»Nothwendig?« sagte ihre Tante erstaunt. »Ich sollte denken, daß Du in dieser Angelegenheit die Hauptrolle spielst.«

»Nun gut,« erwiderte Esther und schritt wieder nach der Thür. »Ich will nur meine Sachen ablegen und komme dann gleich zurück.«

Esther hatte sich nicht getäuscht, sie lauschte noch einen Augenblick auf der Treppe und hörte den Wagen in den Hof fahren. Kam Herr Günther allein? – Ihre Hand zitterte, als sie das Kleid aufraffte, um die Stufen hinaufzugehen, welche zu ihrem Zimmer führten. Jetzt stand sie still und horchte. Waren es mehrere Schritte, die heraufschallten? – – Nein, es war nur der rasche, kurze Schritt des Advokaten allein. –

Dieser klopfte an und trat auf das »Herein« des Baron Walther in das Wohnzimmer. Er begrüßte die Geschwister mit seiner gewohnten Freundlichkeit und nahm dann den ihm angebotenen Sessel ein.

»Fräulein Esther hat hoffentlich meinen Brief erhalten?« wandte er sich an Fräulein Sophie, welche ihre Arbeit ungestört fortsetzte.

»Soviel ich gehört, ja,« sagte sie gleichgültig.

»Und mit Schmerzen auf den zweiten gewartet,« fügte Baron Walther hinzu.

»So, ja, den hab' ich nun nicht geschrieben, weil ich es für viel besser hielt, mit vollkommen geordneter Angelegenheit gleich selbst zu kommen.«

»Sie sind der richtige Geschäftsmann, immer das Praktische im Auge,« sagte Baron Walther. »Also völlig geordnete Angelegenheit —«

»Meine Nichte wird, denke ich, gleich herunterkommen,« nahm Fräulein Sophie rasch das Wort. Sie wünschte durchaus nicht, daß weder ihr Bruder noch sie als unberufene Neugierige erscheinen möchten.

In dem Augenblick trat Fräulein Philippine mit ihrer Nichte ein.

»Da habe ich nun das Glück, die ganze Familie beisammen zu finden,« sagte Herr Günther, den Damen entgegengehend. »Das ist lange nicht der Fall gewesen.«

»Der Winter ist geselliger als der Sommer,« sagte Philippine und lächelte ihrem alten Freund zu. »Ich bin ihm recht gut, das kann ich wohl sagen —«

»Wem und über was wären Sie auch böse, gnädiges Fräulein?« — erwiderte Herr Günther und ging wieder nach seinem Platz.

Fräulein Sophie warf einen kalten Blick in den düstern Garten und nahm dann ihrer Schwester die ihr überbrachten Filetmuster aus der Hand.

»Mein gnädiges Fräulein,« wandte sich Herr Günther zu Esther, welcher er einen Stuhl neben sich gestellt, »nach Ihrem Befinden seit unserer Trennung frage ich nicht, das Landleben hat Rosen auf Ihre Wangen gezaubert, die in der Stadt verblichen waren. Sie haben meinen Brief erhalten?«

»Ja wohl, vor vier Tagen.«

»Sehr gut, und nun bin ich hiehergeeilt, um Ihnen meine übrigen Erlebnisse mündlich mitzutheilen.« Herr Günther räusperte sich ein wenig und fuhr dann fort: »Wir sind hier ja wohl Alle mit der Angelegenheit von Ibichstein vertraut und ich kann ohne Umschweife und Umgehung der Verhältnisse meinen Vortrag hier halten.«

»Kommen Sie von Ibichstein?« fragte Esther und ihre Augen sahen forschend nach dem Advokaten.

»Nein, ich komme aus meinem Heim, wo ich heute Morgen mit Herrn von Costar eingetroffen bin. Erst mußte ich doch nach meinem Eigenthum sehen. Dann eilte ich sofort hierher, wo Sie mich nun vor sich erblicken.«

»Also, Sie haben Herrn von Costar gefunden?« fragte Philippine eifrig.

»Nach langem Suchen! Der liebenswürdige Maler hatte sich nach Künstlerart in ein einsames Nest versteckt, wo er, wie er meinte, Dinge gefunden, die in seinen Augen sehr werthvoll, in denen Anderer aber vielleicht nichts als alte, baufällige Baracken waren.«

»Ich glaubte, er habe seine Verwandten aufsuchen wollen,« sagte Esther.

»Ja wohl, das war auch seine Absicht gewesen; bei einem Vetter hatte er schon einen Besuch abgestattet und forschte nun ganz einfach nach den ehemaligen Verhältnissen seines verstorbenen Vaters.«

»Seines Vaters!« wiederholte Esther leise.

»Ja, Sie haben sich nicht getäuscht, gnädiges Fräulein, er ist

der verloren geglaubte Sohn, es bestätigt sich durch alle die dazu gehörigen Papiere. Sehr werthvoll für ihn, übrigens das Einzige, das ihm sein Vater hinterlassen. Er ist nicht ohne Originalität, wenn man sich den Fall vorstellt. Vom Vater nur die Scheine geerbt, daß der Sohn ehelich geboren – von der Mutter des Vermögens enterbt –«

»Das ist nicht vollkommen richtig,« sagte Esther. »Sie haben Herrn von Costar hoffentlich meinen Willen mitgetheilt?«

»Natürlich, aber Sie werden an ihm den nämlichen Vertreter des Buchstabens finden, wie an mir.«

»Wird Herr von Costar nicht hieher kommen?« fragte das junge Mädchen, und die Rosen, welche Herr Günther vorhin auf ihren Wangen bemerkt, verblichen sichtlich.

»Morgen früh, gegen Zehn, werde ich Herrn von Costar hieher geleiten.«

»Beschreiben Sie uns nur, Herr Günther, seine Ueberraschung, als Sie ihm die Mittheilung über die neue Wendung seines Geschickes machten!« sagte Philippine und sah neugierig zu Herrn Günther hin.

Ehe jedoch der Advokat diese Frage beantwortete, sagte Fräulein Sophie: »Philippine ist ein reines Kind, sie muß die geringste Kleinigkeit auf das Genaueste erklärt bekommen. Ich wünschte lieber zu wissen, wie es meiner Schwester geht. Sie waren jedenfalls bei ihr?«

»Natürlich, sie war sehr wohl und in Anspruch genommen; die Ankunft des zukünftigen Bräutigams der Prinzessin Leonie stand bevor. Sie läßt sich den Herrschaften bestens empfehlen und wird schreiben, sowie sie Zeit findet.«

»Das wird eine glänzende Zeit geben,« bemerkte Philippine und sah nach Esther.

Herr Günther war diesem Blick gefolgt. »Fräulein von Tossen hat mich beauftragt, den Damen zu sagen, daß es ein großer Wunsch der Prinzessin sei, Beide dort in der Residenz wiederzu-

sehen, sobald nur die Angelegenheit von Ibachstein erst geordnet.«

Es trat eine lange Pause ein.

»Das wäre vielleicht zu arrangiren,« sagte Esther endlich, aber in einem sehr gleichgültigen Ton.

»Ist der Vater des Herrn von Costar erst kürzlich gestorben?« fragte Baron Walther jetzt dazwischen. Er sah nicht den darüber ärgerlich aufgeworfenen Mund seiner älteren Schwester, daß er ihre Mahnung überhört zu haben schien, dieser Sache kein Interesse zu schenken.

Herr Günther antwortete bereitwillig: »Herr von Costar der Aeltere ist bereits seit sechs Jahren todt, wie mir sein Sohn sagte. Die Erinnerung an eine Mutter ist ihm fremd, wohl aber nicht jene an ein anderes weibliches Wesen, welches längere Zeit mit ihrem heiteren Lachen, ihren Taschen voll Bonbons und Makronen und ihren fröhlichen Scherzen Licht und Freude in sein Leben gebracht hat. Aber auch sie ist spurlos verschwunden und hat einer häßlichen Person Platz gemacht, welche von da an als einziges weibliches Wesen im Hause regiert zu haben scheint. Herr von Costar, der Vater, hatte damals, als er seine Frau verließ, nicht den Weg eingeschlagen, den gewöhnlich durchgehende Ehemänner, unglücklich Liebende, bankerotte Kaufleute, große und kleine Diebe zu nehmen pflegen, ich meine den Weg nach Amerika. Er war eine heitere, arbeitsscheue Natur, das sonnige Frankreich hatte ihn mehr gelockt; Geld hatte er vermuthlich für diese Reise schon seit längerer Zeit gesammelt, denn Herr von Costar erinnert sich, nie Mangel gelitten oder in kärglichen Verhältnissen gelebt zu haben. Indessen je älter er geworden, desto seltener hat er seinen Vater zu Gesicht bekommen, von seinem neunten bis zu seinem achtzehnten Jahr wurde er in zwei verschiedenen Pensionaten erzogen; als er das letzte verlassen, fragte ihn sein Vater, welche Laufbahn er einzuschlagen gedenke, da er für ihn nicht mehr viel thun könne.

Als er ihm erklärte, daß er Künstler zu werden gedenke, habe sein Vater sofort seine Zustimmung gegeben, ihn auf der Akademie angemeldet, in der Nähe ein passendes Quartier gemietet und ihn allmonatlich mit dem nöthigen Gelde versehen. Mit den Jahren waren die Pausen des Wiedersehens, sowie der Geldspenden immer größer geworden; Fleiß mußte dem letzten Mangel abhelfen, dem ersteren Geduld. Endlich erhielt er eines Tages einen Brief, in welchem ihm eine fremde Hand mittheilte, daß sein Vater erkrankt sei und ihn in seiner Wohnung zu sprechen wünsche. Er eilte sofort hin und fand im Vorzimmer einen Herrn und eine Dame, welche frühstückten und dabei Domino spielten. Sie stellten sich ihm als die besten Freunde und als die Krankenwärter des Vaters vor. Herr von Costar erkannte seinen Sohn im ersten Augenblick, allein nach einer kurzen Pause strömte das erhitzte Blut wieder empor, verwirrte die Gedanken, ließ ihn in wilden Phantasieen seine Umgebung vergessen und machte ihn nach vierundzwanzig Stunden zu dem ruhigsten Mann von der Welt. Die Miethe für das letzte Quartal, sowie die letzte Wohnung, die der stille Mann nun beziehen mußte, bezahlte der Sohn, dann schnürte er sein Bündel und ward ein fleißiger Künstler, ein eifriger Wanderer.«

»Und hatte der Vater ihm nie etwas von seiner Mutter erzählt?« fragte Esther.

»Sie sei nach seiner Geburt gestorben, sei eine van Meeg und die Letzte ihres Stammes gewesen.«

»Hat er das Testament gelesen?« fragte Esther weiter.

»Nein, noch nicht. Er will den heutigen Abend dazu verwenden, aber ich habe ihn natürlich von allem darin Enthaltene in Kenntniß gesetzt und bis jetzt denkt er nicht im geringsten daran, sich als den wahren Erben seiner gekränkten Mutter anzusehen. Ja, ich kann Sie versichern,« wandte sich der Advokat zu dem jungen Mädchen, »daß er über das Schicksal der armen Frau auf's Tiefste ergriffen ist und mit einer wahren Sehnsucht

den Augenblick erwartet, wo er die Räume betreten kann, in denen sie so lange gelitten.«

»Das kann doch sofort morgen geschehen!« sagte Esther eifrig.

»Ohne Frage. Es möchte außerdem gut sein, nachzusehen, was Frau Schmuck in ihrer Einsamkeit anfängt.«

»Ich glaube, es wird hier kühl,« bemerkte Fräulein Sophie und sah nach dem Ofen. »Das Mädchen vergißt sicherlich, daß gegen Abend nochmals angelegt werden muß.«

Philippine erhob sich, um dem Mangel abzuhelfen. Herr Günther verließ ebenfalls seinen Platz; er wollte nach abgestattetem Bericht sich wieder entfernen, allein Fräulein Sophie bat ihn, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, ernstlich, zum Abendbrod zu bleiben, was er erst abschlug, dann aber, da dieser Wunsch allgemein ausgesprochen ward, gern annahm. Es war eigenthümlich, so kärglich das Haus bestellt war, so kühl Fräulein Sophiens Nähe auf Jeden wirkte, so lag dennoch im Ganzen, in den alten Räumen, dem alten Hause etwas Behagliches, und die Uhr des Advokaten zeigte bereits die neunte Stunde, als die Magd ihm mit der Küchenlampe nach dem Hofe leuchtete, wo der Wagen seiner harrte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Sie liebten sich Beide, doch Keiner
Wollt' es dem Andern gestehen;
Sie sahen sich an so feindlich
Und wollten vor Liebe vergehen.
Heine.

Wie es mitten im warmen, sonnendurchstrahlten Sommer kalte, düstere Tage gibt, die uns plötzlich an die rauhe, trübe Winterszeit mahnen, so auch im umgekehrten Fall weckt uns nach kalter, dunkler Winternacht zuweilen ein blauer, wolkenfreier Himmel, an welchem die glänzende Sonne freundlich winkt.

Solch' ein Morgen war dem Abend gefolgt, an welchem Herr Günther auf knisterndem Schnee nach Haus gefahren. Baron Walther stand, mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt, in seinem Zimmer, und war es auch dem armen Blinden unmöglich, den Unterschied von Tag und Nacht zu erkennen, so fühlte er doch die Nähe des allgütigen Gestirns, und ein behagliches Lächeln begrüßte die Wärme der Sonnenstrahlen, welche durch die Scheiben sich seinem Körper mittheilten.

Indessen war doch sein ganzes Interesse auf etwas Anderes gerichtet, denn in seinem Gesicht lag die ausgeprägteste Aufmerksamkeit des Horchens, ob sich nicht Schritte seinem Zimmer näherten. Aber es verging eine ganze Weile, in welcher er nichts hörte als das zeitweilige leise Stöhnen des alten Hundes, welcher schlafend neben dem Ofen lag, bis endlich Jemand den Gang hinaufkam und gleich darauf seine Schwester Philippine eintrat.

»Philippine?« fragte der Blinde.

»Ja, Walther, Du hast gewiß schon lange auf mich gewartet, aber ich konnte mich nicht eher entfernen.«

Sie eilte auf ihn zu und führte ihn nach dem alten Sopha.

»Sie sind da, Günther und Herr von Costar?«

»Ja, Beide.«

»Und Sophie?« Die Hände des Blinden tasteten an dem schäßigen Lederkissen des Sophas auf und nieder.

»Sie hat den Fremden sehr artig empfangen.«

»Das ist gut, das ist mir sehr lieb.«

»Darum war mir nicht bang, Walther; Herr von Costar ist ein Herr, dem Niemand anders begegnen kann und wird.«

»Nun und Esther?«

»Esther,« erwiderte seine Schwester, »sie ist gerade umgekehrt; sie ist stolzer und abweisender denn je.«

»Welch' ein Mädchen,« rief der Baron und faltete seine Hände. »Sie ist ihr eigener Teufel; wie ist's nur möglich, daß von zwei Wesen, denen beiden das Herz so liebevoll in der Brust schlug, ein Kind ohne Herz geboren wurde! Glaubst Du aber, daß sie unten jetzt die Hauptsache vornehmen?«

»Ja, bestimmt; Sophie winkte mir, zu gehen, sie bleibt natürlich dabei.«

»Natürlich,« sagte Baron Walther. »Esther muß Jemand zur Seite haben, es ist ein kritischer Augenblick, es ist für uns Alle ein Ereigniß, wie es auch kommen mag, und kann uns böse Stunden bringen.«

Während beide Geschwister weiter plauderten, saßen unten im großen Saal, den Fräulein Sophie für diesen Akt hatte heizen lassen, die übrigen obengenannten Personen. Man war bereits aus den gewöhnlichen Plaudereien über Wetter und Befinden zu der Hauptsache übergegangen und Fräulein Sophie wandte sich eben zu dem jungen Künstler.

»Ich denke, Herr von Costar, daß Sie meinen Worten Glauben schenken werden, wenn ich Ihnen sage, daß ich dem Verkehr von meiner Nichte mit Ihrer Frau Mutter vollkommen fern gestanden und auch von dem Ausgang dieses Verhältnisses sehr überrascht bin.«

Sie hatte diese Worte in ihrem gewöhnlichen kalten Ton geäußert und dabei Herrn von Costar, welcher ihr gegenüber saß, einen stolzen Blick zugeschickt.

Er verneigte sich leicht, ohne ihr etwas zu erwidern. Sein Auge ruhte einen Augenblick auf Esther, dann sagte er ruhig, obgleich seine Stimme ein wenig bebte:

»Nachdem ich gestern und heute mit Herrn Günther Alles hierauf Bezügliche genau und eingehend besprochen und das Testament meiner Mutter mehrfach durchlesen habe, ist mir über mein eigenes Verhältniß, sowie über die Schicksale meiner Mutter, über ihre Gesinnungsart, ihre Lebensweise Alles klar geworden und es bedarf keiner weitem Erörterung, daß sie aus freiem Antrieb das Testament verfaßt. Es liegt, möchte ich sagen, in der Unnatürlichkeit desselben dennoch etwas durchaus Natürliches, – das heißt, was speziell den Charakter meiner Mutter anbelangt, und ich bin nur hierher gekommen, um zu erklären, daß ich mich damit vollkommen einverstanden fühle. Sie hat der tiefen Kränkung ihres Herzens nach entsprechend gehandelt und ich werde für immer diesen Ort verlassen, nachdem ich nur einige Stunden in den Gemächern gewilt haben werde, in welchen die Aermste ihre letzten Lebensjahre zugebracht.«

Nach diesen, gegen das Ende hin immer ruhiger gesprochenen Worten des jungen Malers trat eine drückende Stille ein.

Fräulein Sophiens Lippen waren wie zusammengewachsen, so fest ruhten sie auf einander, und Herr Günther wiegte seinen Kopf hin und her, während er gleichgültig vor sich hin sah. Nur in Esther's Antlitz zuckte die innere Aufregung; sie hatte, während Herr von Costar gesprochen, nicht Einmal ihre Augen zu ihm erhoben, mit fieberndem Herzen hatte sie die leidenschaftslosen, ruhigen Worte gehört. Sie wußte nicht, warum sie gehofft hatte, daß sie in einem wärmern, unsichern Ton gesprochen werden würden, und jetzt, da es ganz still geworden, fühlte sie, daß sie reden mußte, daß man aus ihrem Munde eine Erklärung erwarte.

»Da ich,« sagte sie endlich, ohne ihre Blicke empor zu richten, »dem Willen der Verstorbenen nach als ihre alleinige Erbin anerkannt bin, so erkläre ich hiermit, daß ich dieses Erbe nie, nie annehmen werde, sondern es, wie selbstverständlich, dem rechtmäßigen Sohn« – und jetzt ruhten ihre Augen endlich auf Herrn von Costar – »zuerkenne und hoffe, daß Herr Günther mir behülflich sein wird, meinen Willen gültig und rechtmäßig aufzusetzen.«

»Gnädiges Fräulein,« klang jetzt die Stimme des jungen Malers durch das Zimmer, »Ihre Absicht, Ihr Wille sind diesem Testament gegenüber vollkommen nichtig. Sie haben sich dießmal zu fügen,« sagte er, nicht ohne einen Anflug von Spott, »Herr Günther wird mir Recht geben müssen.«

»Ja, da ist eben nur der eine Fall vorgesehen, tritt der ein, dann freilich ist Herr von Costar der nächste Erbe,« sagte Herr Günther und fuhr fort, indem er ein Lächeln nicht unterdrücken konnte: »Wenn man nicht –« Er sprach seine Gedanken nicht aus und dennoch verstanden ihn Alle. Aber da war eine Kluft, die zu überschreiten Beide zu stolz waren, um unter solchen Verhältnissen den angebotenen Reichthum einzulösen. Abermals wurde es still und dießmal öffnete sich keine Lippe, um den letzten, entscheidenden Gedanken auszusprechen.

Plötzlich erhob sich Herr von Costar.

»Meine Zeit ist um,« sagte er und sah nach Herrn Günther, welcher seinem Beispiel gefolgt war. »Dürfte ich Sie bitten, gnädiges Fräulein, mir den Tag zu nennen, an welchem Sie Ibichstein besuchen, damit es mir möglich wäre, die Gemächer dort zu sehen, – vor allen Dingen das Bild meiner Mutter.«

Esther stand jetzt ebenfalls; einen Augenblick hielt sie die Hand an die Stirne, dann ließ sie dieselbe wieder herabsinken, noch einen Augenblick blieben die Augen geschlossen, dann war Alles vorüber. Sie richtete sich hoch auf, sah zu dem Manne hin, der sie zu demüthigen gedachte, der dem Weib seinen Mannesstolz gegenüber stellte, und sagte mit fester Stimme:

»Herr von Costar, Sie zwingen mich durch Ihre Weigerung, auf meinen vorhin gemachten Vorschlag einzugehen, Ihnen eine Sache mitzutheilen, welche ich gern noch einige Wochen geheim gehalten oder verzögert hätte.«

Sie holte tief Athem, aller Augen waren auf sie gerichtet, dann fuhr sie fort:

»Es ist dieß meine Verlobung mit Herrn von Philbert.« –

In Herrn von Costar's Gesicht war eine dunkle Röthe gestiegen, seine Blicke hatten einen tief schmerzlichen Ausdruck bekommen, aber nur einen Moment, und ehe Esther Beides sich offenbart, waren auch diese Zeichen einer innern Pein wieder verschwunden.

»Es ist mir allerdings unendlich leid, gnädiges Fräulein,« sagte er und verneigte sich vor Esther, »daß ich Sie auf diese Weise zu einem Bekenntniß gezwungen habe, welches Ihnen als verführt erscheint. Indessen gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß durch meinen Mund dieß wichtige Ereigniß Niemand erfahren wird, ehe Sie es nicht selbst mittheilen.«

Herr von Costar hatte sich jetzt auch vor Fräulein Sophie verneigt, welche in ihren Zügen einen unverkennbaren Ausdruck größter Genugthuung zeigte, und schien sich nun bei Esther verabschieden zu wollen.

»Herr Günther,« sagte diese jetzt, »nicht wahr, nun ist jedes Bedenken verschwunden und Sie können die Schlüssel von Ibichstein mit gutem Gewissen in die Hände des Herrn von Costar legen.«

»Darf ich Ihnen erst meinen Glückwunsch darbringen, gnädiges Fräulein,« sagte Herr Günther und machte eine so kavaliermäßige Verbeugung, als er nur je geleistet.

»Sie sind sehr gütig,« erwiderte Esther, aber ihre Stimme klang rau und gleichgültig und machte ihre Tante erstaunt aufsehen.

»Darf auch ich meinen Glückwunsch darbringen?« sag-

te Herr von Costar, und als Esther zu ihm aufsah und diesem kalten, ruhigen Blick begegnete, den er ihr zugleich mit seinem Glückwunsch zusandte, da zog sie ihre Lippen höhnisch herab und erwiderte im oberflächlichen Ton:

»Somit verläuft die ganze Angelegenheit zur allgemeinen Zufriedenheit.« Und sich leicht verneigend, trat sie einige Schritt in das Zimmer zurück.

Die Thüre schloß sich. – Sie theilte das Zimmer nur noch mit ihrer Tante, sie hörte die Schritte sich entfernen, den Wagen fortrollen, sie hörte auch, wie ihre Tante das Zimmer verließ, – dann sah sie um sich, ihre Blicke irrten umher und zum ersten Mal in ihrem Leben brach sie bewußtlos zusammen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

O Mädchen, durch all' dein Lachen und Singen
Vernehm' ich ein leises Seufzen oft!
Friedrich von Schack.

Die Verlobung des Herrn von Phillbert mit der reizenden Nichte der Hofdame, Fräulein von Tossen, hatte für die erste Zeit in der Residenz zum Hauptstoff der Unterhaltung gedient. Nach und nach aber hatte das Interesse daran abgenommen und man erwähnte der neuen Braut nur noch bei Veranlassungen, wie bei dem ihr zu Ehren gegebenen Balle und da hauptsächlich nur, um die kostbare Toilette zu kritisiren, welche als neues Geschenk des reichen Bräutigams glänzte, – denn daß die Braut arm sei, war ja eine bekannte Sache.

Heute wollte der Hof auf dem sogenannten »Moosteich« Schlittschuhe laufen. Am Morgen war bereits zu diesem Zweck der klare Eisspiegel gekehrt und gereinigt, eine kleine Tribüne für die Musik aufgeschlagen und die gewöhnlich Punsch und Kuchen spendende Bude mit den feinsten Leckerbissen, der kalten Temperatur entsprechend, vom Hofkoch versehen worden. Zwischen den Bäumen, welche im Sommer ihre grünen Zweige im Wasser spiegelten, hatte man Stricke gespannt und diese mit bunten Fahnen und Tüchern behangen. Mit sehnsüchtigen Blicken standen die nicht zum Hof gehörigen Schlittschuhläufer am Ufer und flogen in Gedanken auf der verlockenden Eisfläche auf und ab, aber immer tiefer sank die Sonne, ihre rothgoldenen Strahlen flammten nur noch zwischen den kahlen Bäumen hindurch und noch erschien Niemand, der den eisigen Tanzsaal auf flüchtigem Fuße durchmessen wollte.

Da endlich, gegen vier Uhr kam ein Vorreiter und flüsterte dem dienstthuenden Gensdarmen einige Worte in's Ohr, worauf

die zuströmende Menge zurückgedrängt wurde, um den Weg frei zu halten. Gleich darauf hörte man auch die lustigen Klänge der Schlittenglocken, sah man die bekannten blütenweiß geborenen Schimmel mit ihren rothen und blauen Federkronen, welche dießmal anstatt eines eleganten Wagens einen vergoldeten Drachen oder versilberten Schwan, besetzt mit in Pelz gehüllten Herren und Damen, herbeiführten.

In kurzer Zeit bedeckte sich der zugefrorene Teich mit den elegantesten Gestalten der vornehmen Welt. Lakaien mit Mänteln, Pelzen und Decken glitten dazwischen umher oder harrten, den Hut in der Hand, ehrerbietig ferneren Befehlen ihrer Herrschaft. Aus dem bunten Gewühl glitten endlich Diejenigen leicht und geräuschlos auf die Eisfläche, welche mit Hülfe der Diener ihre Füße mit Schlittschuhen versehen hatten, und das harrende Publikum hatte nun, so gut es die herannahende Dunkelheit gestattete, Muße genug, die vornehmen Gestalten zu kritisiren.

»Ist das die Prinzessin, im blauen Sammet mit Pelz besetzt?«

»Welche?«

»Die, welche eben hierher kommt, ein Herr in Civil läuft ihr zur Seite.«

»Nein, das ist die Hofdame.«

»Jetzt kommt die Prinzessin, ganz in schwarzem Sammet, – und die Dame neben ihr?«

»Ist Fräulein von Tossen.«

»Ah freilich, die Braut des reichen Baron Philbert. Ist er auch zu sehen?«

»Dort steht er, er spricht mit Frau von Linsing, – sieh', wie er der Prinzessin und seiner Braut eifrig nachsieht. Ob sie ihn wohl aus Liebe genommen?«

Die Freundin zuckte mit den Achseln.

»Was weiß ich! So weit reichen meine Nachrichten nicht. Können schon glücklich werden mit so viel Geld in der Tasche.«

Jetzt flogen Prinzessin Leonie und Esther an den jungen Mädchen vorüber, die sich soeben über Beide eifrig unterhalten; sie glitten noch einige Male auf und nieder, dann nahm Prinzessin Leonie Esther's Arm und bat sie, langsam mit ihr weiter zu laufen.

»Und er ist wirklich abgereist?« fragte sie nach einer Weile. – »Für mich vielleicht auf ewig! – Glauben Sie, Esther, daß er jetzt sein Erbe annehmen wird?«

»Warum sollte er nicht? Meine Verlobung vernichtet meinen Anspruch darauf vollkommen.«

»Welch' ein Glück für ihn! Wäre er doch hieher zurückgekehrt, wie gern würde ich ihm gratulirt haben zu seiner Erbschaft! Jetzt ist er Herr von Ibichstein, – könnte ich nicht das alte Schloß einmal sehen, was meinen Sie?«

»Hoheit müssen nur abwarten, ob Herr von Costar zurückkehrt, ich habe nichts mehr dort zu befehlen oder zu erlauben.«

»Es ist eine der merkwürdigsten Geschichten, die ich je gehört! Wie sich das Alles so vortrefflich gestaltet hat, um beide Parteien glücklich zu machen, denn was hätten Sie auch mit dem alten Nest anfangen wollen! Es ist doch viel besser, Sie werden der eleganten Welt erhalten, wohin Sie nun einmal gehören. Ach, Ihr Geschick hat sich so glücklich gewendet!«

Die Prinzessin warf einen träumerischen Blick gegen den Himmel.

»Sie tragen kein Ideal im Herzen, was Sie am Altar der Ehe zum Opfer bringen müssen.«

Esther schwieg. Plötzlich fragte die Prinzessin:

»Läuft Herr von Philbert nicht Schlittschuhe? Ich sehe ihn ja immer am gleichen Ort stehen.«

»Nein, ich glaube, er würde es auch nie lernen.« Esther's Lippen schlossen sich mit einem spöttischen Lächeln.

»Was sagten eigentlich die Ihrigen zu Ihrer Verlobung?« fragte die Prinzessin, wieder einem andern Ideengang folgend. »War

Tante Sophie nicht sehr froh, ihre Nichte so glänzend verheirathet zu sehen?»

»Sie hat mir sehr warm gratulirt.«

»Und kommt Tante Vielliebchen nicht bald hieher? Herr von Philbert meinte gestern, Sie würden im Frühjahr heirathen und dann auf Reisen gehen, wie es auch für mich bestimmt ist. Esther,« sagte sie, als diese abermals schwieg, »Esther, vor mir brauchen Sie kein Geheimniß zu haben, nicht wahr, Sie lieben Ihren Bräutigam nicht? Aber Sie werden ihn lieben!« – fügte sie rasch hinzu, als sie bemerkte, daß Esther's von der kalten Luft geröthete Wangen bleich wurden.

»Hoheit konjugiren ja förmlich das schöne Wort Lieben. Ja, ich werde ihn lieben,« sagte sie und sah nach dem Mann, den sie von ganzer Seele verachtete. »Wir haben Beides zusammengefügt, was uns einzeln nichts half,« dachte sie und grüßte freundlich einige Offizire, welche sich ehrerbietig genähert hatten, um der Prinzessin zu melden, daß man die Paare rangiren wolle, da die Musik zu spielen beginne, auch fahre die Frau Herzogin bereits am Ufer auf und ab.

Mit den ersten Tönen der Musik flackerten die Pechflammen empor und die bunten Papierlaternen, welche in großer Menge zwischen den Bäumen und Sträuchern aufgehangen waren, begannen eine nach der andern sich zu entfalten.

Herr von Philbert war zu seiner Braut herangetreten und sah ihr neugierig in das verschleierte Gesicht.

»Ich denke, die Polonaise können wir zusammen gehen, wir stützen uns gegenseitig, das Eis ist verteufelt glatt, ich bin sehr unsicher, *parole d'honneur!*« Er bot Esther seinen Arm, sie legte den ihrigen mechanisch hinein, während ihre Blicke der Prinzessin folgten, die Fräulein von Erlen entgegen ging.

»Ich habe keine Idee, welchen Platz wir einnehmen werden, – meinen Sie, Esther, hinter der Prinzessin, als Ihrer besten Freundin?«

»Meiner besten Freundin!« erwiderte Esther und zog die Achseln in die Höhe. »Die Freundschaft bedarf so sehr des gleichen Bodens, daß sie nie feste Wurzeln fassen kann, wo die Kluft so groß ist.«

»Aber, mein Gott, liebe Esther, der Hof protegirt Sie doch nun einmal außerordentlich und ich kann wohl sagen, unsere Verlobung wurde von den höchsten Herrschaften mit einem wahren Enthusiasmus aufgenommen!«

»Enthusiasmus!« wiederholte Esther langsam. »Wie das klingt!« Dann warf sie den Kopf unwillig zurück. »Wir wollen eilig gehen, Herr von Philbert, sonst möchten wir den Platz doch nicht erhalten, den Sie so sehr einzunehmen wünschen.«

Allein zu ihrem größten Erstaunen fühlte sie plötzlich ihren Arm zurückgezogen, so daß sie stehen bleiben mußte.

»Es ist das letzte Mal,« hörte sie die Stimme ihres Bräutigams dicht an ihrem Ohr, »daß Du mich Herr von Philbert nennst! Es klingt denn doch zu kindisch! Bald drei Wochen verlobt und Herr von Philbert! Was müssen die Leute von mir denken, – ich sei ein Narr, ein ganzer Narr! Wir werden uns von diesem Augenblick an Du nennen. Mach' nicht ein so böses Gesicht, Täubchen, ich habe etwas in der Tasche, wenn ich das um den feinen Arm lege, wird es schon ein Lächeln hervorbringen.«

Esther athmete so hastig, als eile sie im raschen Schritt weiter, trotzdem sie aufhorchend still stand. Herr von Philbert war im Begriff, ein Etui aus der Tasche zu nehmen, als sie, ihn daran verhindernd, rasch sagte: »Nicht hier, um Alles nicht hier! Zu Hause oder ein andermal!«

»Und das ›Du‹, – nun? Ehe Du nicht das kleine Wort gesagt, gehe ich nicht!« rief er scherzend. »Oder ich küsse Dein Trotzmündchen hier vor allen Leuten!«

Esther sah unstät um sich, ihre Lippen waren so fest geschlossen, und doch mußten sie gehorchen und das Wort aus-

sprechen, was ihrem Gefühle nach so vollkommen den Begriff des Zueinandergehörens ausdrückte.

»So komm',« hauchte sie und glitt dann so eilig weiter, daß Herr von Philbert ihr kaum zu folgen im Stande war.

Esther kam noch zeitig genug, um den Platz hinter ihrer Tante einzunehmen. Gleich darauf intonirte die Musik die ersten Akkorde und die Gesellschaft setzte sich in Bewegung.

Wie eine Schlange wand sich der bunte Zug in den verschiedensten Figuren nach den Tönen einer rauschenden Polonaise über die glatte Fläche.

»Charmant! sehr graziös! ganz magisch!« wiederholte die Herzogin-Mutter, welche bereits ein dutzendmal am Ufer auf und ab gefahren war, während sie mit dem Opernglas den Schlittschuhläufern eifrig nachgesehen.

Die Polonaise war bald vorüber. Die Paare trennten sich und es trat dafür ein freies munteres Treiben ein, das jedoch Diejenigen ausschied, welche wie Herr von Philbert keine Schlittschuhläufer waren. Er trat daher zur Seite und überließ seine Braut einem jungen Husarenoffizier, der sich schon an einigen Abenden mehr als nöthig um Esther's Gunst bemüht hatte.

Der Erbprinz war zu spät gekommen; er eilte auf Herrn von Philbert zu, welcher gerade am Ufer auf und ab ging.

»Ich sehe, mein lieber Philbert,« rief er heiter, »elegant chaus-sirt, aber keine Schlittschuhe, das ist fatal, besonders wenn man eine so gute Schlittschuhläuferin wie Fräulein von Tossen zur Braut hat. Sie fliegt Ihnen ja förmlich fort und noch dazu mit der leichten Kavallerie.«

»Aber kehrt stets zu mir zurück,« lachte Herr von Philbert, indem er sich mit seinem Batisttuch den Reif vom Bart wischte.

»Wahrhaftig? Dieser wilde Vogel schon gezähmt? Ich gratulire.«

»Noch drei Wochen, gnädigster Prinz, und Sie können Sie zu der sanftesten Gattung zählen —«

»Dann zu den Tauben, – also auch zärtlich?«

»Wir nennen uns bereits Du,« schmunzelte Herr von Philbert.

Der Prinz lachte bitter auf.

»Für welche Perlenschnur haben Sie denn diese Erlaubniß erkaufte?«

Einen Augenblick stutzte Herr von Philbert, allein im nächsten griff er auch schon in seine Rocktasche und zog das vorhin erwähnte Etui heraus, von welchem er den Deckel aufspringen ließ.

»Hoheit haben wirklich einen tiefen Blick in das Herz meiner Braut gethan! Es hängt nun einmal an Schmuck und Tand, – wie finden Hoheit das Bracelet?«

»Ausgezeichnet! Ihr Geschmack ist wahrhaft vornehm zu nennen, – ich mache Ihnen mein Kompliment. Sie werden mir gestatten, Ihrer Braut für diesen Beweis Ihrer großen Güte zu gratuliren.«

»Zu gnädig, Hoheit, zu gnädig.« Er steckte das Armband wieder zu sich. »Hoheit würden mich im Gegentheil sehr verbinden, wenn Sie dieselbe von der Seite dieses Grafen endlich entfernten; ich will nur noch schleunig ein Glas heißen Grog acquiriren und erlaube mir dann zu folgen.«

Der Erbprinz grüßte artig und eilte, Esther aufzusuchen. Er entdeckte sie nach langem Umherspähnen im Kreis mehrerer Herren und Damen, welche sie durch ihre Munterkeit und Ausgelassenheit zu noch größeren Extravaganzen zu verleiten schien. Sie hatte den Schleier zurückgebunden, ihre vorhin noch so matten, trüben Augen leuchteten jetzt, ihre Lippen waren trotzig aufgeworfen, – wer hätte in ihr jenes Mädchen wiedererkannt, das vor wenigen Minuten am Arm ihres Bräutigams stumm und düster in die bunte Welt vor sich blickte. Der Erbprinz nahte sich ihr sehr rasch, ihre Umgebung wich ehrerbietig zur Seite, während er überall hin artig grüßte.

»Ich habe soeben,« wandte er sich an den kleinen Kreis, »eine Quadrille bestellt und bitte die Herrschaften, sich dafür zu engagiren.« Er trat auf Esther zu. »Darf ich bitten?«

Ehe sie ein Wort erwiderte, nahm er ihre Hand aus dem Muff und flog rasch mit ihr einige Schritte weiter.

»Leider habe ich die Polonaise versäumt, deßhalb wünsche ich mich jetzt zu entschädigen. Graf Morro,« wandte er sich zu dem jungen Offizier, welcher in der Nähe Esther's bleiben zu wollen schien, »ich bitte, benachrichtigen Sie die Prinzessin Leonie und bitten Sie dieselbe, sich einen Kavalier zu wählen. Wissen Sie, gnädiges Fräulein,« sagte er, sich nahe zu Esther beugend, »daß ich die Erlaubniß von Ihrem Bräutigam erhalten habe, heute Abend Ihr Ritter sein zu dürfen?«

»Die Erlaubniß?« lachte Esther.

»Ja, die Erlaubniß. Er hat mir versichert, daß Sie nichts unternehmen, was er nicht vorher gebilligt, daß Sie, – gestatten Sie mir, die Worte Ihres zukünftigen Gebieters zu wiederholen, – ihm gehorchen wie ein Täubchen, und welches Mittel er dazu angewandt, hat er mir auch verrathen.«

Esther biß sich auf die Lippen. »Diese Scherze, Hoheit, verstehe ich nicht.«

»Scherze? bitterer Ernst!« sagte der Prinz höhnlisch. »Diamanten und Perlen, Esther, hätte ich Ihnen auch zu Füßen gelegt, wenn das Ihre Seligkeit ist. Wahrhaftig, Sie haben Ihr Glück theuer erkauf, das Leben an der Seite eines solchen, – Ah, Pardon! ich vergaß, – zu vergeuden.«

»Hoheit!« rief das arme Mädchen und versuchte ihre Hand aus der seinen zu nehmen, woran er sie jedoch verhinderte, indem er sie hastig an sich preßte.

»Ich bin wahr,« fuhr er fort. »Und Sie sind es nicht, – waren es nie; Sie wollen edel handeln, und während Sie es nach einer Richtung hin thun, erniedrigen Sie sich wieder nach der andern Seite. Was brauchen Sie diesem Maler das ganze Vermögen der

tollen Mutter in den Schooß zu werfen! Hätten Sie doch mit ihm getheilt! Ich wette, er hätte das sehr vernünftig gefunden und beide Theile wären glücklich geworden, Sie wären frei geblieben und er —« Der Prinz zögerte einen Augenblick, er wußte nicht gleich, welche weitere Annehmlichkeit des Lebens er für den Maler nennen sollte.

»Und er?« fragte Esther unwillkürlich und ihre sonst bedeckten Augen sahen groß und neugierig zum Prinzen auf.

»*Enfin*, und er, er hätte seine hübsche Professorstochter heirathen können.«

»Liebt er sie?«

»Hoffentlich, sonst müßte ich denken, er wäre kühn genug gewesen, seine Neigung meiner Schwester zu widmen. Dort kommt die Prinzessin, die Quadrille kann beginnen.«

Der Prinz nahm sein Taschentuch und es in die Luft schwenkend, gab er dadurch der Musik das Zeichen zum Anfang. Die Paare glitten graziös an einander vorüber, Scherze und Lachen würzten die Unterhaltung, das düstere Licht der Pechfackeln glühte hie und da durch die kahlen Bäume und warf einen zitternden Schein über die Eisfläche, den dunklen Rauch in die frische Luft wirbelnd. Die bunten Laternen dagegen wiegten sich lustig wie große Leuchtkäfer hin und her.

Die Herzogin-Mutter hatte sich bereits wieder nach Haus begeben und die übrigen Equipagen begannen langsam auf und ab zu fahren, ohne daß ein Zeichen zur Abfahrt gegeben ward.

Die Quadrille war beendet. Herr von Philbert eilte, in die Nähe seiner Braut zu kommen. Er ging auf den Kreis zu, in welchem Esther, die Prinzessin und der Erbprinz standen. Ein fröhliches Lachen begrüßte ihn.

»Herr von Philbert, wie gerufen!« sagte der Prinz. »Soeben habe ich Zeugniß über Ihren vortrefflichen Geschmack abgelegt.«

»Wie so?« fragte Herr von Philbert erstaunt. »Ich wüßte doch nicht, Hoheit —«

»Bitte, geben Sie jetzt Ihrer Braut das versprochene Cadeau.«

»Ich bin wirklich sehr neugierig darauf,« rief Prinzessin Leonie heiter.

Herr von Philbert sah zu Esther hin, ihr Mund verlangte nicht darnach, er warf ihr einen süßen Blick zu, faßte dann schnell in seine Tasche und überreichte ihr das Etui.

»Pardon!« rief der Erbprinz und nahm es ihm rasch ab. »Gnädiges Fräulein, gestatten Sie mir, Ihnen diese Spange zuerst anzulegen, ich versichere Sie, an mir ist eine *femme de chambre* verdorben.«

Esther sah zu ihrem Bräutigam hin, während der Prinz das Armband aus dem Etui nahm, ein zufriedenes Lächeln glitt über sein Gesicht; Esther seufzte auf und hielt dem Prinzen ihren Arm hin.

»Meine Sklavin,« flüsterte der Prinz und beugte sich auf ihre Hand. »Ja, das Schloß ist eingesprungen, ich habe es gehört.«

»Ah, *magnifique!*« rief die Prinzessin, nachdem sie eine Zeitlang das Geschenk Herrn von Philbert's betrachtet. »Sie sind beneidenswerth, liebe Esther, ich besitze kein Aehnliches.«

»Hoheit sind zu gnädig,« sagte Herr von Philbert, sich verbeugend, »ich kann es kaum glauben, es ist ja nur eine Kleinigkeit, welche ich *en passant* gekauft habe.«

Der Prinz lachte auf. »Vortrefflich! Kommen Sie, meine Herrschaften, *grande chaine!*«

Das Eis war noch nie so glatt wie heute Abend. Er faßte Esther's Hand, an deren Gelenk das Armband ihres Bräutigams glänzte.

»Sehen Sie nur, die Sterne über uns, Herr von Philbert, haben nicht mehr Glanz als Ihre Diamanten!« rief er heiter und glitt mit seiner Dame wie ein Schatten an ihm vorüber. Natürlich folgen sofort die übrigen Herren und Damen, und Herr von Philbert stand abermals allein. Jedoch im gleichen Augenblick hörte er eine Stimme neben sich. Er wandte sich um und sah die Hofdame.

»Ah!« rief er erstaunt und nahm seinen Hut ab. »Nicht bei der *grande chaine*?«

»Nein, um Ihnen etwas zu sagen, lieber Philbert, hab' ich gedankt. Ich möchte Sie nämlich dringend bitten, nach dieser Tour Esther nach Hause zu bringen, – es ist die höchste Zeit, daß wir gehen, die Frau Herzogin ist bereits seit einer Stunde fortgefahren und ich muß darauf dringen, daß Prinzessin Leonie folgt.«

»Ja, ja, Teufel noch 'mal, liebste Ernestine, meinen Sie, mir machte es Vergnügen, wie ein kranker Vogel mit beständig emporgezogenen Füßen hier herumzuhumpeln? Aber gegen den Prinzen kann man doch nicht unhöflich sein; wo er befiehlt, muß man gehorchen.«

»Er hat Ihnen nichts zu befehlen.«

»Mein Gott! er wünscht aber doch nun einmal zu bleiben und in Esther's Gesellschaft ist er so heiter! Wir dürfen uns doch seine Ungnade nicht zuziehen! Sie als Hofdame wissen doch, was es heißt, den Wünschen der allerhöchsten Herrschaften nicht zu willfahren.«

Ernestine preßte ihre Hände im Muff fest zusammen; sie wußte das nur zu genau, aber er, der freie, unabhängige Mann, was brauchte er den Wünschen des Fürsten nachzugeben, welche sein demnächstiges eheliches Glück vollkommen zu zerstören drohten, – denn daß Esther das gefährliche Spiel unterlassen würde, das zu hoffen, hatte sie, nachdem sie dieselbe genau beobachtet, vollkommen aufgegeben; im Gegentheil, sie hatte es nur zu deutlich herausgeföhlt, daß der Mann, dem ihre Nichte die Hand gereicht, derselben ganz gleichgültig war, daß sie sich mit einer wahren Hast in den Taumel der Gesellschaften stürzte, ihre Scherze herzloser, ihr Benehmen koketter wurde und dennoch in die jugendliche Züge eine Schlaffheit, eine Abgespanntheit sich schlich, welche auf eine unbefriedigte Seele schließen ließ. Aber sie hatte gehofft, daß nach und nach der Bräutigam genügend Macht über sie gewinne, um den nur zu deutlich wie-

der sich zeigenden Beweisen der Zuneigung des Erbprinzen für Esther entgetreten zu können. Allein hier sah sie plötzlich einen Abgrund vor sich, den sie nie geahnt, sie sah, daß Herr von Philbert im Gegentheil, geschmeichelt durch diese Aufmerksamkeit, hoffte, für sich Ehren und Titel am Hof zu erringen.

Sie blickte ihren zukünftigen Neffen vorwurfsvoll und ärgerlich an.

»Bedenken Sie aber, Herr von Philbert, daß es nur der Erbprinz ist, welcher diese Scherze mit Esther zu treiben wünscht, daß die hohen Eltern dagegen an diesem Spiel keinen Gefallen finden, und ich ersuche Sie jetzt, mit mir zu Esther zu gehen, um ihr zu sagen, wie spät es bereits ist, und daß Ihre Pferde in der Kälte nicht länger stehen dürfen.«

Herr von Philbert folgte der Hofdame stillschweigend. Sie zur Seite, war es ihm ganz lieb, einen Aufbruch herbeizuführen.

Esther kam ihnen am Arm des Prinzen entgegen, blieb aber sogleich stehen, als sie ihre Tante auf sich zukommen sah.

»Du bist hier?« sagte sie und löste ihren Arm aus dem des Erbprinzen. »War es mir doch, als hätte ich Dich mit der Prinzessin laufen sehen.«

»Nur einen Augenblick, um Hoheit mitzutheilen, daß die Frau Herzogin sich schon lange entfernt hat und daß es daher die höchste Zeit wäre, ein Gleiches zu thun.«

»Ich finde, gnädiges Fräulein,« sagte der Prinz, nicht ohne einen Anflug von Hochmuth, »es ist immer nur die höchste Zeit, sich von einem Ort zu entfernen, wenn wir uns an demselben langweilen.«

»Wie Hoheit befehlen,« erwiderte die Hofdame. »Indessen muß ich mich entfernen, das Theater fängt um sieben Uhr an und die Frau Herzogin wünscht heute Abend das Theater zu besuchen.«

Der Prinz drehte an seinem Bart, während er einen Augenblick überlegte.

»Wenn Du nach Hause fährst, liebe Tante,« sagte Esther leichthin, »bitte ich Dich um den Platz in Deinem Schlitten.«

»Ich hoffe doch, daß mir dieß Vergnügen zu Theil wird, liebe Esther!« rief Herr von Philbert und seine wasserblauen Augen bekamen eine tiefere Färbung.

»Durchaus nicht!« lachte seine Braut und eilte an die Seite Ihrer Tante. »Auf Wiedersehen im Theater!«

Sie grüßte gleichgültig, und ehe die Herren ein Wort erwiderten, glitten beide Damen dem Ort zu, an welchem die Prinzessin einem Herrn die Gnade ertheilte, sie in einem Schlitten an das Ufer fahren zu dürfen.

»Ihre Braut ist eine der amüsantesten Damen, die ich noch kennen gelernt!« lachte der Prinz Herrn von Philbert zu. »Und dabei so klug! Sie gibt nur so viel von ihrer geistreichen Laune, als nöthig ist, um die Unterhaltung zu würzen und zu kürzen.«

»Meinen Hoheit wirklich?« erwiderte Herr von Philbert nachdenkend.

Als der Prinz ihn darauf grüßte, ohne in eine weitere Unterhaltung einzugehen, nahm er ehrerbietig den Hut ab und eilte nach dem Ufer, um seinem Bedienten ein Zeichen zu geben, den Kutscher zu rufen.

Der Schlitten, in welchem die Hofdame ihrer Nichte Esther den leeren Platz überlassen, war bereits mit ihnen abgefahren. Beide Damen verharrten in tiefem Stillschweigen, der scharfe Wind trieb mit Esther's Schleier sein Spiel, bald hob er ihn empor, dann zerrte er ihn zurück. Sie faßte öfters darnach, bis die Hofdame plötzlich rief:

»Esther, welch' kostbares Armband trägst Du?! Wer hat es Dir gegeben?«

»Prinz Ludwig, – ist es so kostbar?«

»Prinz Ludwig!« stöhnte die Hofdame. »Und Du nahmst es an!«

»Prinz Ludwig!« sagte Esther mit einem Anflug von Spott,

»er würde, er könnte mir solch' ein Geschenk machen? Der Aermste! – Nein, Herr von Philbert gab es mir vor einer Stunde auf dem Eis. Findest Du es schön?«

»Mein Gott, Esther, und Du warst so unfreundlich mit ihm, nachdem er Dir eine so große Freude bereitet?«

»O bitte, nicht so! Es war ein Handel. Ich gab ihm dafür die Erlaubniß, mich Du nennen zu dürfen und das ist, bei Gott, um wahnsinnig zu werden! Ich kann es nicht hören!! – Da!« rief sie in höchster Leidenschaft, »nimm die funkelnden Steine, schmücke Dich damit, es ist, als wollten sie mir tiefe Wunden in den Arm brennen!«

»Esther, Esther, was ficht Dich an!« rief die Hofdame und schob die Hand des jungen Mädchens rasch zurück. »Du sprichst wie eine Wahnsinnige; an all' diesem Unheil ist das Benehmen des Prinzen schuld, ich habe Deinen Bräutigam nicht umsonst gewarnt, – aber ich schwöre es Dir, Esther, er liebt Dich nur, weil er, weil er –« Ernestine hielt einen Augenblick ein.

»Weil er, weil er?« fragte ihre Nichte ruhig. »Weiter, bitte.«

»Weil ihn Dein Widerstand reizt.«

»Ach Gott,« sagte das junge Mädchen, »Widerstand? – Der gute Prinz ist mir so gleichgültig, daß ich ihn nicht einmal has- sen könnte.«

»Esther, dann thust Du doppelt Sünde, solch' ein Spiel zu treiben. Welch' ein Herz! Gibt es denn Niemand, der ihm einen Tropfen Liebe abgewinnen könnte?«

Die Hofdame hatte die letzten Worte mehr in die kalte Luft hinausgerufen, als an ihre Nichte gerichtet. Sie erwartete keine Antwort; doch kam sie.

»Wer verlangt denn darnach?« sagte Esther kurz und herb. »Der Handel war ja so abgemacht. Aber genug von alledem! Herr von Philbert ist nicht unglücklich über mein Benehmen, Du mußt bedenken, daß ihm mehr an der Gunst des Hofes liegt als an der meinigen; wozu sollte ich mich quälen, wozu heu-

cheln? Es wird schon gehen, man muß nur nicht nachdenken.«

»Auf diese Weise wird es nicht gehen,« widersprach die Hofdame. »Daß Du Dich verlobtest, hat man am Hof günstig aufgenommen, aber Dein jetziges Benehmen erregt die größte Unzufriedenheit; Du mußt es ändern, denn auf mich fällt die Verantwortung. Du könntest so glücklich sein, ich kann Dich nicht begreifen, wie Du stets Dein eigener Teufel bist!«

Esther strich ungeduldig über den Pelz ihres Muffs. »Deine Fragen sind vortrefflich, vollkommen richtig, aber wenn uns nur Jemand in gleicher Weise darauf antworten könnte. Ich kann es nicht, und so wollen wir die Sache fallen lassen. Da ist ja auch bereits Herr von Philbert.«

Die Schlitten fuhren an einander vorüber, ihr Bräutigam grüßte.

»Auf Wiedersehen im Theater!« –

Esther nickte.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Ich will nicht länger thöricht haschen
Nach trüber Fluten hellem Schaum,
Hab' aus den Augen mir gewaschen
Mit Thränen scharf den letzten Traum.

Lenau

»Mitternacht vorüber – unerhört! Wissen Sie, Herr Geheimerath, daß dieß der dritte Abend – was sage ich! – die dritte Nacht ist, welche wir diese Woche verschwärmt haben?«

»Ja, ein langathmiger Winter, was die Feste anbelangt; am 25. Februar hatten wir Fastnacht, morgen schon der 28. – Oculi, da kommen sie.«

»Ja, ja, da kommen sie, aber wir können nicht mehr kommen, Herr Geheimerath; wir können sie höchstens noch essen, aber nicht mehr schießen.«

»In der Jugend nehmen wir jeden Tag eine Freude mehr auf, im Alter legen wir jeden Tag eine ab.«

»Ja, die Freuden des Lebens werden uns in der Jugend nur geborgt, im Alter müssen wir sie mit den schweren Zinsen der Entbehrung wieder aufgeben. Uebrigens, Excellenz, muß ich Ihnen doch auf Ihre vorhin ausgesprochene Ansicht bemerken, diesen kleinen *thé dansant* heute Abend verdanken wir lediglich der Einführung des neuen französischen Gesandten –«

»*Pardon, pardon*, ich weiß aus reiner Quelle, daß der Erbprinz den Wunsch fallen ließ, noch einmal zu tanzen, und Prisca ist der Mann, der sich derartige Wünsche nicht zweimal sagen läßt.«

»So? Aber, mein Gott, der Tanz ist doch gerade nicht die Force des Prinzen!«

»Durchaus nicht. Indessen, haben Sie noch nicht bemerkt,

daß es ihm auch nicht auf den Tanz ankommt, nur darauf, mit wem er tanzt? Hören Sie, wahrhaftig, man beginnt noch einmal zu tanzen, das war sonst nach dem Souper nie der Fall.«

Geheimerath Böttcher setzte sein goldenes Augenglas auf.

»Eine Quadrille, die Dame, welche der Prinz führt, ist die Nichte der Hofdame.«

»Ja und auch Diejenige, um derentwillen wir heute Abend hier sind. *Entre nous*: es ist eine üble Sache; das Mädchen, eine Erzkokette, sieht in dem reichen Bräutigam nicht zugleich den Geliebten, sondern – bitte! wenn Sie genau hinsehen, brauche ich Ihnen keine weitere Erklärung zu geben.«

Beide Herren verstummten und beobachteten dafür mit Aufmerksamkeit die ihnen gegenüber tanzenden Paare.

»Eine brillante Erscheinung,« sagte die Excellenz nach einer Weile. »Das Mädchen sieht zwischen all' den Anderen wie eine Fee aus, nur ein wenig zu bleich für meinen Geschmack.«

Der alte Herr hatte vollkommen Recht – war es das rothe Gazeleid, das Esther's Wangen so bleich erscheinen ließ, oder war es Erschöpfung? Aber ermüdet schien sie nicht, denn ihre Augen leuchteten, ihre Lippen schlossen sich nur selten, und wenn sie zwischen den Paaren hin und her ging, war ihre Haltung so stolz, daß ihr Körper unter keiner Abspannung zu leiden schien.

Herr von Philbert tanzte mit Ernestine ihr gegenüber. »Esther ist wahrhaft königlich heute Abend!« flüsterte er ihr in's Ohr.

»Sie sieht sehr gut aus,« erwiderte die Hofdame, während ihre Blicke ängstlich den Bewegungen des Prinzen folgten, denn wer ihm heute Abend nur einige Aufmerksamkeit schenkte, mußte das Geheimniß seines Herzens in seinem Benehmen lesen, und dazu lachte das junge Mädchen und überließ ohne jede Weigerung ihre Hand dem jungen Prinzen, auch wenn es die Tour nicht erforderte.

Ernestine beobachtete Herrn von Philbert, wenn der Prinz sich mehr denn nöthig Esther näherte, aber keine Miene des

Zornes oder des Mißfallens war in seinem Gesicht zu lesen. Und Esther lachte immer heiterer und warf den Kopf zurück und schloß halb die blitzenden Augen.

Die Quadrille war beendet. Der Saal hatte sich schon bedeutend geleert, auch die beiden älteren Herren in der Fensternische hatten sich fortgeschlichen. Da die Prinzessin nicht anwesend war, hielt man es nicht für nöthig, die Etikette so strenge zu beobachten.

Esther verneigte sich vor Frau von Prisca, um sich zu verabschieden.

»Also soll ich das Fest schon als beendet ansehen?«

»Weil ich es verlasse, gnädige Frau?« fragte Esther erstaunt.

»*Après vous le déluge*, gnädiges Fräulein!« nahm Herr von Prisca lächelnd das Wort, welcher neben seiner Frau stand.

»Das hoffe ich nicht!« lachte Esther. »Im Gegentheil! Und ich wünsche den Herrschaften sehr wohl und ruhig zu schlafen.«

Sie eilte durch die Zimmer, ihre Blicke suchten die Tante. Herr von Philbert kam rasch hinter ihr her. »Nun, Du gehst so plötzlich?«

»Wo ist Tante Ernestine?«

»Ich will gleich nach ihr sehen.« Er eilte fort.

Esther stand einen Augenblick allein; sie wandte sich an der Thür um, ihre Blicke durchstreiften noch einmal die eleganten Räume, als wolle sie den Eindruck derselben festhalten.

»Ich habe Sie überall gesucht!« hörte sie plötzlich die Stimme des Erbprinzen neben sich.

»Deine Tante wartet bereits im Wagen, *ma chère*,« meldete zugleich Herr von Philbert.

»Gestatten Sie mir, Fräulein von Tossen den Arm zu geben?«

»Hoheit sind zu gnädig! Ich folge auf dem Fuße – ich will nur nach den Mänteln sehen, der Bedient wartet dummerweise damit in der Garderobe!«

Langsam schritt Esther am Arm des Prinzen die breite, mit Blumen besetzte Treppe hinab.

»Sie haben doch zur Genüge nun gesehen, daß Herrn von Philbert das Gefühl der Eifersucht vollkommen fremd ist. Also – wann darf ich Sie wiedersehen, aber nicht immer in Gegenwart von Zeugen – nun bitte, rasch, es sind nur noch wenige Stufen.«

»Ja,« sagte Esther erröthend, »nur noch wenige Stufen würden es sein.«

»Da kommt der Narr schon hinter uns her! Wann darf ich Sie sehen?« flüsterte der Prinz, indem er Esther's Hand heftig an seine Lippen preßte.

»Morgen Abend um Fünf bin ich allein.«

Herr von Philbert war jetzt dicht neben ihnen. »Hier, *mon ange*, ist der Mantel.«

»Gestatten Sie?« Der Prinz nahm den Mantel und flüsterte Esther zu, während er ihr behülflich war, denselben umzunehmen: »Schlaf' wohl, Geliebte.«

»Wahrer Frühlingwind,« sagte Herr von Philbert, als er allein neben dem Prinzen stand und die Hofequipe mit Tante und Nichte rasch davonfuhr.

»Bei Gott, da haben Sie Recht, Herr von Philbert!« rief der Erbprinz und wickelte sich in seinen Mantel, welchen der Lakai bis jetzt hinter ihm her getragen. »Ich fühle den Frühling schon in mir erwachen. Schlafen Sie wohl. Aber apropos, wissen Sie, daß mir heute der Minister gesagt, es sei wahrscheinlich, daß Sie demnächst den Kammerherrntitel erhielten?«

»Hoheit, ich würde diese Ehre kaum verdienen.«

»Darüber machen Sie sich keine Angst, *bon soir*.«

Der Lakai schloß die Wagenthür hinter dem Prinzen und Herr von Philbert folgte in seinem Coupé nach. – – –

Die Zimmer der Hofdame lagen im ersten Stock, Esther wohnte im Erdgeschoße. Ihre Jungfer saß im bequemen Armsessel so nahe als möglich an den warmen Ofen gelehnt; dann und

wann öffnete sie halb die müden Augen, blinzelte damit nach der Uhr und sank dann wieder in tiefen Schlaf. Aber endlich war es keine Täuschung – der Wagen rollte vor, die Hausthür knarrte, die Damen mußten kommen. Sie sprang rasch auf, nahm das Licht vom Tisch und eilte ihnen entgegen. Esther stand neben der Hofdame.

»Schlaf' wohl, Tante.« Sie reichte ihr die Hand. »Ich bin müde und werde sehr lange schlafen.«

»Thue das,« sagte Fräulein Ernestine kalt und gleichgültig. »Wohl Dir, wenn Du es kannst.« Sie stieg rasch die Treppe hinauf und sagte im Weitergehen: »Obgleich Du Anderen vielleicht schlaflose Nächte bereitest.«

»Die Aermste,« sagte Esther leise und folgte ihrer Jungfer, welche voranleuchtete.

Das Zimmer war behaglich erwärmt. Als Esther eintrat, schien sie der Anblick des heimlichen, hübschen Gemachs unangenehm zu berühren. Sie eilte in ihr Schlafzimmer, ließ sich rasch von dem Mädchen auskleiden, aber dann ihren Schlafrock geben, da sie noch Briefe zu schreiben habe. Die Jungfer wünschte gute Nacht.

»Ehe ich vergesse,« rief sie Esther zurück, »wecken Sie mich morgen früh präzis sieben Uhr, bestellen Sie mir für acht Uhr einen Wagen, keinen Hofwagen, sagen Sie es Heinrich, er wird damit Bescheid wissen – einen Miethwagen. Und dieser Wagen soll nicht am großen Hofthor halten, sondern an der kleinen Thür.«

Die Jungfer warf einen erschrockenen Blick auf die Uhr, welche bereits halb Zwei zeigte, und entfernte sich darauf mit einem leisen: »Sehr wohl.«

Lange nachdem das Mädchen das Zimmer verlassen, verharrte Esther noch in derselben Stellung, den Kopf herabgesenkt, die Arme schlaff über einander gelegt; sie sah so bleich aus, daß der Schein der Kerzen dunkle Schatten in ihr Gesicht zeichnete und sie älter erscheinen ließ, als sie es an Jahren war. Vor ihr, auf einem

Tisch, lagen die Brillanten, welche sie eben abgelegt. Mechanisch griff sie darnach und ließ den Schmuck zwischen ihren Fingern durchgleiten, dann warf sie ihn rasch zurück, raffte sich auf, ging in ihr Wohnzimmer und setzte sich zum Schreiben nieder.

Der Brief war an ihre Tante.

»Liebste! Es war eine vollkommene Täuschung, ein Mißverständnis mit mir selbst. Ich glaubte nicht, daß es Empfindungen gebe, die stärker wären als Behaglichkeit, Freude am Besitz, am Glanz. Ich glaubte, im Reichthum liege die größte Unabhängigkeit, ich finde aber zuweilen Bedingungen dabei, welche uns zu niedrigeren Sklaven machten, als den ärmsten Handwerker. Ich habe es empfunden und kann diese Fesseln nicht länger tragen. Im Gefühl des von mir so theuer erkaufte[n] Glücks mir selbst klar geworden zu sein, empfinde ich eine Beruhigung, einen Stolz, wie noch nie! – Du hast wohl die Güte, an Herrn von Philbert beifolgenden Brief abgehen zu lassen. Derselbe ist für einige Tage nach seinem Gut verreist. Ich gehe zurück nach Tossen und fühle mich muthig genug, dem dortigen Empfang wie den dortigen Verhältnissen entgegenzugehen.

Deine treue Esther.«

Die Lichter waren bereits tief herabgebrannt und noch hatte das junge Mädchen nicht Alles geordnet, wie sie es wünschte. Endlich war der letzte der Zettel geschrieben, welche sie über all' die größeren und kleinere Etuis legte, die sie aus Schubfächern und Schränken hervorgesucht; sie übersah zuletzt Alles mit einem prüfenden Blick und ging dann an einen Wandschrank, aus welchem sie das einfache Reisekleid herausnahm, in welchem sie vor einigen Wochen hier angelangt war. Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, als begrüße sie einen alten Bekannten. Einen Augenblick preßte sie es fest an sich und dann, ihre Reisetoylette für den kommenden Morgen ordnend, löschte sie die Kerzen und warf sich in die Ecke ihres Sophas.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Vergangne Freude ist dahin,
Die Gegenwart – wie nichtig!
Was bleibt zum Trost dem trüben Sinn,
Ist diese schon so flüchtig!
Alter englischer Vers.

Die Junisonne hatte in voller Kraft den ganzen Mittag in den sogenannten Blumengarten hinter dem Tossen'schen Herrenhaus ihre heißen Strahlen gesandt, bis endlich ihr glänzendes Licht nur noch an dem Rand der steinernen Mauer glühte, welche ihn einfaßte.

In dem Gartensaal waren dieselben Personen wie vor Jahresfrist versammelt – nur Eine fehlte und die Trauerkleider, in welche Philippine sowie Esther gekleidet waren, ließen darauf schließen, daß sie noch nicht lange den Schauplatz des Lebens verlassen. Die Fehlende war – Fräulein Sophie von Tossen. Kurz nachdem Esther zurückgekehrt war, hatte ihre Tante Sophie einen leichten Schlaganfall bekommen; der Arzt hatte sogleich erklärt, daß eine Wiederholung desselben leicht stattfinden könne, und schon nach drei Wochen erfüllte sich diese Vorhersage und man fand Fräulein Sophie eines Morgens bewußtlos im Lehnssessel liegen. Dießmal gelang es keinem Mittel, das zerstörte Organ wieder lebensfähig zu machen, und gegen Abend hauchte sie ihre Seele aus, welche muthig und konsequent den dürren Weg eines Lebens voll Entbehrungen gewandelt war. Als Esther damals nach Tossen zurückgekehrt war und das Warum erklärte, hatte ihre Tante Sophie mit den Achseln gezuckt und ihr gesagt: »Du beginnst immer großartig, um kleinlich zu enden. Ich sehe nicht ein, weshalb Du nicht mit Herrn von Philbert glücklich werden konntest; hatte er keinen Verstand, hattest Du ihn dafür.«

Esther wünschte mit ihrer Tante nicht auf dieses Thema weiter einzugehen und hatte, ohne ein Wort zu erwidern, das Zimmer verlassen.

Die Lücke, welche durch das Hinscheiden Fräulein Sophiens entstanden, war im Anfang sehr bedeutend gewesen; besonders hatte der arme Blinde ein Gefühl so großer Hülfslosigkeit gehabt, daß er im Stillen Gott dankte, daß Esther die goldene Zukunft, welche sich ihr geboten, ausgeschlagen, und er hatte in doppelter Hinsicht Recht gehabt, diesen Dank zu fühlen, denn Esther griff nach dem Steuer des Haushalts, welches die feste Hand ihrer Tante bis jetzt geführt hatte, und erklärte, daß sie mit Hülfe Herrn Günther's es übernehmen wolle, das schwache Boot so gut weiter zu führen, als es ihrer geistigen und physischen Kraft nur immer möglich sei. Sie fand eine so glückliche Zerstreuung in dieser Arbeit, daß sie bald über die völlig veränderte Lage ihres jetzigen Lebens hinwegkam.

Philippine hatte sie eines Tages gefragt: »Wenn nun Herr von Costar zurückkommt und hört, daß Du Deine Verlobung aufgegeben und —«

»Du glaubst, daß ich den alten Kampf um Ibichstein aufnehmen wollte? Nein, Herr Günther sagte mir selbst, er sei jetzt unbestrittener Besitzer, dieser eine Fehltritt habe genügt, um mich zu enterben.«

Nach dieser Erklärung wurde die Angelegenheit nie wieder berührt; eine einzige Unterbrechung ihres einförmigen Lebens wurde durch einen Brief herbeigeführt, welchen Ernestine im Auftrag der Herzogin-Mutter an Esther geschrieben. Er enthielt die Anfrage, ob sie die Stelle einer Hofdame bei der nunmehrigen jungen Großherzogin annehmen würde? Allein Esther hatte entschieden dafür gedankt.

Es hatte Sieben geschlagen und Esther war im Hause ab und zu gegangen, während die Geschwister sich mit Herrn Günther unterhielten.

»Sie waren heute in Ibichstein?« fragte Baron Walther den Advokaten, nachdem Esther sich an seine Seite gesetzt.

»Ja wohl, was hilft das Alles; die gute Schmock ist sehr brav und zuverlässig, aber wer bedürfte bei aller Vortrefflichkeit nicht doch einmal eines prüfenden Blicks, ob er sein Amt richtig versteht. Die alte Seele war übrigens froh, daß ich kam, sie wollte gern einmal einen Ausflug in die Stadt machen, von dem sie erst gegen zehn Uhr zurück sein könne, und bat um die Erlaubniß, daß sie der Kutscher hin und zurück fahren dürfe. Aber ich habe in diesen Tagen an Herrn von Costar geschrieben, er möge seine Reiselust nicht so überhand nehmen lassen, daß er darüber vergäße, auch hier zuweilen nachzusehen, denn es müssen Reparaturen vorgenommen werden, die ich ohne ihn nicht unternehmen mag.«

»Wo hält er sich jetzt auf?« fragte Philippine.

»Sein letzter Brief war aus Paris, er schrieb sehr heiter.«

»Da Sie von Reparaturen sprachen, Herr Günther,« sagte Esther und warf nach alter Gewohnheit den Kopf zurück, »Sie glauben also, es sei unumgänglich nöthig, daß unser Dach ausgebessert werde?«

»Ja, das ist nicht zu umgehen, es regnet überall herein, als wäre Tüll über dem Haus ausgespannt anstatt Ziegeln; es ist durchaus nöthig, daß da abgeholfen wird, ich habe auch bereits die nöthigen Schritte dazu gethan.«

»Aber ist denn —« fiel der Baron rasch ein und strich sich ängstlich über die blinden Augen.

»Ja, Geld meinen Sie, Herr Baron!«

»Ja wohl,« erwiderte dieser. »Das nöthige Geld.«

»Ist Alles in Ordnung; aber ich habe bei dieser Gelegenheit noch einen andern Vorschlag zu machen.« Die Stimme des Advokaten wurde plötzlich gegen ihre sonstige angenehme Frische und Festigkeit heiser und unsicher. Er räusperte sich öfters, ehe er fortfuhr.

»Ihr Vorschlag?« fragte Esther endlich gleichgültig.

»Ob es nicht besser sein würde, wenn ich die Zeit über, wo diese Reparaturen vorgenommen werden müssen, mich oben in die grüne Stube einquartiere? Es ist eine dumme Sache, so viel rohe Kerls im Hause zu haben, wenn sie wissen, daß keine rechte Aufsicht da ist.«

»Aber Ihr Geschäft, lieber Freund!« sagte der Baron hastig.

»Mein Geschäft? – Auch auf die Frage will ich nun antworten. Das habe ich, was man so sagt, an den Nagel gehangen; die Vierundfünfzig sind erreicht und es kommt so zuweilen ein Gefühl über mich, als hätte ich keine Lust mehr, mich mit den Zänkereien der Menschen abzugeben – und es ist doch sonderbar, wie zuweilen Einzelnes zusammentrifft, um ein Ganzes zu einem Abschluß zu fördern. So habe ich auch einen sehr vortheilhaften Käufer für mein Haus gefunden und gestern wirklich den Kauf abgeschlossen!« Jetzt lachte er wieder und sah, heiter wie gewöhnlich, einen Jeden im Kreise an.

»Ihr hübsches Haus verkauft?« fragte Esther erstaunt. »Und wollen ferner zur Miethe wohnen?«

»Ja, und sehen Sie, liebes gnädiges Fräulein, da poche ich nun deßhalb bei Ihnen an! Vermiethen Sie mir oben zwei unbenützte Zimmer; wir lassen sie sauber zurechtmachen und die Miethe, die ich zahle, fließt in die Reparaturenkasse, so haben wir Beide durchaus keine Sorgen, das Geld zu diesem Zweck irgendwo aufnehmen zu müssen.«

»Herr Günther,« begann jetzt der Baron und reichte seine Hand nach dem Advokaten hin,« das ist eine Freude, ja, ich kann wohl sagen, ein Glücksstrahl auf meinem dunklen Weg, wie ich ihn lange nicht empfunden! Lassen Sie mich keine Enttäuschung erfahren und seien Sie als alter Hausfreund tausendmal bei uns willkommen!«

Das Gesicht des Blinden verklärte ein so glückliches Lächeln, daß selbst Esther davon gerührt war. Als sie aber zu Philippine

hinüberblickte und in ihrem Gesicht eine viel tiefere Röthe als gewöhnlich bemerkte, fühlte sie, daß in Zukunft sich ein Verhältniß gestalten würde, wogegen Tante Sophie stets Einsprache erhoben hatte, und es überkam sie plötzlich ein Gefühl von so grenzenloser Einsamkeit für ihre Zukunft, daß sie aufstand, um nicht am Ende Herrn Günther eine Empfindung zu zeigen, die ihn vielleicht zu dem Glauben führen könnte, er sei ihr ein unwillkommener Gast.

Sie ging rasch auf ihn zu und sagte flüchtig: »Was mein Onkel eben sagte, das gilt für uns Alle, Herr Günther, seien Sie von dieser Stunde an unser Hauseinwohner.«

Kurze Zeit darauf setzte man sich zum Abendbrod nieder. Es war seit langer Zeit nicht mit so viel Heiterkeit eingenommen worden; die Geschwister, sowie der Advokat waren so guter Laune, fühlten sich so einander zugethan, daß sie es wohl übersahen, wie über das Gesicht des jungen Mädchens bei den Scherzen, welche sie zum heitersten Lachen anregten, kaum ein matter Zug der Theilnahme glitt, und als man endlich sich erhob, war es den Dreien gerade nicht unangenehm, als Esther erklärte, sie wolle noch ein wenig ihren Lieblingsweg gehen.

»Aber nicht ohne den Hund!« rief Baron Walther, als er sie sich entfernen hörte.

»Nein, Onkel, ich brauche ihn nicht, so weit gehe ich nicht.«

Sie eilte auf ihr Zimmer, um Hut und Handschuhe zu holen. Es war dasjenige, welches früher Fräulein Sophie bewohnt hatte, vor vielen Jahren mochte es wohl mit zu den Prunkgemächern des Hauses gehört haben, die Decke war reich mit Stuck verziert, die Wände mit Seidentapeten bekleidet und gegenüber dem Kamin war ein Spiegel in die Wand eingelassen, welcher sich von der Decke bis zur Erde erstreckte. Esther warf einen Blick hinein, als sie ihren Strohhut festband, die Trauerkleider gaben ihrer ohnehin zarten Figur noch mehr Aetherisches, ihr feines Gesicht mit dem durchsichtigen, gleichmäßigen Teint

wurde durch die schwarze Kreppfraise noch mehr gehoben. Sie dachte unwillkürlich an den Unterschied des vergangenen Sommers, wie Alles, Alles nur noch wie ein rasch durchgelesenes Buch in ihrer Erinnerung war, an die todte Frau mit dem Herzen voll Liebe und Haß, an Ibichstein – und rasch, wie sie in all' ihren Handlungen war, ging sie plötzlich nach einem Schrank, öffnete eines von seinen vielen Schubfächern, nahm einen Schlüssel heraus und eilte flüchtig die Treppe hinab. Wie getragen durch den Gedanken, der sie beseelte, flog sie den Weg fast mehr, als sie ihn ging, und ehe eine Stunde vorüber war, schritt sie durch eine nur ihr und den Hausbewohnern bekannte Thür in den Garten von Ibichstein.

Unverändert, wie im vorigen Jahre, lagen seine Wege vor ihr. Sie eilte durch dieselben hin, nur flüchtig den blühenden Gebüsch einen Blick schenkend, umging die große Haupttreppe, durchschritt einen kurzen Weingang und befand sich alsbald an einer Thür, welche fast ganz von Buschwerk verborgen war. Sie zog jetzt den Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn in's Schlüsselloch und ohne große Schwierigkeit öffnete sich ihr die Thür. »Fräulein von Uern« hatte ihr diesen Schlüssel einst gegeben, damit sie ohne Beschwerden durch die kleine hereinkommen könne, sollten die Leute die große Hausthüre geschlossen haben. Als sie hinter sich abgeschlossen hatte, stand sie einen Augenblick still, ein glückliches Gefühl durchglitt wie ein erwärmender Sonnenstrahl ihre ganze Seele. Nachdem sie die schmale Hintertreppe erstiegen, gelangte sie auf die große Galerie; auch hier war Alles unverändert, die Topfgewächse waren gepflanzt und blühten in reicher Fülle, die schönen Teppiche hingen über das Geländer – Alles unverändert, und dennoch floh sie, die einst hier freudig Begrüßte, wie ein gehetztes Reh an Allem vorüber. Sie wollte durch die gewöhnliche Thür gehen, aber sie gab dem Druck ihrer Hand nicht nach. »O Gott!« sagte sie leise. »Verschlossen! Wie gern wäre ich noch einmal durch die alten Räu-

me gegangen!« – Sie versuchte eine andere Thür, aber auch diese gab nicht nach. Sollte vielleicht, fiel ihr plötzlich ein, durch die Dienstenwohnung ein Weg frei sein? – Und wirklich gelang es ihr endlich, von dieser Seite aus unbehindert ihren Weg in die Wohnzimmer zu finden.

Frau Schmuck hatte die Fenster geöffnet, keine dumpfe Luft füllte die Räume, freundlich und hell durchglühte die untergehende Sonne die Zimmer, welche Esther stets als die wohnlichsten, die reichsten erschienen, die sie je gesehen. Mit einer gewissen Aengstlichkeit schob sie die Vorhänge zurück, welche das Kabinet vom großen Salon trennten. War auch da kein Zeichen, daß eine fremde Hand die Dinge geordnet – kein Zeichen, daß der Besitzer dieses Hauses gewechselt? – Nein, selbst die Sessel standen noch am alten Platz vor dem Kamin, die vielerlei Nipp-sachen an gleicher Stelle, und doch hatte er hier einige Wochen gewohnt! – Sie sah nach dem kleinen Sopha, auf welchem seine Mutter in der letzten Zeit immer gelegen – eine eigene Wehmuth ergriff sie. »Wenn seine Mutter ihn vor ihrem Tod gesehen!« dachte sie. »Sie hätte ihn lieben müssen – unaussprechlich lieben, wie ihren Mann, so innig, so unbegrenzt!

»Und nun – nur noch einen Blick in jenes wunderbare Gemach – wenn ich das nur von allen übrigen Zimmern mein nennen dürfte!«

Sie ging rasch an die schmale Tapetenthür, leise drehte sich dieselbe in ihren Angeln, sie trat ein – aber mit einem Ausruf des Schreckens fuhr sie zurück – dann lief sie an das Fenster, riß die geschlossenen Vorhänge beiseite und das Licht strömte noch voll genug herein, um ihr die Gewißheit zu geben, daß ihr eigenes Porträt auf der Staffelei stand. Kalt und stolz sah es auf sie herab, eine Kopie von jenem, welches Herr von Costar für die Prinzessin gemalt. Sie starrte es eine Zeitlang an, dann glitten ihre Blicke davon ab und betrachteten aufmerksam die nächste Umgebung. Hier hatte er gelebt, hier sah man Farben

umherliegen, Mappen aufgeschlagen, auf Tischen Bücher und Skizzen durch einander liegen; sie betrachtete Alles flüchtig, immer wandten sich ihre Blicke wieder zu ihrem eigenen Bild. Hier stand sie unter ihnen Allen, zu denen sie nie gehört hatte, nie gehören sollte! – Aber warum hatte er sie gemalt, für sich – oder – ein furchtbarer Gedanke antwortete ihr plötzlich – für den Prinzen!! – Sie sah sich entsetzt um – »ja, für ihn, so wird es sein, wie konnte ich Anderes denken!«

Noch einmal sah sie nach ihrem Ebenbild, dann schloß sie die Thür, und ohne nur einmal sich umzuwenden, durcheilte sie die übrigen Zimmer, lief die Treppen hinab, verschloß die kleine Thür und schlug den Weg nach einem Teiche ein, der inmitten dunkler Gebüsch wie ein Geheimniß lag.

»Da!« – sagte sie und warf den Schlüssel mitten hinein. »Dieß war das letzte Mal, daß ich hier gewesen – überall Abschied, überall ein Ende!«

Als sie zurückgekehrt, traf sie Onkel und Tante mit Herrn Günther im Garten auf und ab gehen. Trotzdem sie spät nach Hause gekommen, wurde sie darüber nicht befragt. Man hatte sie nicht vermißt.

»Der Abend ist herrlich,« sagte Baron Walther und Herr Günther erwiderte: »Dennoch sei es leider Zeit, daß er nach Hause fahre.«

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die schlimmsten Schmerzen sind auf Erden,
Die ausgeweint und ausgeschwiegen werden!

Mirza-Schaffy.

»Also vollkommen eingemietet für immer? Wenn man Sie sprechen will, muß man nach Tossen kommen?«

»Das, oder ich komme auf Wunsch zu Ihnen.«

Herr von Costar schritt sinnend neben Herrn Günther her, er begleitete ihn aus seinem Garten in Ibichstein bis an den Fahrweg.

»Es wird dort gebaut, sagten Sie nicht so gestern?«

»Ja wohl, es war die höchste Zeit, sonst hätten wir in den Zimmern die Regenschirme aufspannen müssen, hätte uns der Himmel einmal mit einem guten Platzregen bedacht.«

»Wie Sie nur auf den Gedanken gekommen sind, Ihr hübsches Haus zu verkaufen und sich in ein so baufälliges einzumieten.«

»Ich liebe nicht allein zu sein und führe nicht gern ein Leben ohne Zweck und Thätigkeit; Alles, was ich wünsche, finde ich dort, ich versichere Sie, ich freue mich des Morgens beim Erwachen auf den neuen Tag wie ein Kind.«

»Warum haben Sie sich denn dieß angenehme Leben nicht früher verschafft, das begreife ich nicht?«

»Ja, aufrichtig gestanden, damals lebte noch eine Person, da mochte ich Zug um Zug thun, sie bot mir stets Schach und sie blieb Herrin des Feldes. Jedoch —« Herr Günther schwieg und Herr von Costar sagte rasch:

»Schließlich bot ihr eine stärkere Macht Schach und die Aermste wurde endlich matt.«

»Vollkommen. Aber trotz alledem war sie ein Charakter, das muß man ihr lassen, konsequent bis an ihr Ende. Die Nichte hat

viel von ihr und sie sucht dieselbe auch, so viel als möglich, was das Geschäftliche anbelangt, zu ersetzen, wirklich, ich hätte das nicht hinter ihr gesucht. Allein, meinen Sie nicht, Sie müßten einmal herüber kommen und als Nachbar einen Beileidsbesuch machen, wie?»

»Das kann ich thun, obgleich mir meine Stellung jetzt sehr unangenehm ist. Sagen Sie mir aufrichtig,« fuhr Herr von Costar nach einer Pause fort, »was Sie darüber denken! Bitte, geben Sie mir Aufschluß, wenn es Ihnen möglich: hat Fräulein von Tossen den Heirathsantrag des Herrn von Philbert nur angenommen, um nicht diese Erbschaft anzutreten, und hat ihn aufgegeben, nachdem ihr die Sache gelungen? Ich könnte mir denken, sie wollte mir gegenüber die Stolze, Freigebige spielen.«

»Allerdings war ihr der Gedanke, dem Sohne sein Erbe zu entreißen, trotz ihres Rechtes darauf, höchst peinlich, allein der Antrag des reichen Mannes paßte ihr doch in anderer Hinsicht. Sie liebte Glanz und Wohlleben, sie liebte auf Andere herabsehen zu können, aber, weiß der Himmel, wie nun Frauen einmal sind, da war plötzlich etwas in die Quere gekommen und sie warf die ganze ersehnte Herrlichkeit wieder fort. Das können auch wieder nur Frauen, und wahrhaftig, es liegt doch etwas Großartiges darin, wenn ich sehe, wie sie ihr jetziges einförmiges Leben so ohne Murren hinbringt, in ihren Jahren – bei Gott, zuweilen bewundere ich sie in der Stille.«

Herr von Costar sah gedankenvoll in die weite Gegend vor sich. Nach einer Weile fragte Herr Günther: »Also, Sie kommen demnächst einmal?«

»Ja, ja, in den nächsten Tagen – vielleicht morgen.«

»*Bon.* Aber fahren Sie nicht in den Hof, lassen Sie vor demselben halten, die Kerls werfen ohne jede Rücksicht zuweilen die Ziegel vom Dach. Also auf Wiedersehen!«

Herr Günther schlug rüstig den Heimweg ein, während Herr von Costar langsam in den Garten zurückkehrte.

In seinem Zimmer angelangt, versuchte er, sich mit einer angefangenen Arbeit zu beschäftigen, legte aber so oft den Pinsel beiseite und sah in den blauen Himmel, daß er endlich die Arbeit ganz aufgab und Frau Schmuck sagte, er wolle einige Stunden ausgehen, sie möge ihn vor Abend nicht zurückerwarten.

Die Verlobung Esther's hatte ihn damals mit namenlosem Weh erfüllt. Nicht allein, daß für ihn dieß Mädchen, dem er nun einmal seine Liebe nicht versagen konnte, für immer verloren war, aber auch die Art ihres Benehmens, die Wahl, die sie getroffen, hatte einen so tiefen Schatten über ihr glänzendes Bild geworfen, daß er ihrer nur mit dem größten Schmerz und Bedauern gedachte. Nachdem sie aber nun die Verlobung wieder aufgehoben, hatten ihn jene Zweifel beschlichen, von welchen er vorhin mit Herrn Günther gesprochen.

Ueber all' dieß dachte er nach, als er seinen einsamen Spaziergang einschlug, und nach und nach zog ihn ein unwiderstehliches Gefühl leise dem Ort näher, wo Esther weilte. Plötzlich erschien ihm der Gedanke, daß Herr Günther dort wohne, wie ein Lichtpunkt auf dunklem Pfad, – zu ihm konnte, mußte er ja öfters und so sagte er sich schließlich: Du könntest morgen verhindert werden, in Tossen deinen Besuch abzustatten, du willst jetzt hingehen.

Er war den Weg erst einmal gefahren und mußte sich daher öfters bescheiden lassen, um ihn richtig zu gehen. Endlich sah er von ferne das lange rothe Dach mit den vielen Giebelfenstern, in welchen die Sonne röthlich funkelte, aber trotzdem man ihm den zu dem Hause führenden Weg richtig beschrieben hatte, kam er doch nicht auf die Fahrstraße, sondern befand sich in dem Heckenpfad, welcher an der Gartenthüre endigte. Ohne viel zu überlegen, öffnete Herr von Costar diese Thüre und der Garten kam ihm so verwildert und unbenützt vor, daß er ohne zu zögern hindurchschritt, um auf diese Weise in's Haus zu gelangen. Jedoch plötzlich befand er sich auf einem Weg, welcher

direkt auf einen Gartensalon führte, und während er umher-spähte, ob Niemand ihn anmelden könne, gewahrte er Esther, wie sie langsam, in einem Buch lesend, auf und ab ging. Sie erschien ihm in diesen einfachen Trauerkleidern so anspruchslos, so jungfräulich, so ganz verändert, daß er sie unmöglich sich als eine schöne Kopie jenes glänzenden, kalten Mädchens denken konnte, unter dessen herzlosem Lachen so Viele gelitten. Es fiel ihm nicht bei, zurückzugehen, er schritt auf sie zu, und auf das Geräusch hin, welches er durch sein Kommen verursachte, sah sie rasch auf. Er hatte es nicht bemerkt, wie konnte er auch, denn sie hatte sich nicht bewegt – er sah es nicht, wie das Buch in ihrer Hand zitterte, wie sie ihre Lippen fest zusammenpreßte, damit kein Ausruf der Ueberraschung ihre Aufregung verrieth.

»Nicht mir, gnädiges Fräulein,« sagte er, als er dicht vor ihr stand, »dürfen Sie zürnen, daß ich so unberufen und unerwartet vor Ihnen erscheine; die mir den falschen Weg gewiesen haben, tragen die Schuld.«

»Bitte, Herr von Costar,« erwiderte sie kurz, ihrer Erregung wieder ganz Herr geworden, »der Irrthum ist sehr verzeihlich.«

»Ich bin gekommen, um den Ihrigen und Ihnen bei dem großen Verlust, welchen Ihre Familie vor einigen Wochen erlitten, meine Theilnahme zu beweisen; ich erfuhr diesen Trauerfall erst, als ich vor einigen Tagen hier ankam.«

»Es ist mir sehr leid,« sagte Esther, wieder im alten kühlen Ton, »mein Onkel und meine Tante sind mit Herrn Günther spazieren gegangen, ich werde ihnen Ihre gehabte Absicht mittheilen, Herr von Costar.«

Er sah sie einen Augenblick fest und prüfend an. Kein Wort kam weiter über ihre Lippen, nein, es war keine Aenderung in ihr vorgegangen, das stolze, gefühllose Mädchen war geblieben, es war geblieben ganz so, wie seine Mutter sie in ihrem Testament geschildert. Und wie so oft durch augenblickliche Empfindungen plötzlich Entschlüsse zur Reife kommen, über welche

man lange im Unklaren gewesen, so stand auch jetzt sofort in ihm der Entschluß fest, Ibichstein nicht mehr als sein Eigenthum anzusehen und diesen Ort für immer zu meiden.

»Es ist mir doppelt leid,« begann er wieder, zu Esther's großem Erstaunen, denn sie hatte erwartet, daß er sie verlassen würde, »die Ihrigen nicht zu treffen, da ich auch zu gleicher Zeit mich für immer verabschieden wollte. Ich werde es morgen Herrn Günther wissen lassen, welchen Tag ich zu meiner Abreise bestimmt habe; jetzt bitte ich nochmals um Verzeihung, gnädiges Fräulein, daß ich Sie gestört habe.«

Er grüßte sie artig und verließ dann eilig den Garten.

Sie sah auf den vor ihr so plötzlich leer gewordenen Raum und ein unbeschreiblich schmerzliches Gefühl durchschauerte sie. Aber sie wandte sich eilig um und ging in den Gartensalon zurück. Das Buch hielt sie noch in der Hand, sie wollte darin weiter lesen, aber entweder zitterte ihre Hand oder es standen Thränen in ihren Augen – sie sah die Buchstaben undeutlich, legte das Buch beiseite, ging in ihr Zimmer und schloß hinter sich ab. – Eine Stunde später klopfte es leise an ihre Thür; als sie öffnete, stand Tante Philippine vor ihr.

»Wir suchen Dich überall, ist Dir nicht wohl?«

»Warum? Sehe ich krank aus? Ich war nur müde. Seid ihr schon lange zurück?«

»Ja, schon lange, komme doch zu uns herunter.«

Esther folgte; die beiden Herren waren auf dem Hofe. Herr Günther erklärte dem Baron, was die Arbeiter den Tag über vollendet hatten.

»Denke Dir,« sagte Philippine und schob ihren Arm in den ihrer Nichte, »Herr Günther erzählte mir unterwegs, der Erbprinz habe bei Herrn von Costar anfragen lassen, ob er noch rasch eine Kopie Deines Bildes vollenden könne, welches er für die Prinzessin gemalt hatte, da sie das ihrige mit in die neue Heimat nimmt. Er ist doch Dein treuester Verehrer!«

»Und wie lautete die Antwort?«

»Er hat es abgelehnt.«

»Wirklich?!« rief Esther mit so unverkennbarer Freude, daß ihre Tante sie lächelnd ansah und sagte: »Also nicht einmal das Bild von Dir gönnst Du ihm?«

Esther schwieg und Philippine fuhr fort: »Uebrigens wird uns Herr von Costar morgen besuchen, er hat es Herrn Günther gesagt.«

»Ich vergaß, Dir zu erzählen,« sagte Esther und sah unwillkürlich nach der Stelle, wo sie ihn zuletzt erblickt. »Er befand sich hier, als ihr fort waret, und hat sich für immer verabschiedet.« Die letzten Worte verloren, trotz ihres festen Willens, den sicheren Ton, und ihre Tante, die sie nicht verstanden, fragte daher:

»Weßhalb war er gekommen?«

»Nun, er will Ibichstein für immer verlassen.«

In dem Augenblick kamen die beiden Herren zurück, sie hörten Philippinens erstaunten Ausruf: »Das ist doch nicht möglich!« – und traten näher, nach der Ursache ihres Staunens fragend.

»Herr von Costar war eben hier und hat Esther gesagt, er wolle in den nächsten Tagen diese Gegend für immer verlassen – wie stimmt das mit den Plänen zusammen, die er Ihnen mitgeteilt, Herr Günther?«

»Künstler! o, über die unberechenbaren Künstlerlaunen!« rief der Advokat ärgerlich. »Da hat er hunderterlei Veränderungen mit mir besprochen und nun will er Alles abbuchen und hinaus in's Weite! Und, gnädiges Fräulein,« fragte er Esther, »er hat es Ihnen deutlich gesagt, daß er fortgehen will?«

»Vollkommen deutlich, Sie werden das Nähere von ihm erfahren.«

»Und war er lange hier?«

»Wie konnte er, da ich allein zu Hause!«

»Es ist wirklich zu unangenehm!«

»Aergern Sie sich nicht, lieber Günther,« sagte der Blinde und klopfte dem Advokaten auf die Schulter. »Ist es sein Trieb, in der Ferne zu schweifen, so versuchen Sie nicht, dem wilden Vogel die Flügel zu binden. Philippine, ich möchte mich auf meinem Zimmer ausruhen, bitte, führe mich hinauf.«

Die beiden Geschwister gingen, zusammen plaudernd, fort, während Herr Günther nachdenkend vor Esther stehen blieb. Plötzlich sagte er:

»Ich verstehe es wohl, was ihn fortreibt, aber das geht nun einmal nicht und das muß so bleiben.«

»Und was treibt ihn fort?« fragte Esther und sah Herrn Günther forschend an.

»Sie, gnädiges Fräulein, Sie allein.«

»Ich?!« rief das junge Mädchen erstaunt. »Womit trete ich Herrn von Costar hindernd in den Weg?«

»Ich habe ihn heute Mittag wohl verstanden. Mit einem Wort: es ist ihm ärgerlich, das Erbe seiner Mutter als ein Geschenk aus Ihrer Hand anzunehmen, denn mit der Verlobung, meint er, wäre es Ihnen nicht ernst gewesen, Sie wären dieselbe nur eingegangen, um die Klausel im Testament zu erfüllen, die Sie des Erbes in diesem Fall verlustig macht. Aber wenn Sie stolz sind, will er es nicht minder sein, und wenn sich nun einmal ein paar Menschen hassen, da ist der Dritte schlimm daran, der zwischen ihnen steht.«

Herr Günther ging ein paar Schritte weiter, dann wandte er sich wieder zu Esther. »Es wird mit Ibichstein gehen, wie mit dem Hause in Eggertshof. Da will auch Keine das Erbe antreten, aus Haß und Hochmuth, und nun machen sich die Ratten und Mäuse darüber und was die übrig lassen, das trägt der Wind in alle Welt! – Am Ende, was geht es mich auch an!« beruhigte er sich jetzt, als Esther ruhig neben ihm schritt, ohne etwas auf seine ärgerlichen Worte zu erwiedern. »Morgen gehe ich hinüber

und will einmal mit ihm reden und sehen, was sich thun läßt. Sie bleiben bei Ihrem Wort, wie?»

»Bei meinem Wort?« fragte Esther erstaunt. »Was meinen Sie damit?«

»Sie treten die Erbschaft nicht an?«

»Sie sind Advokat und stellen eine solche Frage? Von Ibichstein gehört mir nichts als die Erinnerung.«

»So mag's drum sein. Es liegt nun einmal kein Segen in der Sache.«

Esther schritt eine Weile stumm neben ihm her, dann fragte sie:

»Sie haben noch Einiges auf Ihrem Zimmer zu ändern?« –

»Wir gehen die Treppe zusammen hinauf,« erwiderte Herr Günther.

An dem Gang oben angelangt, wünschte er ihr wohl zu schlafen. Er sah nicht das bittere Lächeln, welches über ihr Gesicht bei diesen Worten glitt, und ahnte nicht, als er sich zur Ruhe legte, daß das junge Mädchen, dem er die Ruhe gewünscht hatte, rastlos in ihrem Zimmer auf und ab ging, im Kampf mit den Qualen eines stolzen und unbefriedigten Herzens.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

So tief sie auch betroffen ist,
Nichts kündet ihre innere Regung,
Nicht 'nen Moment sie sich vergißt.

»Onegin« von Alex. Puschkin.

Andern Morgens stand der kleine Landwagen des Advokaten bereits gegen neun Uhr, mit dem alten Grauschimmel »Pfeffer« davorgespannt, auf dem Hof und harrte seines Herrn. Esther war, durch das Geräusch aufmerksam geworden, an das Fenster getreten und sah Herrn Günther jetzt mit seinen gewohnten raschen Bewegungen einsteigen.

Das Fenster stand offen und er grüßte hinauf zu ihr.

»Ein herrlicher Junimorgen!« – Dann rief er: »Vorwärts!« und ließ das Pferd im langsamen Schritt anfahren.

Esther sah ihm eine Weile nach, dann verließ sie ihr Zimmer und ging an ihr gewöhnliches Tagewerk.

Um ein Uhr wurde in Tossen zu Mittag gegessen und es war beinahe halb Zwei, ohne daß Herr Günther zurückgekehrt war. Man ließ daher auftragen und besprach allerlei Möglichkeiten, welche ihn abgehalten haben könnten, die ihm sonst so angenehme Stunde zu versäumen.

»Es ist recht verzeihlich,« sagte Baron Walther, als Esther mit kurzen, ärgerlichen Worten dem Mädchen befahl, für Herrn Günther das Essen warm zu halten, da sie bereits am Schluß des einfachen Mahls angelangt waren, »wenn er bei Herrn von Costar lieber zu Tisch geblieben ist, als sich hier einzufinden.«

»Das ist mehr begreiflich als verzeihlich,« sagte Esther, welche den ganzen Morgen in sehr gereizter Stimmung gewesen war. »Denn es ist nichts peinlicher, als mit dem Essen auf Jemand zu warten.«

In dem Augenblick hörte man einen Wagen in den Hof rollen und gleich darauf trat der Erwartete ein. Gegen seine sonstige Art erwiderte er die freundlichen Grüße seiner Freunde zerstreut und gleichgültig, was der Blinde weniger bemerkte als die Damen.

»Soeben haben wir dem Mädchen das Essen zum Wärmen gegeben,« sagte Philippine, da Esther keine Entschuldigung für den leeren Tisch fand. »Oder haben Sie schon zu Mittag gegessen?«

»Nein, bewahre, danke vielmals. Aber ist's denn schon so spät?« Er sah auf seine Uhr. »Wahrhaftig, Zwei! Ich muß um Entschuldigung bitten, man kommt da in's Schwatzen und – es ist blitzwarm!« Der arme Mann fuhr sich ein paarmal mit der flachen Hand über die kahle Stirn, während er an seinen Platz ging und sich anschickte, sein Mittagessen nachzuholen.

Esther hatte ihn genau beobachtet und mit Erstaunen bemerkt, daß er es auffallend vermied, sie anzusehen; sie erhob sich daher endlich, um in den Garten zu gehen. Als sie in der offenen Thür einen Augenblick zögerte, sagte Herr Günther rasch:

»Fräulein Esther haben Sie später einen Augenblick für mich frei?«

»Gewiß,« erwiderte sie, ihren Sonnenschirm aufspannend. »Ich gehe eben in die Laube, um zu lesen und erwarte sie dort.«

Kaum eine Viertelstunde hatte sie dort allein gegessen, als sie bereits die eiligen Schritte des Advokaten auf dem Kiesweg sich nahen hörte. Ein sonderbar beklemmendes Gefühl überkam sie. Sie sah ihn erwartungsvoll an, als er sich neben sie setzte, sie kannte ihn nun schon so lange, um in seinen Zügen zu lesen, daß er in höchster Aufregung war.

»Nun?« fragte sie, als er nicht gleich die richtigen Worte zum Anfang zu finden schien.

»Nun,« erwiderte er, »ich wollte, bei Gott, mein halbes Vermögen darum geben, wenn Alles erlogen wäre! Ein nieder-

trächtiger Kerl muß er sein, das sage ich! – Aber ganz aus der Luft kann er's nicht haben, etwas muß der Teufelsbraten gesehen haben –«

Esther war todtenbleich geworden, das Buch, das sie in der Hand gehalten, legte sie beiseite und folgte mit fliegendem Athem jedem Wort, welches der Advokat im Aerger aussprach.

»Bitte, wen meinen Sie?« fragte sie endlich.

»Ja, ja, es soll Alles seinen richtigen Weg bekommen, warten Sie nur! Als ich bei Herrn von Costar eintrat, sah er mich lächelnd an und meinte, er sähe es schon an meinem Gesicht, daß ich von seinem Plan gehört, Ibichstein zu verlassen. Na, was sollte ich da große Umstände machen, ich sagte natürlich, wie mir's um's Herz war, suchte ihn durch die vernünftigsten Gründe mit seinen Plänen aus dem Sattel zu heben, aber er war wie ein Frauenzimmer, – bitte um Verzeihung, – er wollte auf keine Vernunftgründe hören, sondern spitzte ruhig an seinem Bleistift herum und blieb dabei, daß er Recht habe und in die weite Welt wolle, je weiter, desto lieber! – Als ich noch im besten Parliren war, kommt der Kutscher herein und überreicht ihm eine Visitenkarte. Er sieht sehr erstaunt in die Höhe und fragt: ›Der Herr selbst?‹ – ›Ja wohl.‹ – ›Im Wagen?‹ – ›Nein, der Herr ist zu Pferd.‹ – ›Gut, so nehmen Sie ihm das Pferd ab und bitten ihn, heraufzukommen.«

Esther sah Herrn Günther fragend an. »Und jener Herr?«

»Kommt Alles, bitte, nur in der Reihenfolge geblieben! – Als der Kutscher heraus war, sagte Herr von Costar: ›Thun Sie mir den einzigen Gefallen und gehen Sie in das nebenanliegende Zimmer! Ich begreife nicht, wie dieser Herr hieher kommt und zu welchem Zweck! Ich hoffe, ihn rasch abzufertigen.‹ Er reichte mir die Karte, ich las: ›Graf Malstädt.«

Esther fuhr auf. »Wie kommt er dorthin!!«

Herr Günther schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: »Ich ging in's Nebenzimmer, aber die Thür blieb halb offen, weil

Herr von Costar es so wünschte. Der Empfang war artig, höflich, wie es sich unter zwei Kavalieren ziemt. Der Graf äußerte zuerst sein Wohlgefallen über die Einrichtung des Hauses und dann kam die Erklärung seines Besuchs. Er habe gehört, Ibachstein solle verkauft werden und er sei beauftragt, sich nach dem Preis zu erkundigen. Herr von Costar versicherte, daß er davon nichts wisse, daß dieß Gerücht auf einem Irrthum beruhen müsse. »Also wieder eine Fabel!« lachte der Graf. »Ich kann Sie versichern, Herr von Costar, was man nicht Alles diesen vergangenen Winter zu hören bekommen hat und noch bekommt, man müßte sich die Ohren zuhalten, wenn man in Ruhe leben wollte.« – »Ich war so lange entfernt, daß ich den jüngst vorgefallenen Dingen fremd geworden bin.«

»Sie Glücklicher!« fuhr der Graf fort. »Sie können leben, wo und wie Sie wollen, während ich im Joch ziehe.« Es entstand eine Pause, dann fragte der Graf: »Aber apropos, sagen Sie doch, wohnt hier nicht in der Nähe die schöne Esther von Tossen auf ihrem Rittergut? Ich denke, es müßte hier herum liegen. Oder hat sie bereits einen neuen Streifzug unternommen? Sie wissen doch, daß sie verlobt war und bereits wieder frei ist?«

»Fräulein von Tossen lebt bei ihrer Tante auf Tossen.«

»Wer hätte unter dem bescheidenen Landmädchen, welches damals in Weilheim erschien, eine solche Eboli vermuthet! Die Schlaueste der Schlaunen! Der arme Prinz war in ihren Händen nichts Besseres oder Schlechteres als eine Wachspuppe.«

»Sie sprechen harte Worte über eine junge Dame aus,« sagte Herr von Costar und wahrhaftig, seine Stimme bebte vor Aerger über die frechen Reden des Herrn, »die nicht im Stand ist, diese Worte zu hören, um sie widerlegen zu können.«

»Der Graf lachte. »Mir gegenüber, mein lieber Herr von Costar, würde diese junge Dame sehr kleinmüthig werden und die stolzen Augen senken müssen.«

»Allerdings weiß ich nicht, wie weit Sie in die Erlebnisse des Fräulein von Tossen eingeweiht sind.«

»Verstellen Sie sich doch nicht so, lieber Freund!« rief der Graf lebhaft. »Es war doch sicher nicht das erste Mal, daß der schöne Jüngling an einem hübschen Winterabend die Treppe zu Ihnen hinaufstieg? – Allerdings dießmal umsonst, denn Sie waren auf der Schlittenpartie der glückliche Führer des Schlittens der schönen Professorstochter.«

Herr Günther sah zu Esther hin, sein sonst so fröhliches, joviales Gesicht war ganz verändert, er sah zu ihr hin in der Hoffnung, in dem ihrigen die größte Entrüstung zu lesen, aber sie saß in Gedanken verloren.

»Es ist gut,« sagte sie nach einer Weile. »Weiter, bitte, nur weiter. Was erwiderte Herr von Costar?«

»Bis jetzt, Herr Graf,« sagte er, so ungefähr, ich habe nicht Alles so genau im Gedächtniß, – »hielten Sie sich mit Ihren Erzählungen im Allgemeinen, jetzt werden Sie persönlich und da muß ich Sie auf das Ernstlichste bitten, vorsichtiger zu sein. Sie haben diesen schändlichen Verleumdungen gegenüber Jemand gefunden, der dieselben mit seinem Ehrenwort widerlegen kann, und ich sage Ihnen hiemit, daß das Fräulein von Tossen nie über meine Schwelle gekommen ist und daß Derjenige, der Ihnen diesen Skandal mitgetheilt, ein frecher Lügner ist!«

Esther sah auf. »Gott sei Dank!« sagte sie leise.

»Erhitzen Sie sich nicht, Herr von Costar! Ich bin, scheint es, ein besserer Frauenkenner als Sie. Die junge Person ist eine von jenen Damen, welche ein kaltes Lächeln zeigen, um das heiße Herz heimlich zu verschenken. Pah! es ist schon oft dagewesen, daß elegante Damen in Herrentoiletten ihre Abendpromenaden unternahmen. Und hat Fräulein von Tossen nicht die Kühnheit gehabt, selbst einen derartigen Besuch zu machen, nahm sie es doch nicht übel – wurde er ihr abgestattet.«

»Wie furchtbar die Lüge aus eines Mannes Munde klingt!« sagte Esther fast zu sich selbst.

»Er war noch nicht zu Ende,« fuhr Herr Günther fort.

»Also da kann ich doch als eigener Zeuge auftreten, als früherer Begleiter eines liebenswürdigen Prinzen,« lachte der Graf, »und als Beweis für diese Neigung dient ja auch die zurückgegangene Verlobung mit Herrn von Philbert, welcher sich doch als Gemahl an der Wand für zu gut dünkte!«

»Herr von Costar schwieg einen Moment nach diesen angenehmen [sic] Auseinandersetzungen. Dann sagte er: »Der Ruf eines jungen Mädchens ist wie eine Schneeflocke, der leiseste Hauch zerstört sie. Stände ich in näherer Beziehung zu Fräulein von Tossen, so wüßte ich jetzt, auf welche Art ich ihren Ruf herzustellen suchen würde, so aber muß ich mich darauf beschränken, Sie zu bitten, Herr Graf, mich mit diesen mißlichen Klatschereien zu verschonen.««

»Hierauf folgte abermals eine kleine Pause. Dann erhob sich der Graf und bat um Erlaubniß, die Bilder betrachten zu dürfen, da er großer Kenner und Liebhaber sei. Schließlich fragte er nochmals, ob es auf Wahrheit beruhe, daß Ibichstein nicht käuflich sei, und empfahl sich endlich, weil es fast bis zur nächsten Poststation zu spät würde, wo ihn sein Wagen erwarte.

»Herr von Costar kam darauf zu mir und in seinem Gesicht las ich, daß er sich gewaltig geärgert. Er fragte mich, ob ich Alles mit angehört habe und was ich alsdann glaube.

»Nichts von alldem – ich sagte das so, gnädiges Fräulein, aber, weiß der Himmel, er sowohl wie ich sind dennoch in trüber Stimmung auseinander gegangen. Ihn ginge es ja nichts an, meinte er, – mich ginge es auch nichts an, meinte ich, aber den Teufel auch, mich hat es infam geärgert, nichts sagen zu dürfen, nichts sagen zu können und den Verleumder ruhig abziehen zu sehen, mit seiner Tasche voll Unkrautsamen, den er überall hinsät.«

Esther erwiderte nichts, sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und schien ganz der Gegenwart entrückt. Herr Günther blickte öfters nach ihr hin, es wäre ihm lieber gewesen, sie hätte

sich, wenn auch mit noch so heftigen Worten, geäußert, – da kamen eilige Schritte den Weg herauf und gleich darnach trat Philippine mit einem großen Brief in der Hand ein.

»Esther, an Dich! Von der jungen Frau Großherzogin! Ein reitender Bote hat ihn gebracht und wartet auf Antwort.«

Esther griff mechanisch nach dem Schreiben, erbrach es und überlas die wenigen Zeilen, die es enthielt. Dann sah sie zu Herrn Günther hin: »Vielleicht ein glücklicher Zufall,« und reichte ihm den Brief.

Er lautete:

»Ganz in Ihrer Nähe mich aufhaltend, liebste Esther, kann ich es nicht unterlassen, Sie wiederzusehen und Sie zu bitten, mir zur Erfüllung eines lang gehegten Wunsches behülflich zu sein, – nämlich die Räume von Ibichstein zu besuchen. Wie ich höre, ist Herr von Costar nicht anwesend, sollte es doch der Fall sein, wird er wohl zwei alten Bekannten seine Zimmer nicht verschließen! – Erwarten Sie mich heute Nachmittag gleich nach sechs Uhr. Ihre Sie liebende Leonie.«

Als nach dem Ueberlesen des Briefes auch auf Herrn Günther's Gesicht sich wieder ein freundlicher Zug kund gab, fragte endlich Philippine:

»Darf ich denn nichts von der angenehmen Nachricht hören, die das Schreiben enthält?«

»Gewiß,« sagte Esther, »die Frau Großherzogin kommt um Sechs hieher und wünscht dann mit uns nach Ibichstein zu fahren.«

»Hieher zu uns? Und, Esther, das freut Dich? Während das Haus noch voll Arbeiter ist? Herr Günther, was fangen wir an?!«

»Vor allen Dingen muß der Bote wieder abgefertigt werden,« erwiderte Herr Günther. »Das ist das Erste, was wir thun müssen. Das Zweite, daß ich meinen Stock in die Hand nehme und abermals den Weg nach Ibichstein antrete, um den glücklichen Besitzer auf den bevorstehenden Besuch vorzubereiten.«

Esther war vorangeilt, wandte sich aber noch einmal um.
»Ehe Sie gehen, Herr Günther, dürfte ich Sie noch sprechen?«

»Stehe ganz zu Diensten.«

»Wie sich Esther verändert hat,« sagte Fräulein Philippine, als sie das junge Mädchen rasch den Weg herabgehen sah. »Selbst der Besuch der vornehmen Frau ist ihr gleichgültig!«

»Zeit und Umstände sind mächtige Hebel,« sagte Herr Günther. »Ich selbst sage jetzt: ich freue mich, daß die hohe Frau kommt, wogegen ich sonst so gleichgültig gewesen wäre, als flöge eine Taube auf's Dach.«

Dreißigstes Kapitel.

Mir wird das Herz so stille
In dieser milden Nacht,
Es bricht der eig'ne Wille,
Die alte Lieb' erwacht.

Fast ist's, als käm' ein Grüßen
Auf mich vom Himmelszelt,
Und Frieden möcht' ich schließen
Mit Gott und aller Welt!
Geibel.

Auf der Landstraße nach Ibichstein rollte die elegante Equipage der jungen Großherzogin. Sie selbst, eingehüllt in Spitzen und Bänder, auf ihrem Gesicht die etwas übermäßige Röthe, kontrastirte unendlich gegen Esther, welche in ihren Trauerkleidern, die ihr zartes Gesicht noch bleicher erscheinen ließen, neben ihr saß. Tante Philippine und Fräulein von Erlen hatten den Damen gegenüber Platz genommen.

Die junge Königliche Hoheit hatte Tossen nur flüchtig betrachtet, dem armen Blinden hatte sie noch die meiste Aufmerksamkeit geschenkt, ihm sogar den Arm gegeben und eine Strecke weit in den Garten geführt. Einen Augenblick lang hatte sie an ihm, wie an etwas Neuem, Interesse genommen, aber dann auf ihre kleine, mit Diamanten besetzte Uhr geblickt und versichert, es sei die höchste Zeit, daß sie sich nach Ibichstein begeben müsse.

Bis jetzt hatte die Großherzogin Esther's letzter Vergangenheit mit keinem Wort erwähnt; als sie nun im Wagen saß und die beiden ihr gegenüber sitzenden Damen leise ein paar Worte wechselten, dann wieder eifrig die Gegend zu betrachten schie-

nen, nahm sie Esther's Hand, sah sie freundlich an und sagte:

»Nicht wahr, Esther, Sie konnten es doch nicht ertragen, nicht für all' das Gold, was er besaß?«

Esthers Augen flammten auf. »Nicht für all' das Gold! nicht für all' seine Perlen und Diamanten, Königliche Hoheit! Ich wußte nicht, daß in mir eine Seele lebte, die solche Fesseln nicht ertragen konnte.«

»Es war gut, daß Sie es thaten, so lange es noch in Ihrer Macht lag.«

»Darf ich, Königliche Hoheit,« fuhr jetzt Esther fort, »um eine Gnade bitten, deren Erfüllung für mich einen solchen Werth hat, daß ich aus tiefstem Herzensgrund darum flehe!«

Die Großherzogin sah erstaunt in den jungen Mädchens erregtes Gesicht. Sie bog sich vor:

»Esther, was ist Ihnen denn begegnet? Reden Sie nur, ich helfe Ihnen sicherlich, wenn es in meiner Macht liegt!«

»Heute Morgen war Graf Malstädt bei Herrn von Costar,« sagte Esther leise. »Wie er in diese Gegend gekommen, was ihn dazu veranlaßt, ich weiß es kaum! Durch Herrn Günther, welcher im Nebenzimmer der Unterhaltung beider Herren zuhörte, hab' ich erfahren, daß er sich erkühnt, mich auf das Gewissenloseste zu verleumden! Jenen Abend —«

»Abscheulich!« rief die Großherzogin und schnitt Esther die Erinnerung an jenen Abend ab. »Er ist der boshafte Lügner, den man sich denken kann!«

»Nicht ich habe die Verlobung,« fuhr Esther fort, »mit Herrn von Philbert aufgegeben, er habe aus triftigen Gründen selbst diesen Schritt gethan.«

»Unerhört,« sagte die junge Großherzogin und warf sich hastig in die weißen Atlaskissen des Wagens zurück. »Trotzdem er gar nicht mehr am Hofe ist, unterläßt er es nicht, sich mit ihm zu beschäftigen; Sie wissen doch, daß er überhaupt nicht mehr im Dienst?«

»Ich weiß von nichts, Tante Ernestine hat sehr lange nicht geschrieben.«

»Er hat Bank aufgelegt, man will sogar etwas von falschen Karten wissen, hat junge Offiziere zum Spiel verlockt und sich überhaupt so betragen, daß man genöthigt war, ihm zu verstehen zu geben, er werde seinen Abschied baldigst erhalten, wenn er nicht selbst darum einkomme. Und diesen Wink befolgte er sofort. Ungeachtet er aus einem sehr armen Hause stammt, soll er indessen auf so großem Fuße leben, daß man vermuthet, er spiele weiter und zwar sehr glücklich. Also über die Worte eines solchen Subjekts ärgern Sie sich weiter nicht, Esther, wer würde ihm Glauben schenken!«

»Königliche Hoheit,« erwiderte Esther eifrig, »aber ich bitte unterthänigst, diese Verleumdungen Herrn von Costar aus Ihrem Munde widerlegen zu hören – ich bitte dringend darum!!«

Die Großherzogin sah Esther einen Augenblick forschend an. »Liegt Ihnen so viel daran, daß Herr von Costar von Ihnen eine hohe Meinung bekommt?«

»Königliche Hoheit, wenigstens eine ehrenvolle.«

»Nun ja,« lachte die junge Fürstin und zog an den Handschuhen, wie es ihre Gewohnheit war, »ich werde das Alles sehr hübsch arrangiren, ganz zu Ihrer Zufriedenheit. Aber sagen Sie mir, ist Herr von Costar nun wirklich alleiniger Besitzer von der ganzen Hinterlassenschaft seiner Mutter?«

»Wie sollte er nicht, Königliche Hoheit?«

»Er muß Ihnen sehr dankbar sein, *ma chère*, daß Sie nicht wenigstens etwas für sich beanspruchten, denn wie ich ihn kenne, ist er ganz der Mann, der sich an Edelmuth nicht überbieten läßt.«

Esther hatte bei den letzten Worten in die sich immer weiter ausbreitende Landschaft gesehen; nach einer Weile deutete sie nach einem Punkt darin und sagte: »Dort, Königliche Hoheit, sieht man die ersten Spitzen des Daches von Ibichstein, wir werden es bald erreicht haben.«

»Waren Sie schon einmal dort, Fräulein Philippine?« fragte die Großherzogin.

»Nein, Königliche Hoheit, ich sehe es heute zum ersten Mal.«

»Wie ich mich darauf freue,« rief die Großherzogin sehr aufgeregt, »diesen Aufenthalt der sonderbaren Frau kennen zu lernen! Denken Sie, Esther, daß Herr von Costar Alles so gelassen, wie es bei Lebzeiten seiner Mutter gewesen?«

»Ich hoffe es,« erwiderte Esther und sah zur Seite, da sie fühlte, daß sie erröthete.

»Fräulein von Erlen, Sie haben doch die Rückkehr nach H. auf neun Uhr bestellt?«

»Wie Königliche Hoheit befohlen hatten.«

»Wir können uns nicht länger als eine Stunde in Ibichstein aufhalten,« wandte sie sich zu Esther. »Um Neun erwartet mich der Großherzog, ich fahre dann mit ihm nach unserem Schloß Wilzen. Dort bleiben wir einige Tage und dann, Esther, denken Sie, treten wir eine große Tour an – Sie wissen noch nichts davon?«

»Nein, Königliche Hoheit.«

»Wir gehen zuerst nach England, dann nach Frankreich, verweilen dort bis zum Herbst und wollen den Winter in Italien zubringen.«

»Welch' eine herrliche Reise!« rief Esther.

»Ja,« erwiderte die Großherzogin, »ich denke, es ist für mich sehr interessant, ich war noch so wenig in der großen Welt! Doch, sehen Sie, Esther, ist jenes große Haus dort Ibichstein?«

»Ja,« sagte Esther und schloß einen Augenblick ihre Augen. »Das ist es, Königliche Hoheit.« Wie demüthigend war für sie das Gefühl, als sie sich dem Ort nahte, den sie nie wieder hatte betreten wollen, daß sie jenen Mann wiedersehen sollte, der vielleicht von ihr die niedrigste Meinung gefaßt und für den sie Alles, Alles gethan haben würde, um in seinen Augen hoch und erhaben dazustehen!

»Ach, da seh' ich Herrn von Costar!« rief plötzlich die Großherzogin. »Bitte, Esther, ist er es nicht? ich bin so kurzsichtig! – Jetzt ist er verschwunden, aber wir sind am Ziele!«

Kurze Zeit darauf hielt der Wagen und Herr von Costar begrüßte ehrerbietig die hohe Frau am Eingang des Gartens und die ihr folgenden Damen.

»Sie finden es hoffentlich nicht indiskret,« sagte die junge Fürstin, neben Herrn von Costar langsam hinschreitend, »daß ich Sie so plötzlich überfalle, allein, Ibichstein zu sehen, war schon als Mädchen mein brennender Wunsch; Fräulein Esther's Erzählungen davon haben mich immer auf das Aeußerste interessirt.« Sie blickte um sich und fuhr dann fort: »Der Garten ist sehr hübsch, haben Sie Alles unverändert gelassen, wie es Ihre Mutter bei ihren Lebzeiten gehalten hat?«

»Darf ich die erste Frage auch zuerst beantworten? – Wie kann ich anders, als mich glücklich schätzen, daß Königliche Hoheit sich meiner noch erinnert, und wie würde es mir möglich sein, ein Heim zu verändern, das in seiner stummen Art mir von den Gewohnheiten, den Liebhabereien meiner Mutter erzählt? Darf ich bitten?«

Die Großherzogin schlug einen Weg ein, welcher nach dem Garten führte.

»Wenn Königliche Hoheit das Innere des Hauses zu sehen wünschen, ist hier der Weg.«

Sie hatten bald die steinerne Treppe erreicht, welche zur Hausthüre hinauf führte. Die Großherzogin blieb einen Augenblick oben stehen. »Wissen Sie, Esther,« sagte sie, sich nach dem jungen Mädchen umwendend, »ich stimme Ihnen bei, ich finde diesen Blick über die sonnigen Wiesen, all' das verschiedene Gebüsch, die schmalen Wege, die es einrahmt und deren Ziel sie zugleich verbirgt, ganz entzückend! Erinnern Sie sich noch, Sie erzählten mir einstmals Ihren ersten Besuch hier?«

»Sehr genau, Königliche Hoheit,« erwiderte Esther. Die Großherzogin hatte eine längst vergangene Zeit, längst vergangene Empfindungen wach gerufen.

»Fräulein von Tossen ist etwas ernst gestimmt, Herr von Costar,« sagte die Großherzogin, indem sie in das Haus trat. »Aber ich werde bald Gelegenheit finden, ihren Kummer zu heben. Wie originell, wie reizend!« rief sie, als man eingetreten und sie die dekorativen Schönheiten des Hausflurs, der Treppe, sowie des langen Ganges betrachtete. »Gehen wir hier hinauf?«

Sie deutete mit ihrem kleinen, ganz aus Spitzen und rosa Seide bestehenden Schirm nach der Treppe.

»Darf ich vorangehen, den Weg zu zeigen?« sagte Herr von Costar, indem er die ersten Stufen emporstieg.

»Sehr liebenswürdig.« Die Großherzogin sah zurück. »Esther, geben Sie mir Ihren Arm. Fräulein von Erlen, finden Sie den Eingang des Hauses nicht höchst malerisch?«

Fräulein von Erlen's Antwort wurde nicht gehört, da die Großherzogin bereits Esther zuflüsterte: »Gibt es etwas Romantischeres als dieses Haus und diese Geschichte dazu von Mutter und Sohn, gibt es einen liebenswürdigeren, schöneren Mann als ihn?«

Die Treppe war erstiegen, der Gang überschritten, man befand sich vor dem Kabinet, durch welches man in den Salon gelangte.

»Darf ich Königliche Hoheit bitten, einzutreten?« sagte Herr von Costar und öffnete die Thür.

Die Großherzogin gab Esther's Arm frei; sie trat ein und blieb gleich neugierig vor einem der großen Bilder stehen, welche die Wand bedeckten. Esther war zurückgeblieben, um Fräulein von Erlen und ihre Tante vorangehen zu lassen, dann ging sie an Herrn von Costar vorüber. Sie sah flüchtig zu ihm auf – wie schmerzte es sie, daß sie nicht reden durfte! – Sie hatte hundert Worte auf der Zunge und durfte nicht eines aussprechen!

»Herr von Costar!« rief jetzt die Großherzogin. »Bitte, befriedigen Sie jetzt meine Neugier, meine Unkenntniß! Erklären Sie mir, soviel Sie können, worüber ich Aufschluß haben möchte.«

Herr von Costar trat zu ihr heran. Von diesem Augenblick an nahm sie seine Gesellschaft allein in Anspruch; ihre Hofdame nebst Fräulein Philippine und Esther folgten nur in der Entfernung nach. – Im Salon hatte Frau Schmuck einen solchen Reichthum von Früchten, Süßigkeiten und Blumen aufgebaut, daß selbst die junge Fürstin ihre Bewunderung nicht verhehlen konnte.

»Und nun, Herr von Costar,« rief sie in glücklichster Laune, als sie so ziemlich alles Sehenswerthe in den beiden Zimmern betrachtet, »darf ich auch in das eigentliche Heiligthum Ihrer seligen Mama noch einen Blick werfen? Seien Sie mir nicht böse, aber je mehr ich hier sehe, desto mehr interessire ich mich für Alles!«

Herr von Costar öffnete die schmale Thür; er ließ die Großherzogin eintreten, sie wandte sich um und sagte: »Fräulein Esther, bitte, kommen Sie doch mit, Sie sind ein Theil vom Ganzen, denn Sie waren ja während der letzten Lebenstage der Besitzerin noch hier.«

Die vielen verschiedenartigen Gegenstände, welche sich in reicher Fülle und Abwechslung der Großherzogin darboten, nahmen für einige Zeit ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Esther's Blicke suchten unwillkürlich nach ihrem Bild, trotzdem sie denken konnte, daß es der Künstler verborgen haben werde – oder hatte er es vernichtet? – Ein tiefes Weh überkam sie, sie sah zu ihm hin und begegnete seinen Blicken, die kalt und erst auf ihr ruhten, und die Großherzogin plauderte nur über die Dinge, die sich ihrer Neugier darboten, und hatte keine Erinnerung für ihre Schmach, für ihre Pein, und morgen war es zu spät!

Vielleicht prägten sich diese Gedanken zu sehr auf ihrem Gesicht aus, um nicht bemerkt zu werden, denn die Großher-

zogin rief plötzlich lächelnd, indem sie nach dem Fenster ging:

»Herr von Costar, ehe ich es vergesse! Jener Graf Malstädt, welcher leider einstmals der Adjutant des Erbprinzen war, hat Sie heute Morgen aufgesucht und sich erlaubt, den Ruf eines Fräuleins anzugreifen, das unter meinem besondern Schutz steht, Lügen zu verbreiten und zu behaupten, die ich sämmtlich widerlegen kann. Sie werden einem Spieler und *mauvais sujet* doch keinen Glauben schenken? Hätten Sie ihm nur sogleich die Thür gewiesen.«

Sie wandte sich zu Esther. »Kommen Sie geben Sie mir Ihre Hand, ich würde sie keiner Dame reichen, die ich nicht meiner ganzen Achtung werth hielt!«

Die Großherzogin zog den Handschuh aus und Esther preßte einen innigen Kuß auf die kleine, volle Hand.

»Hier,« fuhr die Großherzogin fort und streifte einen der mit blitzenden Steinen besetzten Ringe vom Finger, »tragen Sie ihn zum Andenken an unsern Besuch hier, und nun, Herr von Costar, Ihren Arm, führen Sie mich zu Tische, die Früchte sehen zu verlockend aus, um nicht einige davon genießen zu mögen.«

Fräulein von Erlen und Fräulein Philippine hatten bescheiden im Salon auf die Rückkehr der hohen Frau gewartet; sie bat dieselben jetzt, mit ihr am Tisch Platz zu nehmen, und da, wo jahrelang nur die in düstere Farben gehüllte, gebeugte Gestalt der Herrin dieses Hauses ihr einsames Leben hingebracht hatte, erklangen jetzt heitere Stimmen, saß der längst verloren geglaubte Sohn, und während sie vermeint hatte, ein Wesen hieher zu bannen, das dieses leere Dasein weiterführen, das mit ihrem hinterlassenen Golde die Macht haben sollte, die Menschen zu peinigen, war ihre Wahl auf ein Mädchen gefallen, welches in tiefer, glühender Liebe all' ihren Reichthum Dem gab, dem sie einst das Leben geschenkt hatte!

»Und werden Sie den Sommer hier bleiben, Herr von Costar?« fragte die Großherzogin, nachdem sie einige Erdbeeren zwischen ihre weißen, hübschen Zähne geschoben.

»Ich gehe morgen von hier fort, Königliche Hoheit.«

»Morgen?« fragte die Großherzogin erstaunt. »Für längere Zeit?«

»Ich denke, auf sehr lange Zeit.«

»Haben Sie einen bestimmten Plan?« fragte sie weiter und sah unruhig zu ihm hin.

»Ja, für das Erste muß ich zurück nach Paris, um dort einige Monate zu bleiben, dann aber will ich im Winter Italien, das Land meiner Sehnsucht, aufsuchen.«

»Esther!« rief die Großherzogin und lachte fröhlich auf. »Ist das nicht komisch? Herr von Costar, wissen Sie, daß ich denselben Weg einschlagen werde? Ist es nicht so, Fräulein von Erlen, ist es nicht auch unser Reiseplan?«

Ihre Augen leuchteten auf und Fräulein von Erlen sah verlegen auf ihren Teller, nachdem sie die Worte ihrer Herrin bestätigt.

»Sehen Sie, Esther,« begann die Großherzogin von Neuem, »wären Sie nicht ein so kleiner, eigensinniger Kopf und hätten Sie den Platz, den ich Ihnen an meiner Seite angeboten, angenommen, so könnten Sie jetzt mit von der Partie sein.«

»Königliche Hoheit,« sagte Esther, »ich habe die Gnade vollkommen zu schätzen gewußt, aber meine Bestimmung ist nun einmal eine andere gewesen.«

Die Großherzogin erhob sich. »Herr von Costar, lassen Sie uns noch einen Rundgang durch den hübschen Garten machen und dann schlägt wohl die Abschiedsstunde, aber nur, – um uns bald wieder zu sehen. Es ist wirklich gar nicht zu beschreiben, wie der Zufall sich für mich günstig gestaltet! Sie können uns in Italien ein herrlicher Cicerone werden.«

Ehe die Großherzogin sich nach dem Garten begab, blieb sie hier und da noch in den Zimmern stehen und betrachtete Einzelnes, was sie zuerst übergangen, dann endlich schritt sie auf den Vorplatz, welcher zur Treppe führte.

»Die übrigen Zimmer des Schlosses sind wohl nicht möblirt? Das Haus muß sehr geräumig sein.«

»Nein, Königliche Hoheit,« erwiderte Herr von Costar und trat vor. Er war einen Augenblick zurückgeblieben, er hatte bemerkt, daß Esther an der Thüre des Zimmers sich noch einmal umgewendet und einen langen, forschenden Blick zurückgeschickt hatte. »Die übrigen Zimmer stehen leer, der Raum, den sie bewohnte, genügte vermuthlich meiner Mutter.«

Die Großherzogin befahl, den Wagen vorfahren zu lassen, welcher in einiger Entfernung die Zeit über gehalten. Indessen ging sie noch eine ziemliche Strecke, begleitet von Herrn von Costar, in den hübschen Anlagen des Gartens umher, während die drei Damen in einiger Entfernung folgten.

»Wie kommen Sie denn nach Hause?« fragte Fräulein von Erlen Tante Philippine, »da wir einen andern Weg einschlagen als jenen, den wir gekommen sind.«

»Herr von Costar hat bis jetzt noch die Equipage seiner Mutter behalten,« erwiderte Philippine, »und wir werden darin sogleich nach Ihnen abfahren.«

»Die Frau Großherzogin winkt,« sagte Fräulein von Erlen zu Esther.

Als das junge Mädchen zu ihr geeilt, nahm sie vertraulich ihren Arm und sagte: »Wissen Sie, eben habe ich mit Herrn von Costar darüber gesprochen; Sie sollen nicht in Tossen so untergehen, ich werde es möglich machen, Sie auf einige Zeit nach Paris zu entführen, Sie sollen wieder heiter werden, Tossen hat Sie wahrhaftig schon mit seinen Schatten angesteckt.«

»Königliche Hoheit,« erwiderte Esther, vielleicht mit zu viel Heftigkeit für das freundliche Anerbieten, »ich verlasse Tossen nicht wieder, ich kann es nicht, ich darf es nicht!!«

Die Großherzogin sah erstaunt auf das erregte Mädchen. »Was, *au nom du ciel*, fesselt Sie denn dort?«

»Nichts als meine Pflicht, Königliche Hoheit.«

»Kennen Sie in diesem Mädchen jenes stolze, übermüthige Fräulein wieder, Herr von Costar?«

»Gestatten Königliche Hoheit, Ihnen aus der geringen Auswahl von Blumen, die hier wachsen, einige zu Füßen legen zu lassen?«

Während die Großherzogin sprach, hatte Frau Schmuck ihrem Herrn ein großes Bouquet gegeben, er hatte ihre Bemerkung hinsichtlich Esther's nicht beantwortet.

Endlich war man am Thore angelangt.

»Herr von Costar,« sagte die junge Großherzogin, »nicht Lebewohl sage ich Ihnen, sondern auf Wiedersehen!« Ihre Augen ruhten mit tiefer Innigkeit auf ihm, als er sich vor ihr verneigte, dann reichte sie ihm ihre Hand, die er leicht an seine Lippen führte.

»Esther, leben Sie wohl!« wandte sie sich an das junge Mädchen und küßte sie auf die Stirn. »Lassen Sie dort wieder heitere Gedanken einziehen! Grüßen Sie, liebes Fräulein, Ihren Bruder!« nickte sie Philippine freundlich zu, dann nahm sie Herrn von Costar's Hülfe an, um in den Wagen zu steigen.

Fräulein von Erlen folgte rasch nach. Die Großherzogin gab das Zeichen zum Abfahren, noch einmal ruhten ihre Blicke auf dem Mann, dem ihre junge Liebe geglolten, – dann rollte der Wagen den Weg entlang, welcher sich bald zwischen Wald und Gebüsch verlor.

Herr von Costar ging an Fräulein Philippinens Seite, als die drei Personen in den Garten zurückkehrten.

»Ich habe die Großherzogin noch nie so liebenswürdig gesehen als heute,« sagte sie. »Aber, Esther, Du dagegen warst noch nie so verstimmt; hattest Du etwa Kopfweh?«

»Mir war ganz wohl,« erwiderte Esther lächelnd. »Aber es gibt Tage, wo man schlechter Laune ist, und das Bewußtsein, daß man unliebenswürdig sei, diese nur noch steigert.«

»Das ist wohl wahr,« sagte Philippine. »Aber schade war

es, daß das gerade heut sein mußte. Kam Ihnen dieser Damenbesuch nicht sehr ungelegen, Herr von Costar?« fragte sie jetzt den jungen Maler, welcher stillschweigend nebenher ging. »Besonders da Sie morgen eine so große Reise antreten wollen.«

»Ich war ja durch Herrn Günther darauf vorbereitet, daß die Großherzogin kommen wollte, und das war mir sehr viel werth. Uebrigens wollte sich der gute Mann durch nichts zum Bleiben bewegen lassen, ich hätte ihn so gerne der jungen Fürstin als unsern besten Freund vorgestellt.«

»Herr Günther,« lachte Philippine, »ist kein Herr für eine elegante Dame, wenn er auch die schöne Eigenschaft besitzt, ein treuer Freund zu sein. Ich freue mich sehr auf den Heimweg!« fuhr sie harmlos plaudernd fort. »Die Abende im Juni sind viel schöner als die im heißen Juli. Wir müssen, denke ich, nochmals hinauf, Hüte und Shawls sind noch oben.«

Man ging langsam die Gartentreppe empor, während der Wagen am Gartenthore vorfuhr. Esther warf noch einen Blick in den jetzt schon im Halbdunkel liegenden Garten; dann trat sie hinter ihrer Tante in den Hausflur. Herr von Costar folgte.

Als Philippine auf der ersten Treppenstufe war, kam Frau Schmuck aus ihrem Zimmer, verbeugte sich artig und ging schnell auf Esther zu.

»War denn oben Alles passend aufgestellt, gnädiges Fräulein? Für eine so hohe Dame habe ich wirklich noch nie einen Tisch hergerichtet!«

»Es war vortrefflich, Frau Schmuck, und hätte, glaub' ich, nicht besser sein können. Dieß ist Frau Schmuck,« wandte sie sich zu ihrer Tante. »Ich erzählte Dir schon öfters von ihrer Geschicklichkeit.«

Philippine kam die Treppe wieder herab und begann, sich in gewohnter Freundlichkeit mit Frau Schmuck auf das Angelegenlichste zu unterhalten.

»So will ich Deine Sachen mit herunter bringen,« sagte Esther und eilte die Treppe hinauf.

Als sie in das kleine Zimmer eintrat, in welchem ihre Hüte und Tücher lagen, stand sie einen Augenblick still; sie mußte Athem schöpfen, ihr Herz schlug so gewaltig, unstät suchten ihre Hände auf dem Tisch umher, auf welchem sie glaubte, ihre Garderobe zu finden. Sie konnte kaum noch etwas unterscheiden, aber als sie sich dem Fenster zukehrte, sah sie, daß die andere Thür des Zimmers sich öffnete und Herr von Costar eintrat.

Ihre Hände sanken matt herab, sie fühlte, daß sie nicht den Muth besaß, ihm Lebewohl zu sagen, ohne nicht ihre Schwäche zu verrathen.

»Fräulein von Tossen,« sprach er, und seine Stimme klang weich und ruhig, »wir wollen hier ohne Zeugen Abschied nehmen. Ein sonderbarer Zufall hat uns zusammengeführt, – ein eigenes Geschick trennt uns wieder.« Er war Esther näher getreten, es war so dämmerig, sie sah in ihren schwarzen Kleidern fast wie ein Schatten aus.

»Nur Eins, – Eins nur,« sagte er und jetzt zitterte seine Stimme leicht und verlor von ihrer Klarheit, »wünschte ich! – Sie möchten mir die Hand zum Abschied geben wie einem Freund!«

Er stand jetzt dicht neben ihr, noch immer regte sich nicht die dunkle Gestalt.

»Wie Sie denn wollen, Fräulein von Tossen,« sagte er nach einer Pause und trat zurück. »Möchten Sie nie empfinden, was es heißt, wenn man Jemand verlassen soll, den man – namenlos liebt! – – –«

Er eilte nach der Thür, – noch einmal wandte er sich um, – er sah sie das Gesicht in beide Hände verbergen und bitterlich weinen.

»Esther!!« rief er und stürzte auf sie zu. »Du weinst? Hast Du endlich Dein Herz verstanden?! – –«

Er hielt sie fest in seinen Armen, er küßte sie auf die weiße

Stirn, er verlangte kein Wort von ihren Lippen, denn er fühlte, daß ihre Hand die seine fest und innig hielt, daß ihr Haupt vertrauensvoll an seiner Brust ruhte. — — —

Es wurde so dunkel, es dauerte so unendlich lange, ehe Esther die Treppe wieder herabkam, daß es selbst für Fräulein Philippinens Leutseligkeit zuletzt zu lange währte. Sie verabschiedete sich daher endlich von Frau Schmuck, indem sie ihr sagte, sie müsse doch einmal selbst nach dem Verbleib ihrer Nichte sehen.

Allein sie hätte wohl die ganze Nacht umherwandern können, ehe sie die kleine Thüre gefunden hätte, welche zu dem Zimmer führte, in dem die Liebe ihr Reich aufgeschlagen. Sie war schon so oft an falsche Thüren gegangen, hatte geklopft und gerufen, aber immer ohne Erfolg. Da, endlich schimmerte ihr ein Licht entgegen und Frau Schmuck eilte zu ihrer Hülfe herbei.

»Hier ist das Zimmerchen, wo man ablegt.« Sie klopfte leise an.

Herr von Costar trat mit Esther heraus, sie war zur Heimfahrt angekleidet und reichte ihrer Tante Hut und Shawl.

»Es dauerte doch ein wenig zu lange, liebes Kind,« sagte diese etwas verwirrt. »Die Pferde sind, fürchte ich, sehr ungeduldig geworden.«

»Sie sind an das Warten gewöhnt,« erwiderte Herr von Costar lachend. »Uebrigens, gnädiges Fräulein, damit Sie nicht ängstlich sind, will ich dem alten Lutz die Zügel abnehmen und die Damen selbst fahren.«

»Mein Himmel, wie gut Sie sind!« rief Tante Vielliebchen, während sie sich die Hutschleife unter dem Kinn band. »Nun, dann wollen wir gehen.«

Als sie sämmtlich im Wagen saßen, warf Esther einen Blick nach dem Haus, in welchem sie so glücklich geworden; war jener Schatten, welcher jahrelang auf ihm gelegen, von ihm genommen, wurde das arme, betrogene Herz dadurch versöhnt, daß sie

dort, wo es so lange einsam und verlassen gelebt, das Reich der Liebe aufrichten wollten? — — —

»Sie fahren gleich wieder nach Hause, Herr von Costar?« fragte Herr Günther, als er den Damen aus dem Wagen geholfen.

»Nein, das thue ich durchaus nicht,« antwortete er und die Zügel dem Kutscher zuwerfend, sprang er rasch vom Bock.

Er bot Esther den Arm.

»Mein lieber Freund, darf ich Ihnen nun dennoch die Herrin von Ibichstein vorstellen?«



»Ja, hätte mich die Natur zu einem Mann
geschaffen! [...] Wie unabhängig
wollte ich mir mein Dasein gestalten!«

Friederike Henkel und *Die Herrin von Ibichstein*

Nachwort

Warum lohnt es sich, Friederike Henkels Roman aus dem Jahr 1878 heute wieder zu lesen?

Zuerst einmal wird es für viele Leserinnen und Leser spannend und vergnüglich sein, das komplizierte Leben der jungen, stolzen Esther von Tossen zwischen verarmtem Provinzadel und höfischer Residenzpracht zu verfolgen. Interessant ist der Text aber auch, weil er Einblicke in den geschichtlichen Kontext gewährt. Zwar ist ein Roman nie ein historisches Dokument; die in ihm erzählte Welt ist immer eine erfundene. Und doch gelingt es der Autorin, ein *literarisch* wahres, sehr einprägsames Bild vor dem inneren Auge entstehen zu lassen. Das Bild eines Hofflebens voller Muße und Gemächlichkeit, aber auch voller Spektakel und Intrigen, initiiert von den aristokratischen Akteuren und Akteurinnen.

Leben und Schreiben Friederike Henkels

Friederike Louise Ernestine Arnold wurde am 25.12.1826[27?] in eine Kasseler Künstler- und Industriellenfamilie hineingeboren.¹ Der Vater Karl Heinrich Arnold (1793[94?]-1874)

1 Als Geburtsort Friederike Henkels wird in lexikographischen Artikeln Berlin angegeben; auch der wohl beste Henkel-Kenner, John MacKenzie Graham, notiert Berlin (vgl. [John MacKenzie Graham]: Introduction, in: Friederike Henkel: Collected Literary Works from 1869 to

war Maler und Tapetenfabrikant, die Mutter Antonie Reuter (oder Reiter) wirkte vor ihrer Ehe als Sängerin und Schauspielerin am Kasseler Hoftheater. Der Großvater väterlicherseits, Johann Christian Arnold (1758[59?]-1842), hatte in Kassel die erste deutsche Papiertapetenfabrik gegründet.² Zur Familie gehörte außerdem die Schwester Caroline, die später den Generalleutnant Ludwig Karl Wilhelm Friedrich Freiherr Treusch von Buttlar-Brandenfels heiratete. Besonders verbunden scheint Friederike jedoch ihrem jüngeren Bruder Karl Johann Arnold (1829-1916) gewesen zu sein. In Krisenzeiten war er für sie stets eine wichtige Bezugsperson.

Ihre frühe Kindheit verbrachte Friederike in Berlin, wo der Vater um 1830 eine Tapetenfabrik eröffnet hatte. Aus der Berliner Zeit datiert auch dessen enge Freundschaft mit dem berühmten Maler Adolph Menzel (1815-1905). 1835 ging es dann für die Familie zurück in die hessische Heimat, wo Verwandte, Freunde und Bekannte sie empfingen. So hatte sich Karl Heinrich Arnold in den 1820er-Jahren, nach seiner Malerlehrzeit in Paris, gut mit den Brüdern Grimm angefreundet, vor allem mit deren Malerbruder Ludwig Emil.

1839 ernannte der hessische Kurfürst den Heimkehrer zum Hofmaler. In seinen Memoiren beschreibt Arnold, wie ihm die Ausstattung und Modernisierung des Hofes mit Tapeten reich-

1920. A Digital Restoration. Hg. von John MacKenzie Graham. Bristol 2013, S. VI; abrufbar in: Sophie. A Digital Library of Works by German-Speaking Women <<http://sophie.byu.edu/texts/friederike-henkel-collected-literary-works>>, Abruf 15.3.2017). Dass der Geburtsort von Friederikes drei Jahre jüngeren Bruders Karl Johann 1829 Kassel war und der Familienumzug nach Berlin erst um 1830 stattgefunden haben soll, steht dieser Ortsangabe allerdings entgegen.

- 2 Vgl. dazu u.a. Astrid Otto: *Schreibende Frauen des 19. Jahrhunderts in Kassel und Nordhessen. Lebensläufe und Biographien (1756-1943)*. Kassel 1990, S. 106.

lich Arbeit brachte.³ 1839 war auch das Jahr, in dem der Fabrikgründer und Großvater Johann Christian Arnold seinem jüngsten Sohn Paul Wilhelm (1798–1847) Geschäft übergab. Die Brüder taten sich zusammen und gründeten aus ihren jeweiligen (Berliner und Kasseler) Tapetenfabriken die gemeinsame Firma J.C. Arnold Söhne.⁴ Laut Graham wohnte die Familie Arnold am Wilhelmshöher Platz in Kassel, dem heutigen Brüder-Grimm-Platz, wo die Arnold'sche Tapetenfabrik stand. Die Kasseler Adressbücher legen allerdings eine etwas differenziertere Spur: Offenbar zogen die Berlin-Rückkehrer zunächst zu Großvater und Wilhelm in die Königsstraße 114, da sind sie zumindest 1836/37 gemeinsam gemeldet. Nach einigen Jahren, in denen die Kleinfamilie Karl Heinrich Arnolds allein wohnte (1838 Wilhelmshöher Thor 2 $\frac{3}{4}$, 1839/40 Friedrichsstraße 81 $\frac{1}{2}$ bzw. 93), kamen laut Adressbuch im Jahr 1841 in der oberen Königsstraße 130 alle wieder zusammen.

Adolph Menzel blieb den Arnolds auch nach deren Abschied von Berlin verbunden. Er empfing die Familie des Freundes bei sich – 1845 Mutter Antonie und Tochter Friederike, 1846 Sohn Karl, der ebenfalls Maler werden wollte und gleich einige Monate bei Menzel lernte.⁵ Letzterer besuchte wiederum die Arnolds in Kassel, 1841 für einige Wochen und 1847/48 sogar für acht Monate. Offenbar verliebte er sich damals unglücklich in Friederike; die bei Graham zitierten Briefstellen deuten zumindest darauf hin.⁶ Aus dieser Konstellation heraus entstanden

3 Vgl. dazu: Jugenderinnerungen des Fabrikanten Karl Heinrich Arnold in Kassel. Mit Ergänzungen von August Woringer, in: *Hessenland* 21 (1907), S. 138f., 156-158, 172-175, 185-189.

4 Vgl. näher dazu und zum weiteren Schicksal der Firma J.C. Arnold Woringers Anmerkungen ebd., S. 188.

5 Ihr Bruder Karl Johann Arnold, dessen Mentor Menzel wurde, malte Friederike übrigens ebenfalls, und zwar als verheiratete Frau (undatiert, nach 1850).

6 Vgl. [Graham:] *Introduction*, S. VI, Xf.

jedenfalls über die Jahre hinweg einige Porträts Menzels von der schönen Friederike, die er wie die Familie ›Fritzchen‹ nannte: Er schuf von der 15-jährigen sowie der 19-jährigen ausdrucksstarke Zeichnungen; 1845 entstand ein Ölgemälde.⁷ Ein in Pastell gezeichnetes »Frauenbildnis« Menzels von 1847 zeigt ebenfalls Friederike Arnold.⁸

1850 heiratete Friederike, die »ihre Erziehung im Hause der Eltern und in einem guten Institut zu Kassel«⁹ empfangen hatte, den Lehrer und Professor Wilhelm Christian Victor Henkel (gest. 1872). 18 Jahre lebten die Henkels in Kassel, laut Adressbüchern zunächst in der oberen Königsstraße 146, seit 1858 am Königsthor 28. Am 5.2.1851 wurde ihre Tochter Martha Julie Antoinette Helene, die spätere Schriftstellerin Helene Weichardt (Pseud. Ellen Lenneck) (1851–1880), geboren. Wilhelm Henkel unterrichtete die drei Söhne des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. – Friederike hatte also nicht nur durch den Vater, sondern nun auch durch den Ehegatten Zugang zu den höfischen Kreisen. Sie erlebte den letzten hessischen Kurfürsten aus nächster Nähe, der von 1831 bis 1847 als Prinzregent und dann bis 1866 als Kurfürst in antiliberalem, autokratischem Stil regierte. Auch die 1866 erfolgte Annexion Kurhessens durch Preußen wird Henkel hautnah mitbekommen haben. Anschließend, im Jahr 1867, erhielt ein anderer Friedrich Wilhelm (1820–1884) aus der landgräflichen Seitenlinie Rumpenheim den nicht mit mehr mit politischer Macht verbundenen Titel des hessischen Landgrafen. Er nutzte Schloß Wilhelmshöhe für verschiedentliche Aufenthalte in Kassel.

Kurhessen gab es also nicht mehr – wohl aber eine kurhessische Diplomatie. Das zeigt auch die berufliche Laufbahn Wilhelm

7 Nationalgalerie Berlin, Inv.-Nr. AI 798. Dieses Porträt und einige weitere sind verstreut abgedruckt in Henkel: *Collected Literary Works*.

8 Museum Georg Schäfer, Schweinfurt, No. 2217 A.

9 Adolf Hinrichsen: *Das literarische Deutschland*. Berlin, Rostock 1887, S. 722f., hier S. 722.

Henkels. Seit 1855 wird er im Kasseler Adressbuch als »Sekretar im Ministerium des Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten« notiert. 1868 ging er als Hofrat bei der kurhessischen Gesandtschaft in Bern mit seiner Familie in die Schweiz. Doch nur vier Jahre später starb der Kasseler Diplomat in der Fremde. Seine Witwe und Tochter kehrten noch 1872 nach Deutschland zurück. Friederike Henkel suchte die Nähe ihres Bruders, lebte zunächst mit ihrer erwachsenen, musikalisch und literarisch sehr begabten Tochter¹⁰ zwei Jahre in Berlin, wo Karl Johann Arnold als Königlich-preußischer Hofmaler wirkte. Warum es die beiden Frauen 1873[74?] nach Eisenach verschlug, ist unklar.

Der gravierendste Einschnitt in Friederike Henkels Leben ereignete sich am 16.5.1880. Ihre Tochter Helene starb 29-jährig, nachdem sie knapp sieben Monate zuvor den Architekten und Künstler Karl Friedrich Wilhelm Weichardt (1846-1906) geheiratet hatte.¹¹ Die vereinsamte Schriftstellerin – die nach dem Tod der Tochter »ihre novellistischen Arbeiten fast ganz vernachlässigt«¹² hatte –, kehrte am 15.10.1884 in die Familienheimat Kassel zurück. Zwei Jahre später, am 14.9.1886, führte sie ihr Weg jedoch noch einmal in eine neue Stadt, erneut in des Bruders Nähe. Karl Johann Arnold lebte und arbeitete nämlich seit diesem Jahr in Weimar, weiterhin als königlicher Hofmaler. Friederike Henkel wohnte zunächst in der Schröterstraße; später dann in der Parkstraße in Weimar.¹³ Sie verbrachte hier ihre letzten 24 Lebensjahre und starb am 8.8.1910 mit 85 Jahren.

10 Brümmer schreibt von Kindern in der Mehrzahl (vgl. Franz Brümmer: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten. 6. Aufl. Leipzig 1913, Bd. 3, S. 152). Dafür fehlen jedoch Belege. Auch der von Graham erstellte Familienstammbaum der Arnolds weist Helene als Einzelkind aus.

11 Die genauen Daten verdanken sich den Recherchen Grahams, vgl. hier speziell [Graham:] Introduction, S. VII.

12 Brümmer: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten, S. 152.

13 Vgl. Sophie Pataky: Lexikon deutscher Frauen der Feder. Berlin 1898, S. 333.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Literatur realistisch, wieder einmal. Das heißt nicht etwa, dass sie die Realität selbst spiegelte. Mit ästhetischen Mitteln stellte sie Erfundenes so dar, als sei es real. Die Verführung zur Wirklichkeit versuchte sie durch erzählweltliche Stimmigkeit und durch den Bezug zur ›realen‹ Welt zu erreichen. Derart realistische Auseinandersetzungen, geführt im Erprobungs- und Simulationsmedium Literatur, wurden immer häufiger zur Frauensache: Die Zahl der Schriftstellerinnen wuchs. Und wenn Frauen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verstärkt zur Feder griffen, schrieben sie nicht selten über Frauen. Parallel zu und nicht selten in Synergie mit der ersten deutschen Frauenbewegung galt es, sich über Möglichkeiten und Grenzen weiblicher Lebensentwürfe zu verständigen. Am so genannten ›Frauenroman‹ schrieben zahlreiche Autorinnen erfolgreich mit. Friederike Henkel war eine von ihnen.

Ihre kreativen Jahre, zumindest diejenigen, in denen sie Literarisches veröffentlichte, stellen nur eine relativ kurze Zeitspanne in ihrem langen Leben dar: 1869–1880. Mit 43 Jahren fand sie endlich die Muße, vielleicht auch erst jetzt den Mut, sich literarisch zu äußern. Großer persönlicher Schmerz ließ sie elf Jahre später wieder verstummen. Bis dahin verfasste sie vor allem ›Frauenromane‹, und zwar mit Erfolg: Davon zeugen sowohl positive Kritiken (Hinrichsen spricht von »ihren, von der Kritik sehr günstig beurteilten selbständigen Werken«¹⁴) als auch wiederholte Neuauflagen, im Fall der *Herrin von Ibichstein* zudem zwei Übersetzungen.¹⁵

14 Hinrichsen: Das literarische Deutschland, S. 723.

15 Diese erschienen unter dem Titel *The Mistress of Ibichstein* (Übs. S.E. Boggs. New York: Holt 1884; Übs. M.J. Safford. New York: Munro 1887).

Henkels erster Roman erschien 1874 in der Zeitschrift *Über Land und Meer* (Bd. 2, Jg. 16/2), hier noch als ›Erzählung‹ bezeichnet: *Aus Langeweile*. Der Text wurde ein Jahr später in Stuttgart bei Hallberger, 1877 ein weiteres Mal bei der Deutschen Verlags-Anstalt (DVA) am gleichen Ort gedruckt. Ein erfolgreicher Start also – ihm folgten weitere Romanveröffentlichungen, mit denen Henkel ihren beiden Verlagen treu blieb: *Der Liebe Licht und Schatten* (Erstdruck 1875, weitere Ausgaben DVA 1875, 1878), *Wenn Frauen hassen* (Erstdruck 1879; weitere Ausgabe DVA 1880) und die hier neu edierte *Herrin von Ibachstein*. 1878 erschien der *Ibachstein*-Roman zweibändig bei der DVA in Stuttgart und Leipzig (2. Aufl. 1882), kurz darauf in Hallbergers »Deutscher Roman-Bibliothek« (o.J. [1879], Jg. 7, Bd. 1). 1880 folgte Henkels letzter ›Frauenroman‹, *Die Stiefschwestern*, gedruckt bei Schottländer in Breslau. Außerdem zeichnete die Autorin für einige andere Werke verantwortlich. Ihr unter dem Pseudonym ›Friedrich Arnold‹ erschienenenes Journal *Der Jugend Heimgarten* erschien in vier Auflagen (1899/1900, 1904, 1907, 1920). Damit schließt sich ein Kreis, denn es waren Geschichten für Kinder und Jugendliche, mit denen Henkel 1869 begann (*Sommermärchen*, illustriert von Bruder Karl Arnold, erschienen bei Oehmigke in Neu-Ruppin/Leipzig) und mit denen sie nun aufhört.

Friederike Henkels Romane handeln von Frauen, die im Rahmen einer gesellschaftlich normierten Rollenverteilung durch Höhen und Tiefen gehen und ein individuelles Lebensglück erstreben. Die Geschichten sind lebendig, flüssig, zuweilen mitreißend geschrieben. Sie kombinieren einen sezierenden Blick auf gesellschaftliche Zustände, menschliche Stärken und Schwächen mit einer (fast schon Jane Austin'schen, allerdings nicht ganz so humorvollen) Leichtigkeit des Erzählens. Sie unterhalten und bewegen bis hin zur Sentimentalität; sie zeigen differenzierte Charaktere und eine kluge Dialog- und Hand-

lungsdramaturgie, die das behutsam dahinfließende Geschehen strukturiert. Es sind Romane zwischen Realismus und Idylle, die durch klare, treffende Ausdruckskraft bestechen, aber auch gängige sprachliche Motive und Klischees montieren.

Der Roman *Die Herrin von Ibichstein*

Die Herrin von Ibichstein ist die spannende Geschichte einer eigenwilligen Frau, die in der noch höfisch geprägten Gesellschaft des 19. Jahrhunderts ihren Weg sucht und findet. Im Zentrum des Romans steht eine fiktive, unbenannte Residenzstadt, regiert von einem Herzogspaar mit seinen Kindern, dem Erbprinzen und der Prinzessin.

Erzählt Friederike Henkel von Kassel? Als Tochter eines Kasseler Hofmalers, als Ehefrau eines Kasseler Hoflehrers und Diplomaten, die fast 40 Jahre ihres Lebens hier verbrachte, kannte sie das höfische Treiben der Residenz aus eigener Erfahrung sehr genau. Im Roman ist einmal die Rede von »unserer kleinen Stadt«, in der sich gleichwohl eine »Landesbibliothek« befinde (ähnlich der 1580 vom hessischen Landgrafen Wilhelm IV. gegründeten Landesbibliothek in Kassel). Henkel bietet keine ausführlichen Stadt- oder Landschaftsbeschreibungen, die den Kassel-Bezug vollständig erhärten könnten, doch sie flicht weitere mehr oder weniger deutliche Spuren in ihren Roman ein: Eine solche Spur ist der »sogenannte ›Moosteich‹«, auf dem die Hofgesellschaft Schlittschuh läuft. Er hat sein Vorbild wahrscheinlich im 1722–1728 geschaffenen Aueteich, dem Großen Bassin in der Kasseler Karlsaue, auf dem von Beginn an Schlittschuh gelaufen wurde, Bürgertum und Adel gemischt. Auch der spätere deutsche Kaiser Wilhelm II., der von 1874 bis 1877 das Kasseler Friedrichsgymnasium besuchte und hier sein Abitur machte, vergnügte sich hier auf dem Eis. Bei der Schlittschuhpartie in der *Herrin von*

Ibichstein taucht ein Husarenoffizier auf, bezeichnet als »leichte Kavallerie«. Zu Henkels Zeiten war in Kassel ein Husarenregiment präsent – das kurfürstlich-hessische Leibregiment.

Noch handfester ist eine andere Spur: Das »Wilhelmsthor«, durch das die höfische Schlittenpartie »in die beschneite Landschaft hinaus« fährt, kann als fiktives Gegenstück zum realen Wilhelmshöher Tor gelesen werden, das aus der Stadt Kassel hinaus auf die Wilhelmshöher Allee führte. Von der vor dem Einmarsch der Franzosen 1806 begonnenen Anlage wurden nur die beiden Torhäuser fertiggestellt, die den heutigen Brüder-Grimm-Platz rahmen. Friederike Henkel geborene Arnold kannte das Tor persönlich sehr gut: Das Haus Nr. 4 am Brüder-Grimm-Platz beherbergte die Tapetenfabrik ihrer Familie.

In jedem Fall geht der Blick der Romanautorin weit über das Wilhelmshöher Tor, weit über Kassel hinaus. Sie erschafft in der *Herrin von Ibichstein* das literarische Gemälde einer vergnügungssüchtigen, selbstbezogenen Adelsgesellschaft, die sich mit Liebeleien und Schlittenpartien, Bällen und Porträtsitzungen, Teegesellschaften und Jagd die Zeit vertreibt. Trotzdem bietet der Text keine Schwarz-Weiß-Malerei wie mancher aufklärerische Roman des 18. Jahrhunderts, der der bösen Stadt und dem lasterhaften Hof das unschuldig-reine, natürliche Landleben entgegensetzt. Nein, bei Henkel man begegnet man positiven und negativen Figuren hier wie dort.

Und auch Langeweile, Nichtstun, Handlungsarmut finden sich hier wie dort: Sie prägen sich tief ein, diese langen, langen Tage im Leben der luxusverwöhnten Hofleute ebenso wie der verarmten Landaristokratie. Denn auch auf dem Gut Tossen in der Provinz lässt man andere arbeiten; selbst liest man, plaudert und geht spazieren. Dass Esther sich bei ihrer Familie, bestehend aus zwei unverheirateten altjüngferlichen Tanten und einem blinden Onkel, langweilt, ist verständlich. Sie fühlt sich angezogen von dem größeren Erlebniswert der Residenzstadt und des

Hofes. Hier wird sie dann, an der Seite ihrer ebenso herzlichen wie herrsch- und selbstsüchtigen Gönnerin, der Prinzessin, in alle möglichen romantischen Verwicklungen hineingezogen, die sie selbst allerdings kalt lassen. Ein zeitgenössischer amerikanischer Rezensent konnte übrigens kaum glauben, dass es an deutschen Höfen tatsächlich solche Sitten gebe, besonders solche Flirtstrategien wie die hier geschilderten ... Ununterbrochen werde Esthers Hand von verliebten Männern gepackt, gedrückt und geküsst: »If the author reflects on the manners of Court life in Germancy, Princes and their squires have very unfortunate ways of lugging and bauling around young women.«¹⁶

Zunehmend erkennt Esther die Schattenseiten des Hoflebens. Dazu gehört die stets spürbare Abhängigkeit von den Herrschenden, denen unbedingter Gehorsam entgegenzubringen ist. Jene Beziehungshierarchien kann auf Dauer auch ein freundschaftliches Entgegenkommen nicht verdecken. Esther flieht aus der Stadt. Es sind nicht nur gefährliche amouröse Verstrickungen, sondern mehr noch das demütigende Gefühl der Unterordnung, von dem sie sich befreien will. Von Anfang an ersehnt sie Unabhängigkeit – und erkennt drei Mittel zur Erreichung dieses Ziels: erstens ein Mann sein, zweitens reich sein, drittens sich nie verlieben.

Zum ersten Aspekt: Wirkliche Unabhängigkeit ist in ihren Augen nur für einen Mann möglich: »Ja, hätte mich die Natur zu einem Mann geschaffen!« sagte sie und zog die Augenbrauen finster zusammen. »Wie unabhängig wollte ich mir mein Dasein gestalten!« Unmissverständlich wird hier Kritik geübt an den zeitgenössischen engen Beschränkungen weiblicher Lebensführung, mit denen die Protagonistin ringt. Männlichkeit ist

16 Anonym: *New Publications: A German Novel*, in: *The New York Times*, 4.8.1884. Die Rezension bezieht sich auf die Übersetzung von S.E. Boggs.

ihr nun einmal verwehrt – abgesehen von einer Maskerade, die obendrein von der Prinzessin befohlen wurde.

Jedoch sind auch beim Geschlechterthema, ähnlich wie bei Stadt/Hof versus Land, die Trennlinien in Henkels Roman nicht einfach zu ziehen. Denn trotz der Anklage weiblicher Abhängigkeitsverhältnisse sind es gar nicht unbedingt die Männer, die sich als (geistig, materiell, emotional oder sozial) unabhängige Persönlichkeiten erweisen. Welche Männerriege tritt uns entgegen? In der Residenzstadt treffen wir auf den vergnügungssüchtigen Prinz Ludwig, den intriganten, lüsternen Adjutanten Graf Malstädt und den aufstiegsbedachten, devoten Höfling von Philbert. Allesamt scheitern an ihren Begehrlichkeiten. Auf dem Land begegnen uns der biedere, zuweilen sich anbietende Hausfreund der Familie von Tossen, Herr Günther, sowie der gütige, sanfte, aber auch schwache Onkel Walter. Eine Lichtgestalt unter diesen Vertretern des männlichen Geschlechtes, die entweder niedrige Charaktere oder im besten Falle unscheinbar sind, ist ein Mann, der erst der Stadt und dem Hof, dann dem Land angehört: Der junge Maler von Costar, ein attraktiver, durch Macht und Geld unbestechlicher, geistig und materiell unabhängiger Künstler.

Bei den weiblichen Romanfiguren lassen sich die faszinierenderen, stärkeren, komplexeren Persönlichkeiten finden. In der Stadt erlebt man die herrisch-egoistische, zugleich aber auch gefühlvolle und gutmütige Prinzessin Leonie sowie die starke, hellsichtige Tante Ernestine, die ihren Pflichten als Hofdame seufzend, jedoch mit freiem, unabhängigem Geist nachkommt. Auf dem Land regiert die energische, moralisch aufrechte, aber auch kühle und durch Armut verbitterte Tante Sophie das Gut Tossen. Ihre weichere, schwächere, lebensfrohe und liebevolle Schwester Philippine bildet das Bindeglied zwischen den Familienmitgliedern. Auf Schloss Ibichstein wiederum schaltet und waltet das eigenwillige und unkonventionelle, doch auch selbstsüchtige und herrische Fräulein von Uern. Bemerkenswerterwei-

se sind es also gerade Frauen, die allerorten dominieren. Friederike Henkels Roman erzählt von Herrinnen, nicht von Herren. Schon der Titel signalisiert dies unmissverständlich. Schließlich ist auch der Charakter Esther von Tossens differenzierter und ambivalenter angelegt als der ihres männlichen ›Gegenstücks‹ Costar. Esther ist wahrhaftig keine Lichtgestalt, die sogleich Sympathie erregt und Identifizierung ermöglicht. Sie ist hochmütig, eitel, anfällig für Luxus, Reichtum und Macht. Sie wirkt unberührbar und begegnet sogar denen, die sie lieben, stets mit Distanz (der Roman bietet als Erklärung Esthers frühe Verwaistheit an, die zu einer Schutzhaltung geführt habe).

Ein zweites, besonders wirksames Mittel zum Erreichen von Unabhängigkeit scheint Esther finanzielle Autonomie zu sein. Reichtum ist von Beginn an ihr großes Ziel – ein Ziel, das sich allerdings als trügerisch erweist. Das höfische Luxusleben bedeutet, wie sie allmählich erkennt, keineswegs Unabhängigkeit. Esther, die sich durch Irrtümer und Täuschungen hindurch zu einem aufrechten und starken Charakter entwickelt, entscheidet sich schließlich konsequent für ein ärmeres, aber selbstständigeres Leben auf dem Land. Und gerade, als sie die Nichtigkeit des Reichtums erkennt, fällt er ihr in den Schoß, in Form des geerbten Schlosses Ibachstein. Die junge Frau ist moralisch stark genug, um erneut auf den Reichtum zu verzichten. Ihrer Überzeugung nach steht das Schloss rechtmäßig dem unehelichen Sohn der Besitzerin, als der sich von Costar erweist, zu.

Zum dritten Mittel der Unabhängigkeit, dem Sich-(nicht)-Verlieben: Nach Esthers Überzeugung ist die Abwehr von Gefühlen unerlässlich, um unabhängig von anderen zu sein. Eigentlich fühlt sie sich in der Residenzstadt stark zu Costar hingezogen, was auf Gegenseitigkeit beruht. Doch beide verbergen ihre Gefühle aus Stolz und Angst vor Verletzungen. Besonders Esther will sich ihre Unabhängigkeit bewahren. Beharrlich hält sie fest am Grundsatz, sich nie emotional zu binden, und wird darin

von dem verschrobenen Fräulein von Uern bis zu deren Tod energisch unterstützt. Die enttäuschte alte Frau, die das Schloss Ibichstein nahe Tossen besitzt, sieht in der unnahbaren Esther ein willkommenes Instrument, ihren Männerhass auszuagieren. Der unheimlichen Manipulation der mütterlichen Freundin, die bis hin zu der Erbschaft unter bestimmten Bedingungen geht, kann Esther sich erst spät entziehen. Costar erweist sich als ähnlich dickköpfig wie Esther und will seinerseits auf das Erbe Ibichsteins verzichten. Am Ende wird mit der Vereinigung zweier Sturköpfe dennoch alles gut.

Oben wurde eine zeitgenössische Rezension der *Herrin von Ibichstein* zitiert, die in der *New York Times* vom 4.8.1888 erschien. Sie ist recht durchwachsen: Zwar sei der Roman lebendiger geschrieben als es gewöhnlich deutsche Romane seien, auch die Geschichte sei unterhaltsamer (immerhin!). Trotzdem steckten die deutschen Romanautoren einfach noch »in the very infancy of art«. ¹⁷ – John MacKenzie Graham, der Friederike Henkels Leben und Werk zehn Jahre lang erforscht hat, sieht das ganz anders. Die Romane der Kasseler Autorin gelten ihm als Beispiele dafür, dass man durch die Kenntnis historischer Texte und Kontexte auch die Gegenwart in ihrer Komplexität und mit ihren Herausforderungen besser verstehen könne. ¹⁸

17 Anonym: New Publications.

18 John MacKenzie Graham: Preface, in: Henkel: Collected Literary Works, S. IV.

Editorische Hinweise

Der Edition wurde der Zweitdruck zugrunde gelegt: Die Herrin von Ibichstein. Roman von Fr. Henkel, in: Deutsche Roman-Bibliothek zu Über Land und Meer. Stuttgart: Hallberger o.J. [1879], Jg. 7, Bd. 1, No. 23, S. 645-663 (Kap. 1-6); No. 24, S. 673-694 (Kap. 7-14); No. 25, S. 701-723 (Kap. 15-22); No. 26, S. 729-752 (Kap. 23-30). Die ursprüngliche Orthographie wurde beibehalten; nur offensichtliche Druckfehler wurden stillschweigend korrigiert. Typographische Hervorhebungen im Original wurden einheitlich kursiviert.

Für den Hinweis auf das Schlittschuhlaufen in der Kasseler Karlsaue im 19. Jahrhundert und entsprechende Belege danke ich Andrea Linnebach-Wegner.



Edition Wehrhahn

- Theodor Hildebrand: Der Vampyr, oder: Die Todtenbraut. Ein Roman nach neugriechischen Volkssagen [1828]. (Band 1)
- Johann Joachim Eschenburg: Über William Hogarth und seine Erklärer [1784–1804]. (Band 2)
- Zacharias Taurinius: Lebensgeschichte und Beschreibung der Reisen durch Asien, Afrika und Amerika [1799–1801]. (Band 3)
- Johann Hermann Detmold: Randzeichnungen. Vom Advokaten Detmold in Hannover [1843]. (Band 4)
- Émile Zola: Der Experimentalroman. Eine Studie [1880]. (Band 5)
- Edward Gibbon: Versuch über das Studium der Litteratur [1761]. (Band 6)
- Anonym: Der Augarten bey Wien. Eine erotische Erzählung [1795]. (Band 7)
- Alfred Lemm: Mord. Erzählungen und Versuche [1918]. (Band 8)
- Christian August Vulpius: Fernando und Kaliste. Ein spanischer Roman [1792]. (Band 9)
- Christian Cay Lorenz Hirschfeld: Von der Gastfreundschaft. Eine Apologie für die Menschheit [1777]. (Band 10)
- Paul Nikolaus Cossmann: Aphorismen [1898]. (Band 11)
- Johann Joachim Eschenburg: Kleine Geschichte des Romans von der Antike bis zur Aufklärung. (Band 12)
- August Klingemann: Romano. Roman in zwei Teilen [1800/01]. (Band 13)
- Pedro Calderón de la Barca: Die große Zenobia. Übersetzt von J. D. Gries [1625]. (Band 14)
- Christian Ludwig Willebrand: Geschichte eines Hottentotten, von ihm selbst erzählt [1773]. (Band 15)
- Abraham Gotthelf Kästner: Lehrgedichte. (Band 16)
- Karl Ludwig von Knebel: Gedichte. (Band 17)
- Georg von der Gabelentz: Das Rätsel Choriander [1929]. (Band 18)
- Alexander von Ungern-Sternberg: Physiologie der Gesellschaft. In Briefen eines Vaters an seinen Sohn. Ein Beitrag zu Knigge's Umgang mit Menschen [1844]. (Band 19)
- Johann Jakob Engel: Der Philosoph für die Welt [1775, 1777, 1800] (Band 20)
- Justus Friedrich Wilhelm Zachariae: Murner in der Hölle. Ein scherzhaftes Heldengedicht [1757] (Band 21)
- Friederike Henkel: Die Herrin von Ibichstein. Roman [1879] (Band 22)